Der grüne Pelz.

Zweiter Theil.

Der grüne Pelz.

Roman

von

Philipp Galen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1863.

Erstes Kapitel.

Baron Haas von Haasencamp auf dem Kolkhof.

Wenn man die Geschäfte, die der Legationsrath auf Sellhausen nicht umgehen konnte, nach der Art und Weise beurtheilen wollte, in welcher er von dem Hofe zu Kranenberg abritt, so mußten sie in der That sehr dringend sein, denn der alte Braune war ganz erschrocken, als ihm die Sporen so ganz unerwartet in die Seite gesetzt wurden und er nun eine Strecke so flüchtig durchlaufen mußte, daß ihm fast der Athem ausging. Bodo schien es indessen in der That nur darum zu thun zu sein, den öden Hof und Alles, was ihn an die letzten Stunden erinnern konnte, so bald wie möglich aus den Augen zu verlieren, und als er etwa eine halbe Meile im schärfsten Trabe geritten war und sich schon längst wieder auf neutralem Ge=

biete befand, zog er die Zügel an, ließ den braven Gaul verschnaufen und blieb geraume Zeit, nichts um sich her sehend, nichts hörend, in ein trübes Sinnen verloren, was sonst gar nicht in dem Wesen des immer gleich heiteren und thatkräftigen Mannes lag. Die Stimmung aber, in der er sich jetzt befand, harmonirte vollkommen mit dem fahlen Grau des Himmels, der schon den ganzen Tag mit Regen gedroht und ihn doch nicht herniedergesandt hatte, dafür aber ein gries-grämiges Gesicht zeigte, als wolle er der ganzen Welt seine Unzufriedenheit mit ihrem schnöden Thun und Treiben bezeugen.

Je weiter aber Bodo seinen Ritt heimwärts fort-setzte, um so mehr arbeitete er sich aus den bitteren Gefühlen empor, die von verschiedenen Seiten her sein Herz bestürmten, und als nun allmälig bei frischer werdendem Winde der Himmel sich lichtete, plötzlich die Nachmittagssonne aus dem düsteren Gewölk brach, das um ihn wogende Grün der Felder vergoldete und warme Strahlen herniedergoß, da war es, als ob ein belebender Hoffnungsstrahl in sein Inneres selbst ge-drungen sei, und mit heiterem Angesicht blickte er wie-der um sich her und begrüßte mit wahrem Wonne-schauer die mit einem Mal so freundlich gewordene Welt. O wie glücklich war er jetzt, noch eine fried-

liche Heimat zu besitzen, die ihm nicht den Anlaß zu Groll und Widerwillen bot, wie er ihn eben erst überstanden, und wie rasch ließ er nun wieder den Braunen laufen, um sie so bald wie möglich zu erreichen und den bevorstehenden schönen Abend noch in aller Ruhe und in vollem Behagen zu verbringen.

Es war noch nicht ganz sechs Uhr, als er sein stattliches Haus mit dem schmucken grünen Vorgarten vor sich liegen sah. Viele Dienstleute des Hofes waren ämsig auf den Feldern beschäftigt, und die Thiere, die in seiner Nähe weideten oder ihn selbst belebten, namentlich die Tauben mit dem schneeigen Gefieder, tummelten sich fröhlich umher, auf der Erde und in den Lüften, als wollten sie den so spät gebotenen Sonnenschein noch nach besten Kräften genießen.

Der alte Kutscher sah seinen Herrn schon von Weitem durch das Hofthor reiten und eilte flugs auf die Rampe, um ihm das dampfende Pferd abzunehmen; dabei erfreute er sich wie gewöhnlich eines leutseligen Grußes Seitens des jungen Herrn, den alle Bewohner des Gutes stets lieber kommen als gehen sahen.

„Ist Alles in Ordnung, Justus?“ fragte der Herr den alten Diener.

„Alles in Ordnung, Herr von Sellhausen!“ erwiderte der Gefragte, und das Auge mit schlauem

Blinzeln auf das schnaubende Pferd richtend, setzte er gutmüthig hinzu: „Aber den alten Braunen haben Sie tüchtig warm geritten. Nächstens werden Sie sich doch einen anderen Gaul anschaffen müssen.“

„Warum, Justus?“

„Ei, weil ein junger Herr auch ein junges Pferd haben muß!“ lachte der Alte, indem er den Braunen in seine Decke hüllte und nach dem Stalle führte.

Bodo sprang lächelnd die Stufen hinauf und da ihm Rieke oben entgegenkam, fragte er sogleich nach Fräulein Treuhold.

„Ich werde sie sogleich rufen, gnä — Herr von Sellhausen! Wohin befehlen Sie sie?“

„Thu das — ich werde sie in ihrem Zimmer erwarten.“

Wenige Augenblicke später kam die alte Dame mit keuchendem Athem aus den unteren Haushaltsräumen herbeigelaufen, und als sie ihren lieben Herrn mit fröhlichem Gesicht ihr entgegentreten sah, rief sie munter:

„Mein Gott, Herr Legationsrath, sind Sie schon wieder da? So früh? Das habe ich nicht erwartet. Und Sie sehen noch dazu so heiter aus? Ah, Sie haben gewiß Vergnügen gefunden, wo Sie nur eine Last vermutheten, nicht wahr? Sehen Sie wohl, wie

sich Alles besser gestaltet, als man denkt? Man muß nur erst einmal ernstlich den Anfang machen!"

„O nein, meine Liebe, Sie irren sich. Ich habe wahrhaftig kein Vergnügen genossen und die Last sogar noch größer gefunden, als ich sie mir vorgestellt. Ich bin nur so heiter und glücklich, weil ich wieder zu Hause, bei Ihnen bin und den schönen Abend nun noch in aller Muße genießen kann. Erkennen Sie nun, wie gut es war, daß ich so früh fortritt? — Aber noch Eins, liebe Treuhold. Wenn wir heute Abend essen, lassen Sie uns ein gutes Glas Wein trinken, ich bin vollständig abgemattet von Allem, was mir durch's Herz gegangen ist und was ich bis jetzt keinem Menschen habe verrathen dürfen."

„Durch das Herz ist Ihnen etwas gegangen?" fragte Fräulein Treuhold, auf's Höchste verwundert und nachdem ihre Neugier aus dem leichten Schlummer geweckt war. „O, bitte, erzählen Sie, wenn ich es wissen darf — was ist Ihnen auf Kranenberg begegnet? Haben Sie Alle zu Hause getroffen?"

„Leider Gottes, ja, liebe Treuhold, sie waren Alle da, mir zum Jammer! Aber das sage ich Ihnen gleich heute: auf Kranenberg bin ich zum ersten und letzten Mal gewesen und es giebt keine Macht auf der Welt, die mich zu einer Wiederholung dieses Besuches zwingen

könnte. Solche Gesellschaft kann mir nicht nützen, mich nicht erfreuen, nicht einmal unterhalten; mit ihr ist ein fremder Tropfen in mein Blut gekommen und er muß wieder ausgestoßen werden, sonst gehe ich innerlich zu Grunde. Ah!"

Hierauf setzte er sich in seine Lieblingsecke und erzählte dem aufmerksam lauschenden Fräulein, was ihm begegnet, wie er empfangen und wie seltsame Neigungen und Vorgänge er in der ihm verwandten Familie getroffen habe. Was man ihm jedoch in Bezug auf die Grotenburgs gesagt — jene erbärmlichen Anspielungen auf den Wunsch oder gar Willen seines Vaters, dessen Erfüllung man nicht im Geringsten zu bezweifeln schien — verhehlte er, denn er wollte die frische Wunde, die man seinem Ehrgefühl versetzt, nicht wieder aufreißen; auch war die geistige Nahrung, die er der treuen Haushälterin mit der übrigen Erzählung bot, reichlich genug und sie war über Alles und Jedes so erstaunt, daß sie erst gar nicht die passenden Worte finden konnte, nachdem Bodo seine Erzählung beendet.

„Ach du lieber Gott," sagte sie endlich, die Hände in ihrem Schooße faltend und den Kopf bedenklich von einer Seite zur andern neigend, „also so war es? Nun weiß ich es doch und beinahe habe ich mir nichts Anderes gedacht, denn so war es ja auch schon früher,

und Ihr seliger Herr Vater hat mir selbst oft genug sein Herzeleid darüber geklagt. — Aber nun, lieber Herr, machen Sie es sich bequem, Sie sehen ganz erhitzt aus und Ihr schöner Frack ist voll Staub, als hätten Sie auf dem Felde damit gearbeitet. Darf ich Ihnen irgend eine Erquickung auf Ihr Zimmer schicken?"

„Ich danke für Alles und bin schon jetzt hinreichend erfrischt. Nur habe ich etwas Appetit mitgebracht, denn über die viele himmlische Speise bei der Baronin habe ich wenig an die irdische gedacht. Lassen Sie uns also, wenn es geht, bald nach Sieben etwas genießen, dann können wir noch den schönen Abend im Garten ungestört verbringen. Adieu, meine Liebe!"

„Das soll geschehen, gewiß, lieber Herr — und Adieu bis um Sieben!"

Mit diesen Worten trippelte die gute Alte rasch nach der Küche hinunter, um ihre Befehle zu geben, während Bodo den Weg nach seinem Zimmer einschlug, um es sich bequem zu machen, wie ihm gerathen war.

In Gedanken noch mit der eben beendigten Unterhaltung beschäftigt, trat er in sein Zimmer, ohne sogleich nach einzelnen Gegenständen darin sich umzublicken. Nur das freundliche Ganze, das ihn hier umgab und ihm gleichsam mit heimatlichem Gruße

entgegenkam, erfüllte ihn mit jenem unsagbaren wohligen Gefühl, welches uns beschleicht, wenn wir uns glücklich und heimisch bei uns selber fühlen, was leider nicht allen Menschen und dem damit begabten selbst nicht zu jeder Zeit beschieden ist. Fast augenblicklich aber zog ihn der weite Fernblick über das unabsehbare Thal an und er trat an das geöffnete Fenster und schaute mit einem Antlitz in die frisch aufgelebte Natur hinaus, das seine angenehmen Empfindungen lebhaft widerstrahlte.

Ueppig und reich, gleichsam schwer mit seiner goldenen Wucht, lag der abendliche Sonnenschein auf dem Strome, den Bergen und Wäldern und den weithin gestreckten grünen Auen. Nur hie und da schon wurden die Schatten der Wipfel auf den Felsen länger und brachten in dem blauen Wasserspiegel jene wunderbar farbenreiche Lichtmischung hervor, die kein Pinsel malen und kein Wort des Dichters beschreiben kann. Still und friedlich ruhten die rothen Felsen da drüben auf ihrer unerschütterlichen Grundmauer, das Wasser rauschte majestätisch mit leisem Geflüster seine ewige Bahn und nur einzelne Vögel flatterten zwitschernd von Zweig zu Zweig, bevor sie sich in ihren friedlichen Nestern zur Ruhe begaben.

Bodo sog Augen und Brust voll von diesem er-

freulichen Anblick, bis auch sein Herz davon gefüllt war und die vorher aufgeregten Empfindungen desselben wieder in ihrem alten Geleise ruhig dahinschwammen. Da erst schloß er das Fenster, drehte sich um und begann, ohne den Blick zu erheben, sich umzukleiden, um es sich auch so ein wenig behaglicher zu machen.

In diesem Augenblick glaubte er einen eigenthümlichen süßen Duft im Zimmer wahrzunehmen. Er schaute auf und da sah er in der Mitte seines Büchertisches ein herrliches Bouquet stehen, worin die schönen Frühlingsblüthen kunstvoll vereinigt waren, die auch draußen den Garten mit lieblicher Würze erfüllten. Auf seinem Schreibtische aber, dem Tintenfaß gegenüber, stand ein kleiner Glaskorb mit frischgepflückten Veilchen, die zumeist den lieblichen Duft durch das Zimmer verbreiteten.

„Was ist das?" sagte er. „Veilchen, noch in so vorgerückter Jahreszeit? Welche Hand und wo hat sie sie gepflückt? Ah, sieh' da — jetzt sehe ich es erst — man ist auf meinem Zimmer gewesen und hat einige Ordnung darin hervorgezaubert. Das ist hübsch, das ist artig, das ist gütig."

Er blickte sich jetzt genauer in seinem kleinen Heiligthum um und fand, daß allerdings ein sehr aufmerksamer Sinn und eine geschickte Hand hier thätig ge-

wesen sein müsse. Die schönen Blattpflanzen auf dem Blumentisch waren mit einem feuchten Schwamme zierlich gereinigt; die Bücher, ohne daß man ihre Lage und Stellung im Geringsten geändert, waren von allem Staube befreit, den ein einzelner Mann nur zu leicht und ohne ihn zu bemerken, darauf gerathen läßt; seine kleinen Statuen und Bilder, kurz Alles in Allem war sauber und blank, als wäre es eben erst aus der Hand seines ersten Schöpfers hervorgegangen.

Bodo stand eine Weile und schaute auf das in der Stille verrichtete Werk mit angenehmer Ueberraschung hin. Nachdem er sich aber wiederholt von Einem zum Andern gewandt, sagte er endlich zu sich: „Ei, man hat es gut mit mir gemeint, so viel ist gewiß — nehmen wir es dankbar an. Ich will nicht fragen, welche Hand hier oben thätig gewesen, es ist so unterhaltend, von unsichtbaren Geistern bedient zu sein, und will ich es erfahren, so kommt man in geheimnißvollen Dingen durch Schweigen oft am besten zum Ziele. Also still vor der Hand, der unsichtbare Geist mag weiter walten und die Zeit wird uns auch dies Räthsel lösen."

Punkt sieben Uhr fand sich der Legationsrath im Speisezimmer ein und gleich nach ihm kamen Fräulein

Treuhold und Gertrud, während Herr Hinz fast bis gegen das Ende der Mahlzeit abwesend blieb. Ersterer begrüßte die Tochter des Meiers freundlich und erkundigte sich, wie sie den Tag zugebracht, und erst während sie ihm mit ihrer sanften Stimme Antwort auf diese Fragen gab, fielen seine Augen auf den wie am gestrigen Tage zierlich geschmückten Tisch.

Eben setzte man sich, da trat Rieke ein und trug eine Schüssel mit herrlichen Forellen, silberweiß und blau, mit purpurnen Flecken gesprenkelt und mit zartem Grün und duftigen Citronenscheiben appetitlich ausgeputzt, auf den Händen.

„Was ist das?“ fragte Bodo überrascht. „Meine Lieblingsspeise zum ersten Mal hier auf dem Tisch? Forellen? Ei, Fräulein Treuhold, Sie sind ein weiblicher Zauberer — wo haben Sie die gefangen?“

Fräulein Treuhold lächelte mit einer gewissen inneren Genugthuung vor sich nieder, warf dann das Auge auf Gertrud und deutete mit der Hand auf sie hin. „Sie thun mir zu viel Ehre an, Herr Legationsrath,“ sagte sie scherzend, „ich verstehe nichts von Zauberei. Wenn es aber eine solche Person unter uns giebt, so ist es die Trude, bei der mögen Sie sich für die Forellen bedanken.“

„O nicht doch!“ erwiderte diese leicht und natürlich

erröthend. „Nicht ich, Herr von Sellhausen, kann diesen Dank annehmen. Mein Vater vielmehr hat sich erlaubt, sie mit einigen Blumen zu senden. Er hat sie aus unserm Bache fischen lassen, der reich genug daran ist."

„So, so ist die Sache!" rief Bodo munter. „Nun, dann soll auch der gute Meier bei unserm ersten Glase zuerst genannt und gerühmt werden. Ihres Vaters Wohl — mein Fräulein! Und wohl bekomm' es uns Allen!"

Man aß und trank in der heitersten Stimmung und der von seinem Ritt vorher so Ermüdete war der Munterste von Allen. Niemals hatte ihn Fräulein Treuhold so lebhaft und anhaltend erzählen hören. Er sprach von seinen Reisen, berichtete kleine im Morgenlande erlebte Abenteuer, wo er mit seinem Gesandten irgend einen Fürsten in Kleinasien besucht, und war endlich so tief in dergleichen Mittheilungen gerathen, daß er gar nicht zu merken schien, was für aufmerksame Zuhörerinnen er an seiner Seite hatte. Gertrud vor Allen war völlig Ohr. In dieser Weise hatte sie noch nie einen Mann sprechen hören und solche Erlebnisse hatte ihr noch Niemand von sich selber berichten können. Nur sehr selten warf sie einige Fragen dazwischen, wenn ihre Wißbegierde sie dazu drängte, und Bodo

war ein so gefälliger Erzähler, wußte stets eine so erschöpfende Antwort zu geben, daß die Belehrung und in Folge dessen die Befriedigung nicht ausbleiben konnte.

Endlich entstand eine längere Pause. Bodo schaute, wie sich auf etwas besinnend, auf seinen Teller und Gertrud machte schon Miene, sich zu erheben, als Fräulein Treuhold plötzlich sagte:

„O, reiten Sie doch alle Tage aus, dann kommen Sie immer hübsch gesprächig Abends nach Hause. Das ist noch einmal so interessant als früher. Auf morgen, meine liebe Gertrud, können wir uns im Voraus freuen. — Sie bleiben doch dabei, morgen nach dem Kolkhof zu gehen, Herr Legationsrath?"

Bodo fuhr aus seinen Gedanken auf. „O, o," sagte er ernst, „woran erinnern Sie mich da! Also ich soll und muß das so ungern Begonnene fortsetzen? Nun ja, leider werde ich morgen nach dem Kolkhof gehen. Der Kelch, den ich einmal an die Lippen gesetzt, muß geleert werden, und morgen — morgen, meine Liebe, komme ich noch lange nicht auf seinen Grund!"

Und er seufzte dabei auf, was der guten Alten einen wahren Stich durch das Herz gab, denn daß ihr junger Herr sich so glücklich zu Hause fühle, hatte sie nur noch mit größerer Zärtlichkeit für ihn erfüllt.

Bald darauf, gerade als Herr Hinz in's Zimmer trat, um sein Gericht Forellen zu verzehren, erhoben sich die drei Andern. Bodo zündete eine Cigarre an und fragte das Fräulein, ob die Damen mit in den Garten kämen? Man beantwortete die Frage dadurch, daß man ihm sogleich folgte und nun dauerte es nicht lange, so war das vorher bei Tische abgebrochene Gespräch wieder im besten Gange, der Legationsrath wurde heiter wie zuvor und erzählte den beiden Frauen so viel als sie hören wollten. Als es aber dunkler im Garten wurde, verlor sich Gertrud fast wie ein abendlicher Hauch in die Ferne und Bodo nebst seiner Haushälterin spazierten allein noch lange in den ebensten Gängen auf und nieder.

„Nun," sagte die alte Dame lächelnd, als sie zu bemerken glaubte, daß ihr Herr allmälig sehr still geworden war, „nun, mein lieber guter Herr, wie steht es mit dem fremden Tropfen Blut, den man Ihnen heute eingeflößt? Wühlt er noch immer in Ihren Adern?"

Bodo blieb stehen, sah die alte gutmüthige Frau, deren Umrisse er nur noch undeutlich erkennen konnte, fragend an und erwiderte: „Ei, das ist ja ganz was Neues! Fangen auch Sie an, ein wenig ironisch zu werden?"

Fräulein Treuhold faßte vertraulich seinen Arm. „O, nicht doch," rief sie fast kläglich, „ironisch wollte ich gewiß nicht sein. Aber jener Ausdruck — Sie haben ihn ja selbst gebraucht — summte den ganzen Abend in meinen Ohren und nun kam er mir auf die Lippen. Ich bitte um Verzeihung deshalb."

„Ah, so war es gemeint! Nun, dann will ich Ihnen ernstlich sagen, daß das Gift glücklicher Weise noch nicht tief gedrungen war. Auch giebt es Gegengifte, wie Sie wissen und — und —"

„Nun," fragte die Alte verwundert, als er plötzlich, wie mit sich selbst uneins, schwieg, „wo hätten wir denn hier das Gegengift?"

Der Legationsrath lachte fast laut. „Sie denken am Ende gar," versetzte er, „ich meine Sie damit, Treuhold! Ach nein, diesmal zielte ich nicht auf Sie, auf keinen Menschen überhaupt —"

„Auf was denn? O so sagen Sie es doch!"

„Sie errathen das nicht? O, wie vergeßlich Sie sind! Auf was denn anders, als auf — die Forellen, die der gute Meier uns heute geschickt hat. Ah, ja, nun staunen Sie!"

„Nein, ich staune nicht, aber ich werde ihn öfter um ein solches Gericht bitten, da es bei Ihnen eine so gute Wirkung hervorbringt."

„Thun Sie das und ich bedanke mich im Voraus dafür. Aber nun gute Nacht — da ist Ihre Thür und hier meine Treppe. Schlafen Sie wohl, liebe Treuhold!"

„Gute Nacht — heute sehr — gnädiger Herr!"

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr stand der alte Braune wieder auf der Rampe vor der Thür, um seinen Herrn zu erwarten und zu seinem zweiten Besuche nach dem Kolkhof zu tragen. Fräulein Treuhold lag im offenen Fenster, um ihn abreiten zu sehen, aber sie mußte ihre Geduld etwas auf die Probe stellen, bis er kam. Endlich trat er in ihr Zimmer, sagte ihr Lebewohl und ging dann hinaus, um aufzusteigen. Als er schon bei dem Pferde stand und eben die Zügel ergriffen hatte, zögerte er noch, sah sich noch einmal nach dem Hause um und blickte flüchtig nach den Fenstern empor.

„Wünschen Sie noch etwas, Herr Legationsrath?" fragte die alte Dame, die ihm vor die Thür nachgetrippelt war.

„Daß ich nicht wüßte — aber da ich Ihrer Nichte keinen guten Morgen bieten konnte, sind Sie wohl so gut, ihr denselben in meinem Namen zu überbringen." Dabei stieg er in den Bügel und schwang sich leicht in den Sattel.

„Das will ich thun," erwiderte Fräulein Treuhold, die Treppe herunterkommend und dicht neben das Pferd tretend, das noch immer nicht in Gang gesetzt wurde. „Vielleicht gehen wir heute zum Meier und machen uns auch einen vergnügten Tag," fügte sie scherzend hinzu.

„Ah, ja, da thun Sie recht. Grüßen Sie den Meier von mir und er soll mich bald besuchen. Vergessen Sie das nicht."

„Nein, nein," rief sie hastig, da der Braune endlich langsam fortging, „soll ich ihm auch etwas über die bewußten Forellen bestellen?"

Bodo nickte herzlich. „Natürlich," rief er zurück, „meinen besten Dank, doch den werde ich nächstens persönlich überbringen."

Damit trabte der Braune fort und bald war er mit seinem Reiter hinter dem Hofthor verschwunden. —

Des Reiters Weg wandte sich diesmal gegen Norden, dem Laufe der Weser folgend, die er erst wieder verließ, als er nur noch eine Viertelmeile vom Kolkhof entfernt war, der in einer Niederung im Westen von Sellhausen lag und ehemals von einer schönen Buchenwaldung umgeben war, die der Sturmwind menschlicher Leidenschaft auch schon vom Erdboden vertilgt hatte.

Bis zu dem Beginn der ehemaligen Waldung, wo jetzt leidlicher Roggen stand, legte Bodo den Weg in einer Stunde zurück, von jetzt an fing er an langsam zu reiten, zumal er nicht, wie am vorigen Tage, den Regen zu befürchten hatte, da der Himmel zwar leicht bewölkt, aber nicht trübe war.

Während er nun in ziemlich ruhiger Gemüthsstimmung seinem Ziele zureitet, wollen wir uns mit diesem Ziele selbst beschäftigen und dem Leser einen kurzen Ueberblick über die Personen und Verhältnisse daselbst zu geben versuchen.

Der Kolkhof war, wie schon sein Name andeutet, nicht immer der Sitz eines Edelmanns, vielmehr früher nichts als ein großer Bauernhof gewesen, der erst von dem Großvater des jetzt darauf wohnenden Barons zu einem Rittergut vergrößert und mit allen seinen Umgebungen in vortrefflichen Stand gesetzt worden war. Allein die Blüthe des neuen Herrensitzes sollte nicht lange dauern, denn schon der Sohn Jenes fing die alten Waldungen an auszuroden und zu Gelde zu machen, in der Meinung, das baare Capital könne ihm mehr Vortheil und Vergnügen bringen, als das grüne Holz, das ja schon Jahre genug gestanden und sich die Welt angesehen habe.

Eine ähnliche Ansicht von dem noch immer an=

sehnlichen Hochwalde hegte auch der jetzige Baron Haas von Haasencamp. Obgleich er recht gern bisweilen auf ein edles Wild jagte, so sah er nicht ein, warum er nur auf seinem Territorium jagen solle und nicht eben so gut Freunde und Nachbarn mit seiner Gesellschaft beglücken könne, und so schlug er den herrlichen Wald ganz nieder und verkaufte ihn, was ihm zur Zeit eine hübsche Summe Geld eingebracht haben mag. Allein ein rechter Segen entsprang ihm aus diesem Thun nicht. Das Geld saß in seiner Hand nicht so fest, wie die Bäume so lange im Boden gesessen, und bald waren nicht nur der Wald, sondern auch die Mittel verschwunden, die er seinem Besitzer eingetragen hatte.

Baron Haas war, wie wir wissen, der Bruder der Baronin Kranenberg und hatte eine Schwester des Barons Grotenburg zur Frau gehabt. Er war seit einer Reihe von Jahren Wittwer und man sagte, daß er erst nach dem Tode seiner Gemahlin lustig zu leben begonnen und sich die einsamen Tage zu nutze gemacht habe, die ihm Gott, der Herr, in diesem Jammerthale zugedacht.

Im Gegensatz zu seiner frommen Schwester, der er auch äußerlich in keinem Zuge glich, da er eben so kupferroth im Gesicht, wie sie gelb, eben so rund und

kugelig in der Gestalt, wie sie mager, war er ein Lebemann im vollen Sinne des Worts, der den lieben Gott, wie das alte Sprichwort sagt, nach Belieben schalten und walten ließ und zu seiner Devise das ebenfalls gebräuchliche Wort: „Leben und leben lassen" gewählt hatte. Außerdem war er eine Art lustiger Person, mit der sich unter Umständen ganz wohl verkehren ließ, stets gut gelaunt, immer zufrieden, als Wirth gegen Gäste so freigebig, wie vergnügt und genußsüchtig, wenn er bei Andern zu Gaste war.

Drei besondere Eigenschaften aber besaß noch der Baron, und wenn wir diese dem Leser entwickelt haben, glauben wir vollständig unserer Schuldigkeit gegen ihn nachgekommen zu sein.

Zuerst war Haas von Haasencamp der Sohn und Nachkomme eines alten Geschlechts, das sich bis in das graue Mittelalter hinein verlor und der Ueberlieferung nach stets große Thaten in Bezug auf den „Humpen" verrichtet haben soll, weshalb es auch einen solchen neben einem kleinen Hasen in seinem Wappen führte, für welches letztere Symbol wir keine besondere Erklärung liefern können, was auch nicht nöthig ist, da es sich vielleicht von selbst erklärt. Nichtsdestoweniger war aber der jüngste und kleinste Haas auf seine Abstammung von den alten Haasen sehr stolz,

indem er oft siegreich die Ansicht verfocht, daß es nicht selten ein Beweis größerer Lebensklugheit sei, zu Zeiten recht schnell zu laufen, als Zeit und Raum verlierend, immer auf demselben Punkte stehen zu bleiben, womit wir bei Leibe nicht gesagt haben wollen, daß Haas von Haasencamp zu den Männern irgend einer Fortschrittspartei gehöre.

Der zweite besondere Punkt in seinem Wesen war die Art und Weise, wie er das Leben selbst ansah und wie es nach seiner Meinung genossen werden müsse, wenn man am Ende seiner Tage das Recht haben wolle, zu bekennen, daß man es wirklich wie ein ächter Nachkomme der alten Ritter genossen habe. Mit einem Wort: ihm ging Nichts über ein herrliches Diner und einen Keller mit Wein gefüllt, vorausgesetzt, daß derselbe nicht zu klein war.

Für diese beiden Hauptlebensgenüsse war ihm eigentlich, wie schon zum Theil seinem Vater, sein ganzes Vermögen unter den Händen weggeschlüpft. Was gab es Schöneres und Edleres für ihn auf Erden, als mit ein paar guten Freunden an einer reich besetzten Tafel zu sitzen und wenigstens sechs Sorten des köstlichsten Weines — nicht zu probiren, denn das lohnte die Mühe nicht — sondern davon so viel wie möglich zu vertilgen, da ja doch der liebe

Gott „das Getränk" nur zu diesem Zwecke geschaffen habe!

So war denn für seine Küche und seinen Keller von jeher auf das Umständlichste und Vortrefflichste gesorgt. Er besaß eine Köchin, von weither verschrieben, die ihres Gleichen — seiner Ansicht nach — in der ganzen übrigen Welt, selbst bei Fürsten und Prälaten, vergebens suchte, und da diese als eine viel erfahrene und sehr schlaue Person auch wußte, was sie in den Augen ihres Herrn werth war, so verstand sie es trefflich, sich alljährlich einen höheren Lohn zu bedingen, da schon die bloße Drohung, sie wolle den Kolkhof verlassen, einen Orkan von Furcht und Besorgniß in dem Herzen des edlen Haas herbeiführte. Beiläufig gesagt, eine Drohung, die auszuführen sie am wenigsten die Neigung besaß, weil sie selbst am besten berechnen konnte, wie gut es ihr in des Kolkhofs Küche ging, wo sie als absolute Souverainin gebot und höchstens einen Nebenbuhler besaß, dessen Freundschaft zu erwerben und zu bewahren sie listig genug gewesen war.

Dieser Nebenbuhler in der Gunst des Barons war Niemand anders, als der Kellermeister, ein ehemaliger gewiegter Küper aus einem großen Weingeschäft in jener herrlichen kleinen Rheinstadt, die „des söffigen

Weines" und der „rothnasigen Küper" mehr wie Sand am Meere beherbergt.

Dieser Kellermeister verstand es meisterhaft, den gnädigen Herrn Tag für Tag auf die Gefahr aufmerksam zu machen, daß einmal zehn Jahre auf einander folgen könnten, in denen kein trinkbares Glas Wein producirt würde, und so erhielt er die Vollmacht, bei Zeiten dafür zu sorgen, daß niemals eine sichtbare Lücke in irgend einem gesegneten Jahrgange entstände.

Alles was sich im Bereiche des Kolkhofes befand, hatte Ursache, mit dieser wohlthätigen Fürsorge zufrieden zu sein, am meisten der Küper, die Köchin und etwa in dritter Reihe der gnädige Herr selber, der höchstens die Unkosten zu tragen hatte, wo jene „das Kosten" zu ihrem Hauptaugenmerk gemacht hatten.

Die dritte hervorragende Eigenschaft des jüngsten Haas endlich war seine sogenannte classische Bildung, auf die er kaum weniger stolz war, als auf sein Wappen, seine Küche, seinen Keller und Diejenigen, welche den beiden letzteren vorstanden.

Baron Haas von Haasencamp war nämlich einer der wenigen unter seinen Freunden und Nachbarn, der sich rühmen konnte, eine gelehrte Schule besucht zu haben; er war sogar bis zu der hohen Stufe eines

Tertianers emporgestiegen, als sein Vater wegen des bereits vorgerückten Alters „des Studenten" erklärte, daß es nun genug der Gelehrsamkeit sei, daß die Welt noch andere Ansprüche an den Sprößling eines edlen Hauses mache und daß er es für gerathen halte, der mit Latein vollgestopfte Tertianer gehe mit einem Hofmeister auf Reisen, um nach einigen Jahren als vollendeter Weltmann und Philosoph vom reinsten Wasser in sein väterliches Haus zurückzukehren.

Haas von Haasencamp kehrte auch wirklich wenigstens als Philosoph von seinen Reisen zurück; er hatte große Studien in der menschlichen Vollkommenheit gemacht, und Dank der edlen Tertia und seinen Reisen gehörte er zu den Edelleuten seiner Nachbarschaft, die sich wegen ihres Wissens und Könnens in gewissen Punkten menschlicher Leistungen „sehen lassen" konnten.

Haas war also ein ungemein classisch gebildeter, sogar gelehrter Herr geworden — nach seiner eigenen Meinung wenigstens — er hatte eine Menge lateinischer Vocabeln im Gedächtniß bewahrt, die er selbst in nun vorgerücktem Alter bei jeder Gelegenheit an den Mann zu bringen suchte, wobei freilich zu bemerken ist, daß die grammatikalische Richtigkeit niemals in die Wagschale fiel, was bei Menschen seiner Gattung auch durchaus nicht nöthig ist, da es für sie schon ge-

nügt, ein lateinisches Wort, ob richtig, ob falsch zu sprechen, um für ein großes Licht gehalten zu werden.

Desgleichen hatte sich Haas von seinen Reisen eine hübsche Auswahl fremder Wörter mitgebracht, die er gelegentlich aufzutischen liebte, die er aber, wie sein classisches Latein, nicht immer richtig sprach, was wiederum ganz überflüssig war, da ein gebildeter Mann ja doch aus dem bloßen Klange des Fremdwortes erkennen muß, was es bedeuten soll.

Auf diese Weise war der Baron Haas von Haasencamp — wir können eben nicht sagen: auf billige Weise — in den Ruf eines höchst gebildeten Mannes in seiner Gegend gelangt, und wenn es unter seinen Verwandten und nächsten Bekannten galt, eine Autorität zu citiren, die über irgend einen Streitpunkt genügende Auskunft geben konnte, so war es immer Haas und wieder Haas, und dieser allgemeine Ruf trug nicht wenig dazu bei, sein persönliches Glückseligkeitsgefühl auf die höchstmögliche Staffel zu erheben.

Wie nun bei den geschilderten persönlichen Verhältnissen des Barons Haas seine Wirthschaft betrieben, sein Hauswesen bestellt und seine Interessen von seinen Untergebenen wahrgenommen wurden, bedarf hier nur einer sehr kurzen Andeutung, da es sich fast von selbst versteht.

Der Verwalter des Gutes war zwar ein ehrlicher Mann, der mit den Vortheilen zufrieden war, die ihm seine Stellung in aller Form Rechtens abwarf; auch war er ziemlich fleißig und umsichtig, obgleich er nicht die nachdrückliche Kraft besaß, einen so aus den Fugen gegangenen Haushalt in Ordnung zu bringen. Leider aber blieb auch seine persönliche Einsicht und Arbeit ohne allen Erfolg, den Säckel seines allzu nachsichtigen Herrn zu füllen, der noch bodenloser als das Faß der Danaiden war. Er, der Verwalter, war wie die meisten Diener des Barons schon lange im Dienst, denn diese klugen Leute, ohne etwa ihrem Herrn besonders anhänglich zu sein, wußten die gute Nahrung, die sie auf dem Kolkhof fanden, zu schätzen, und da Niemand sie zwang, sich todt zu arbeiten, jeder vielmehr nach seinen Kräften, das heißt nach eigenem Ermessen, die Hände regen oder stillhalten durfte, so blieb ihnen weiter kein Wunsch übrig, als daß der Haas, wie er eben lief, noch recht lange laufen möge, ein Wunsch, den der Baron herzlich gern unterschrieben hätte, wenn er ihm schriftlich vorgelegt worden wäre.

Der Kolkhof selbst bestand aus einem, wenig geräumigen und seit einem halben Jahrhundert auf keine Weise verschönerten oder restaurirten Hause, welches mitten auf einem ungepflasterten Hofe lag, der von

verwitterten Scheunen und Ställen eben nicht malerisch umgeben war, überdies Mancherlei im Naturzustande offenbarte, was ein minder offenherziger Landwirth den Augen Fremder künstlich zu verdecken liebt.

Wie gesagt, Verbesserungen, Erneuerungen des Baufälligen und Unschönen, gab es auf dem Kolkhofe nicht, wozu auch sollte man sich die Mühe geben und die Kosten machen, da der Besitzer keinen leiblichen Erben hatte, dem er seinen Besitz im sonntäglichen Zustand hinterlassen konnte? „Wem es bei mir nicht gefällt," pflegte er zu sagen, „der bleibe weg; ich sorge nur für mich selbst, und wenn ich einmal die Augen zugemacht habe, mag daraus werden, was will, ich leide ja darunter nicht. So lange aber meine Zunge noch schmecken und mein Magen noch verdauen kann, wird ja wohl noch Alles zusammenhalten, und weiter als meine Sinne reichen, sehe, höre, schmecke und fühle ich nicht — also warum bauen, putzen und streichen, was nur gleichbedeutend mit vielem Geldausgeben ist?"

Aber ach, das Geld wurde ihm bisweilen doch etwas knapp, und es wäre für ihn eine herrliche Sache gewesen, wenn die alte Birkenfeld hätte sterben und ihm, dem lieben Verwandten, 100,000 Thaler vermachen wollen. „Dann lasse ich mir einen Koch aus Paris oder sonst woher kommen," sagte er oft zu sei-

nen Schwägern, „meine jetzige Köchin ist dann nur noch gut genug, Gemüse zu putzen. Mein Kellermeister aber mag sich freuen, er soll uns Weine kaufen, daß Fürsten mit mir Brüderschaft trinken möchten, nur um sie zu kosten.“

Außerdem aber wäre obige Erbschaft noch anderweitig sehr wünschenswerth gewesen, denn den guten lustigen Baron fingen schon seit einiger Zeit gewisse Gläubiger mit stilleren und lauteren Wünschen zu verfolgen an. Bis jetzt hatte er sie sich freilich immer noch „vom Halse“ gehalten, „aber die verdammten Kerle,“ sagte er, „haben so wenig Bildung und eine so große Einbildung, daß sie auf ihren phantastischen Visionen bestehen und nicht einmal einsehen, daß ein Baron, wie ich, nicht dazu da ist, in einem Jahre Schulden zu bezahlen, die er in zehn Jahren gemacht hat. Diese dummen Teufel, sie sollen mir nur kommen; ich mache sie „selig,“ und dann bin ich wieder auf ein Jahr fertig mit ihnen. Unterdessen macht der grüne Pelz auf der Cluus die Augen zu und ich kriege ein Stück ab von ihrem goldenen Bließ. Haha! Also lustig, lustig, Kinder, ich bin nicht der Mann, der sich so leicht in's Bockshorn jagen läßt.“

Aus diesen wenigen angeführten Redensarten geht schon hervor, was für ein stämmiger und philosophisch

gebildeter Mann Baron Haas war. In der That liebte er es, etwas geradezu zu sein und den Leuten lieber seine Meinung in's Gesicht zu sagen, als sie hinter ihnen her zu trompeten. Ob er dabei ihr Gefühl verletzte oder sie sonst beleidigte, galt ihm freilich nur wenig, da er selbst keine so zarten Nerven besaß und überdieß in seiner Art ein eben so großer Egoist war, wie seine Schwäger, die stets weniger an die ganze Welt, als an sich selber dachten.

Sein Aeußeres kennen wir schon oberflächlich aus einzelnen Andeutungen. Er war ungemein klein, fett und hatte bei fast kugelrundem Bauche ein so intensiv kupferrothes Gesicht, daß man fast erschrak, wenn man ihn zum ersten Mal sah, zumal wenn seine kleinen Karfunkelaugen aus den geschwollenen Falten wie Glühwürmer hervorblitzten, ein Schreck, der um so gerechtfertigter war, als auf diesem dicken Bacchuskopfe ein schneeweißer und borstenartiger Haarthurm emporstarrte, der nicht den geringsten Eindruck der Ehrwürdigkeit verursachte. Dabei war er ungemein beweglich, redselig, fast schwatzhaft, wenn er getrunken; jedoch trank er nie so viel, daß er nicht am andern Morgen gewußt hätte, was er am Abend vorher gesprochen, womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß er nur sechs Flaschen zu vertragen im Stande gewesen sei.

In der Kleidung ließ er sich, wie fast alle Bacchussöhne, eine große Vernachlässigung zu Schulden kommen. „Ein Gott und ein Rock," pflegte er zu sagen, „und ein alter Filz auf den Kopf gestülpt — fertig sind wir!" Oder „wer wird bei einem Manne von Stande, dessen Herz und Magen gesund sind, wie die meinen, nach dem Rocke und der Weste sehen — he?"

Mit seinen Schwägern stand er im besten Einvernehmen: er ergänzte die Trägheit und Langsamkeit des Einen durch seine Beweglichkeit, und neutralisirte das vornehme Gebahren des Andern durch ein offenes gerades Wesen, das, sagen wir es dreist, trotz der classischen Bildung bisweilen etwas Bäurisches annehmen konnte, was jedoch einen Landedelmann nie verunziert, da es sich nur auf sein äußerstes Aeußere erstreckt, kaum die zarte Haut und noch weniger das noble Herz berührt.

Seine Schwester aus Kranenberg sah er nicht gern bei sich, da sie stets den Augen verdrehenden Caplan an ihrer Schleppe hatte, den er nicht ausstehen konnte, „weil der Kerl," sagte er, „nicht nur verhungert und verdurstet, sondern förmlich verbeichtet aussieht." Er nannte sie, die zarte Theodolinde, „übergeschnappt und gottestoll" — ein Ausdruck, der uns sonst noch nicht vorgekommen, der aber charakteristisch ist und ver-

ständlicher wird, wenn man für das Wort „Gottes" hier das Wort „Priester" substituirt, was diese Herren sich ja so gern gefallen lassen.

Für die Damen auf der Grotenburg dagegen schwärmte er wie ein heißblütiger Jüngling, und der Frau Baronin, der künftigen Millionairin, machte er überaus gern die Cour, obgleich eigentlich nicht mehr als allen übrigen Frauen, wenn ihm die Gelegenheit eine solche in den Weg führte, denn galant zu sein wie ein ächter Cavalier, war von jeher für Haas von Haasencamp ein Ruhm und eine Ehre gewesen, denen nur das Glück gleich kam, bei einem Dutzend Flaschen Sect so lange zu sitzen, bis alle Mittrinker unter dem Tische lagen und nur er allein als Sieger über ihnen thronte.

Als Bodo von Sellhausen sich dem Kolkhof näherte, war er erstaunt, die ihm begegnenden oder hier und da stehenden Leute fast geschäftslos zu finden. Jeder that, was ihm beliebte, und nirgends war eine ordnende Hand zu erblicken oder ein leitender Geist zu erkennen, der das Getriebe des großen Ganzen in Ordnung hielt. Noch ein anderer Umstand aber fiel dem Gaste fast noch mehr auf. Er glaubte, hier nicht allein in das Land der rothen Erde, sondern auch das der

rothen Nasen gekommen zu sein, denn alle Diener und Zugehörige des Hauses, die ihm in der ersten Stunde seines Aufenthalts daselbst vor Augen kamen, zeigten diese auffallende Färbung in der Mitte des Gesichts, Nasen, die freilich nur kleine Trabanten im Vergleich zu dem großen Fixstern waren, der auf dem Angesicht des Barons Haas selber glänzte; alle auch trugen irgend wo, in der Hand oder in einer Tasche, offen oder heimlich, eine Flasche bei sich, als ob sie nach der Apotheke gingen, um sich stärkende Arznei für schwache Stunden zu holen.

„Wie der Herr, so die Diener!“ dachte Bodo, als ein solcher rothnasiger Bedienter in einer plumpen dunkelbraunen Livree mit einer breiten goldenen Tresse am Kragen, ihm aus dem Hause entgegensprang, das Pferd abnahm und mit höflichen Verbeugungen erklärte: der Herr Baron sei zu Hause und der gnädige Herr möge nur gefälligst näher treten, auf dem Flur werde ihn ein Diener empfangen, der mit der Einführung der Herren Gäste betraut sei.

Bodo war also im Kolkhof angekommen und schritt, nachdem er einen raschen Blick über die Verwüstung um sich her geworfen, mit langsamer Gemessenheit und natürlicher Würde die ausgetretenen Stufen hinauf, die zu der Residenz dieses modernen Bacchusritters führten.

In dem ersten Zimmer zur rechten Hand, wenn man das Herrenhaus des Kolkhofes betrat, saßen drei Herren, in fast undurchdringliche Dampfwolken gehüllt. Es war ein verräuchertes, mit verbrauchten Möbeln nicht übermäßig gefülltes Gemach, unfreundlich und trüb, wie fast alle Räume in der Junggesellenwirthschaft des alten Barons. Diese drei Herren, die mitten im Zimmer an einem mit Flaschen und Gläsern reichlich beschwerten Tische saßen und vom „süßen Weine nippten," der, wie Baron Haas selber von ihm sagte, „die Zungen löst und die Herzen erfreut," waren der Wirth des Hauses im bequemen Sommerrock, Baron Kranenberg, unser alter Bekannter, und ein uns noch fremder Freund Beider, der Rittmeister a. D. Pilatus von Bökenbrink der Zweiundzwanzigste.

Dieser Herr war ein beinahe vierzigjähriger Mann mit dunklem, von silbernen Fäden schon merklich durchzogenen Haar, einem sehr spitz gedrehten und lang ausgezogenen schwarzen Schnurrbart und einer Miene, die seiner steifen Haltung vollkommen entsprach, denn sie war unsäglich kalt, absichtlich gleichgültig und fast gezwungen steif, als wäre der Mann nicht mit Fleisch und Blut begabt, sondern aus reinen Knochen zusammengesetzt.

Er trug einen kurzen blauen, bis unter das Kinn

zugeknöpften, sehr sauber gebürsteten Rock, ungeheuer steife Vatermörder in hoher Halsbinde, die ihm die freie Bewegung des Kopfes noch mehr behinderten, und an den lackirten Stiefelchen entsetzlich große Sporen, die er, wie einige Leute in der Nachbarschaft erzählten, so sehr liebte, daß er ein ähnliches Paar sogar an seinen Morgenschuhen trüge, zum sichtbaren Zeichen, daß er eben so wenig gesonnen sei, das untrügliche Attribut des Ritterthums jemals von seinen Füßen wie den Ausdruck bornirter Vornehmheit aus seinem Gesicht zu streifen.

Pilatus von Bökenbrink XXII. war ehemals Rittmeister bei den fürstlichen Chasseurs à cheval in seiner Heimat gewesen und hatte vor wenigen Jahren den Abschied genommen, weil ihm, wie er sagte, der Dienst zu viele Beschwerden und Mühen verursacht, denn als Escadronschef täglich zwanzig Mal seinen Namen schreiben zu müssen, sei höchstens eine Aufgabe für einen Federfuchser, und da er zu einem solchen nicht geboren sei, habe er den Abschied gefordert, der ihm auch unter den schmeichelhaftesten Beweisen fürstlicher Zufriedenheit gewährt worden. Noch ein anderer Grund aber, warum er so früh den Dienst quittirt und nicht wenigstens das Avancement zum Major abgewartet habe, sei der, daß seine Regi-

mentskameraden, wie jetzt leider in fast aller Welt, zu freisinnig geworden wären, Zeitungen läsen, bei Tische ihre politische Meinung aussprächen und dann und wann sogar die Partei der gemeinen Canaille nähmen, was in den Familientraditionen Pilatus' des Zweiundzwanzigsten ganz unerhört sei.

Ueberdieß hatte selbiger nicht nöthig gehabt, für das kleine Einkommen eines Rittmeisters so große Strapazen zu erdulden. Er war der einzige Neffe und Erbe eines leidlich wohlhabenden Onkels und dieser, der in der Nähe ein hübsches Gütchen besaß, „pfiff auf dem letzten Loch," sagte Baron Haas, es konnte also nicht lange mehr dauern, bis Pilatus der Jüngere Nachfolger Pilatus' XXI. wurde, dessen Geld in die Tasche steckte und als angesehener Herr unter seinen Nachbarn auftrat, die allen Respect vor seiner alten Familie, aber eigentlich sehr wenig vor ihm selber hatten, da er, die Wahrheit zu sagen, nirgends mitzählte, auf Grund seines hartnäckigen Schweigens, seines steifen kalten Benehmens und seines Grolles gegen alle Diejenigen, die auf irgend eine Weise dem Fortschritt der Zeit huldigten. Eigentlich gehörte Pilatus XXII. zu den ächten Ja= oder Neinherren, die das Sprechen selbst für eine zu große Mühe oder eine zu ordinaire Sitte halten, denn das Nicken mit

seinem gravitätischen Haupte, das zarte Drehen seines spitzen Schnurrbartes mit Zeigefinger und Daumen, auf dem ein großer Siegelring mit dem Familienwappen saß, und ein langsam, geziert und affectirt geschnarrtes „Ja" oder „Nein" waren fast alle Aeußerungen seiner Theilnahme, ja seiner Existenz, wenn er sich in irgend einer Gesellschaft befand.

Der pensionirte Rittmeister war heute nicht ohne besonderen Grund nach dem Kolkhof gekommen oder vielmehr von dem an seinem Hause vorbeifahrenden Baron Kranenberg mitgenommen worden, und, wir sagen es gleich im Voraus, wer sich freut, die persönliche Bekanntschaft dieses ehrenwerthen Herrn zu machen, dürfte ihn heute gerade nicht in der besten Laune zu höflicher Begrüßung finden.

Als einer der intimsten Freunde des Barons Grotenburg, war er mit allen Kümmernissen wie Hoffnungen der Familie vertraut und hatte also auch in Erfahrung gebracht, was derselben durch die Ankunft Bodo von Sellhausen's und dessen demnächstigen Besuch bevorstand. Gegen dieses von allen Seiten mit Spannung erwartete Wunderthier, wie man Bodo im Stillen unter sich nannte, hatte er einen unsagbaren Groll gefaßt und zwar aus einem sehr leicht mittheilbaren Grunde.

Fräulein Clotilde von Grotenburg war nämlich so glücklich gewesen, das Augenlicht und Herzblatt dieses edlen Junggesellen ohne Furcht und Tadel zu werden; ihr Bild in seiner unnachahmlichen Schönheit und Grazie und mit allen seinen übrigen liebenswürdigen Eigenschaften schwebte ihm als höchstes Ideal menschlicher Vollkommenheit vor, in ihr erblickte er mit einem Wort die engelgleiche Verklärung des ganzen weiblichen Geschlechts. Daher war es kein Wunder, daß sie ihm Tag und Nacht im Geiste und Gemüthe lag, daß sie selbst nicht aus seinen Träumen wich, die sonst nur von Pferden, Hunden, Sporen und Deichseln gehandelt, und daß diese Träume seit fünf Monaten sogar eine überaus melancholische Färbung angenommen hatten. Daß diese zarte duftvolle Blume nun von der Hand eines „Halbbürtigen" — so nannten die altadligen Herren Bodo, weil sein Vater erst vor Kurzem geadelt und seine Mutter eine völlig unbekannte Größe gewesen — geknickt werden sollte, das war ein Gedanke, der so fürchterlich schwer auf dem sonst so knochenharten Herzen Pilatus' des Zweiundzwanzigsten lastete, daß er sich selbst wunderte, wie er dabei noch bisher essen und heute sogar recht wacker von dem vorgesetzten Weine trinken konnte.

Nun war er also gekommen, dieses gefürchtete

Wunderthier mit eigenen Augen zu sehen und ihm mit einem Blick den ganzen Groll und den unversöhnlichen Haß seines ritterlichen Herzens zu zeigen, denn anzukämpfen gegen ihn, vielleicht gar die Hand selbst nach der duftenden Blume der Grotenburg auszustrecken, das durfte er nicht wagen, daran konnte er gar nicht einmal denken, da ihm die zwischen den beiden Familien obwaltenden Verhältnisse nur zu gut bekannt waren. —

Die drei Herren saßen also mitten im Zimmer am Tische, rauchten sehr mittelmäßige Cigarren und tranken ganz vortrefflichen Wein, alten Dry-Madeira, wie ihn jetzt nur noch wenige Kellermeister in den deutschen Landen aufzuweisen haben.

„Na," sagte Baron Haas, der heute außerordentlich gut aufgelegt, muthig und sogar herausfordernd war, „es ist jetzt zwölf Uhr vorbei, Brüderchen, und der vornehme Herr ist noch nicht da. Am Ende bleibt er ganz aus und wir haben uns umsonst die Galle erregt."

„Er kommt, gieb Acht!" erwiderte Baron Kranenberg. „Er hat es gesagt und, mag der Mann sein wie er will, sein Wort hält er, wenn er es gegeben."

Pilatus XXII. warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Sprechenden, sagte aber kein Wort, rückte sei-

nen kleinen Körper nur noch steifer in die Höhe und bohrte den rechten Sporn in den unschuldigen Fuß seines Stuhles, als wäre er ein widerspenstiges Roß.

„Woher willst Du das wissen, Bruder Herz?" fragte Baron Haas, die zweite Flasche anbrechend und die Gläser füllend.

„Na, so — so — er sieht mir so aus, lieber Bruder. Eben so halte ich ihn für einen Mann, der nicht leicht mit sich spaßen läßt, wie Du denkst."

Baron Haas lachte übermäßig laut und sah die beiden Freunde mit seinen glimmenden Augen triumphirend an. „Beim Zeus!" rief er, „und das war ein hoher Schwur im classischen Alterthum, müßt Ihr wissen: ob er mit sich spaßen läßt, oder nicht, das ist mir gleich. Unter den Tisch muß er heute; ich werde ihm schon einschenken und Bescheid soll er mir geben, so wahr ich Haas heiße und jetzt kein Zipperlein habe. Und wenn er lallt — haha! — und nur noch stammeln kann, dann sollt Ihr den Spaß in — in figuram sehen. Dann schlitze ich ihm mit meiner spitzen Zunge das Herz auf und alle seine diplomatischen Geheimnisse fallen von selbst heraus. Haha! Es ist ein prächtiger Tag heute und er wird noch prächtiger, sage ich Euch, so wahr ich Haas heiße!"

Pilatus XXII. nickte freudig mit dem Kopfe Bei-

fall, so viel es seine steife Halsbinde erlaubte, Baron Kranenberg aber sagte, langsam an seinem Glase nippend: „Na, vor Dem nimm Dich doch ein Bißchen in Acht, Haas! Haare hat er auf den Zähnen; dem armen Kattengold ist noch ganz übel und weh von seinen paar Worten und bissigen Blicken, und Du weißt, der Kattengold ist nicht so leicht in die Enge zu treiben."

„Haha! Das zu hören, ist mir lieb, Brüderchen. Deinen Kattengold oder Katzengold — ächtes ist es gewiß nicht — wünsche ich zum Teufel, nimm es mir nicht übel. Aber Du wirst doch nicht so thöricht sein, den jungen Caplan mit mir in eine Kate — Katedra — ja, Katedrale zu stellen? Beim Zeus! An mir hat er einen andern Mann gefunden, ich bin nicht umsonst in der Tertia gewesen und die Welt habe ich gesehen — haha! Und drauf los gehe ich, wenn ich voll Feuer bin — na, ich will nicht re — renommagiren — aber Du wirst es ja erleben!"

Pilatus XXII. verzog seinen fest geschlossenen Mund zu einem kühnen Lächeln. Er ließ seine weiße Faust etwas unsanft auf den Tisch fallen und scheute sogar die Mühe nicht, zu sagen: „Sie haben Recht, Haas — drauf los — ich bin auch ein Mann der Attaque!"

„Gewiß, o, Sie sollen mich kennen lernen, Böken-

brink, wenn ich nur erst angebissen habe. Und daß er einen Mann vor sich hat, der ihm gewachsen ist, das soll er gleich im ersten Moment erfahren."

„Wie willst Du denn das anfangen, lieber Bruder?" fragte Baron von Kranenberg etwas ungläubig.

„Wie ich das anfangen will? Ei, wie Du fragst, Bruder Herz! Ich habe mir schon ein paar schlagende Worte aus dem Ci — Cice — Ciceros auswendig gelernt, die sich auf sein langes Ausbleiben beziehen, und wenn ich ihm die in's Gesicht schleudere, sobald er hier eintritt, dann merkt er gleich, daß hier Leute von classischer Bildung sitzen. — Aber meine Herren, es ist doch ein wenig langweilig, sich so lange erwarten zu lassen. Beim Zeus! Er scheint wirklich den vornehmen Herrn spielen zu wollen. Bei uns! Na, das soll ihm angestrichen werden. Es ist schon halb Eins und um ein Uhr habe ich meiner Köchin das Essen fertig zu halten befohlen. Ich habe mir nicht im Geringsten gedacht, daß er uns länger warten lassen könnte."

„Warten?" rief Pilatus XXII. ergrimmt. „Ich hoffe, Sie denken nicht daran. Ist er um ein Uhr nicht hier, so essen wir allein."

Baron Haas kratzte sich mit zugekniffenen Augen hinter den Ohren. „Das wäre dumm," sagte er, „ich

habe gewisse Anstalten getroffen, die man nicht alle Tage trifft."

„Da kommt er!" rief Baron Kranenberg, der unruhig an's Fenster getreten war. „Bei Gott, ja, er ist es!"

Eine Secunde später standen die drei Männer voll höchster Spannung am Fenster und es herrschte eine Minute lang ein erwartungsvolles Schweigen, so daß man ihr Athmen hören konnte, was bei Pilatus XXII. wie das Röcheln eines muthigen Stieres klang. Alle Drei starrten nach dem Ende des Hofes hin, wo die Eingangspforte lag, und durch diese ritt so eben, ganz gemüthlich sich umschauend, Bodo von Sellhausen, der seinen Braunen im gemächlichsten Schritt in das freiherrliche Schloß einziehen ließ.

„Was!" schlüpfte es spöttisch über Pilatus schweigsame Lippen — „das ist er? Solch' ein Pferd reitet —"

„Alle Hagel!" rief Haas, „ja, das ist nicht übel! Und der sollte uns Moris lehren? Das ist ja ein ganz gemeiner Ackergaul! Na, sag' ich's doch! Mit dem will ich schon fertig werden — einen arabischen Hengst hat er sich nicht aus der Wüste Sa — Saharem mitgebracht. Haha! Doch tretet zurück, damit er nicht denkt, daß wir neugierig sind — er sieht

scharf her — Donnerwetter, der Kerl hat ein hübsches Gesicht!"

Alle Drei traten sogleich in den Hintergrund des Zimmers zurück und ließen sich dann wie auf Verabredung am Trinktische nieder. Baron Haas nahm einen herzhaften Schluck; Pilatus XXII. schlug seine Sporen zusammen, daß sie laut klirrten, und Baron Kranenberg steckte sich rasch eine neue Cigarre an, um doch etwas im Munde zu haben, wenn es ihm passiren sollte, nicht gleich das treffende Wort zu finden. Alle Drei aber blickten mit seltsamer Spannung und Neugier, die für den Augenblick sogar Pilatus' XXII. Groll und Haß überwog, nach der Thür, sobald der rothnasige Bediente den so lebhaft erwarteten Gast gemeldet hatte.

Die Thür ging auf und Bodo's edle Gestalt schritt mit imponirender Haltung langsam herein, wobei sein Auge wie im Fluge das ganze Zimmer und die darin versammelten Personen auffaßte.

Da sprang Haas wie eine emporgeschnellte Kugel von seinem Platze auf, und das gefüllte Glas dem Ankommenden entgegenhaltend, rief er mit einer Miene vornehmer Wichtigthuerei, die seinem Gebahren einen noch komischeren Anstrich verlieh: „Quousque tandem abutere, Catilina, pa — patiellam mostram?“

Hätte er das ernste Gesicht seines Gastes eine Minute länger betrachtet, so würde er den Muth zu diesem seltsamen classischen Angriff verloren und ihn lieber ganz unterlassen haben, aber der schon lange aufgesetzte Pfeil flog schneller ab, als der Bogen zurückzuspannen war, und er traf sein Ziel, ohne jedoch, wie sich erwarten ließ, dasselbe im Geringsten zu verwunden.

Während die beiden Andern unwillkürlich von ihren Plätzen aufgestanden, aber bei ihren Stühlen stehen geblieben waren, um den Erfolg des verheißenen siegreichen Angriffs abzuwarten, flog Bodo's schnelles Auge noch einmal über die drei Herren hin; dabei spielte ein blitzschnell vorüberleuchtendes Lächeln um seinen Mund, und indem er sich vor dem Wirth, der mit Gewißheit eine sichtbare Wirkung seines classischen Fechterstreichs erwartete, höflich verbeugte, sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, aber verbindlichem Tone:

„Herr Baron! Wenn ich auch in aller Unschuld hier gleich zu einem bösen Namen komme, so bedaure ich doch sehr, daß ich Ihre Geduld, wie Sie ohne Zweifel haben sagen wollen, so lange mißbraucht habe, indessen wird diese christliche Tugend nicht länger von mir auf die Probe gestellt werden. Ueberdieß tragen gewisse Umstände mehr die Schuld an meiner Zögerung, als mir selber lieb ist, und so mögen Sie mir gütigst

verzeihen. Doch — lassen sich die Herren nicht stören. Ich sehe, Sie sind bei guter Arbeit. — Wen aber habe ich die Ehre, Herr Baron, in diesem mir unbekannten Herrn vor mir zu sehen?" setzte er hinzu, auf den ingrimmig blickenden und wie eine granitene Säule vor ihm stehenden Pilatus deutend, dessen innerstes Wesen er in einem Augenblick durchdrungen hatte, da ihm dergleichen Persönlichkeiten wahrscheinlich schon öfter vorgekommen waren.

„O, bei Gott!" rief Baron Haas, sein Glas hinsetzend und sich ärgerlich vor die Stirn schlagend, „das zu vergessen, ist ein arges Vergehen für einen gebildeten Wirth! Verzeihen Sie! Herr Pilatus von Bökenbrink XXII. — Herr Legationsrath von Sellhausen! So. Aber nun setzen Sie sich, mein lieber Herr Vetter, und Sie, meine Herren — und hier ist ein Glas für Sie. Nach dem weiten Morgenritt wird der köstliche Madeira munden."

„Bitte," erwiderte Bodo, nachdem er mit dem Vorgestellten eine kurze und kalte Verbeugung ausgetauscht, lächelnd und das Glas freundlich ablehnend, als hätte er die verhängnißvolle Rede vorher gehört und wolle ihren Folgen unbedingt aus dem Wege gehen — „bitte, ich trinke täglich nur einmal Wein und zwar — Abends."

Haas von Haasencamp sperrte bei diesen völlig unvorhergesehenen Worten Mund und Nase auf und sah dann sein Brüderchen und Pilatus XXII. mit einem so komisch zerknirschten Gesichte an, daß Beide beinahe laut gelacht hätten und ohne alle Mühe darauf lasen: „Was! Höre ich recht? O, wo bleibt nun mein Sieg?“ Indessen, er faßte sich schnell, goß dennoch das Glas rasch und in der Eile so voll, daß der Wein über den Rand lief, was er im Eifer gar nicht bemerkte und sagte:

„Aber Sie werden doch nicht, lieber Vetter? Mir werden Sie doch die Ehre anthun? — O, ich habe einen vollen Keller — und eine Ausnahme hat noch nie eine Regel über den Haufen geworfen!“

„Das freilich nicht,“ erwiderte Bodo ruhig und fest; „dennoch bedaure ich, Ihnen diese Ehre, wenn es eine für Sie ist, versagen zu müssen. Selbst bei Ihnen mache ich keine Ausnahme von meiner Regel. Der Tag gehört bei mir der Arbeit, dem Nachdenken, dem Gespräch oder was Sie sonst wollen — der Wein aber belebt und erfrischt mich nur Abends — sonst verstimmt er mich.“

Während dieses Wortwechsels hatte er Platz zwischen den beiden Schwägern genommen und nach demselben trat eine beklommene Pause in der Unterhaltung

ein. Baron Haas, vorher so überschwänglich wortkräftig, hatte allen Muth zu weiteren Reden verloren, sein Schwager freute sich im Stillen, daß er den Besucher so richtig geschildert, und Pilatus XXII. ärgerte sich über die Maaßen, als er bei genauerer Prüfung fand, daß der Legationsrath wirklich ein ausnehmend schöner Mann sei, dem es auch in anderer Weise nicht so leicht sein konnte, ein Paroli zu biegen.

Nachdem Baron Kranenberg daher nur einige unbedeutende Fragen an Bodo gerichtet, wie er gestern nach Hause gekommen sei und dergleichen, waren die drei Herren überaus erfreut, durch den Klang der im Innern des Hauses tönenden Eßglocke aus dem Strudel ihrer verschiedenen Gefühle gezogen zu werden; auch hatte die Glocke noch nicht ausgeläutet, so erschien der rothnasige Diener wieder und rief, an der Thür stehen bleibend mit einem tiefen Bückling:

„Gnädigster Herr, die Tafel ist servirt!"

„Wenn es gefällig ist, meine Herren," sagte Baron Haas, frisch aufseufzend und sich gegen seine drei Gäste leicht verbeugend, „so bitte ich zu folgen. Mein lieber Herr Vetter, darf ich mir die Ehre ausbitten?"

Er schritt voran, Bodo am Arme hinausführend, dann kam Pilatus XXII. und das Brüderchen schloß den Zug, nachdem er hinter dem Rücken Bodo's dem

vor ihm stolzirenden Rittmeister einen verständlichen Puff gegeben und einen Blick hinzugefügt hatte, als wollte er sagen: „Sehen Sie wohl — habe ich es nicht gleich gesagt? Der schlägt alle Paraden durch!"

Man trat in ein kleines Eßzimmer ein, das nur mit dem Speisetisch und den nöthigen Stühlen versehen war, da das Büffet in einem daranstoßenden Raume stand. Da Baron Haas nur drei Gäste und, mit Einschluß des Kutschers, des Reitknechts und des Kellermeisters selber, über vier Bediente zu verfügen hatte, so waren letztere vollständig in ihren abgetragenen Livreen versammelt und standen hinter den Stühlen der Herrschaften bereit, wobei aber Bodo sogleich die Bemerkung machte, daß der ihm zugefallene Lakai so stark nach Pferden roch, daß ihm fast der Appetit zum Essen verging, wie er auch keinen für den Wein zu besitzen vorgegeben hatte. Auch war durch seine Erklärung, bei Tage kein Freund von den Wohlthaten Bacchus' zu sein, eine gewaltige Störung in den vorbedachten Anordnungen des Barons Haas eingetreten. Alles war verändert, über den Haufen geworfen, Plan und Absicht, also wahrscheinlich auch Erfolg und Ruhm, nachdem ihm gleich bei der ersten Attaque der Sieg vollständig aus den Händen gerungen, und leider war auch keine Aussicht vorhanden, irgend einen anderen

zu erringen. Indessen war der gute Haas nicht der Mann, sich bei einer wohlbesetzten und in der That vortrefflichen Tafel die Laune so leicht ganz und gar verderben zu lassen. Dies bewies er auch durchaus. Er aß und trank auf eigene Hand, wie er sich selber sagte, nach Kräften und so kam das Gespräch in der ersten Viertelstunde bald wieder in Gang, wobei indessen nur der Wirth und Bodo die Kosten bestritten, da Baron Kranenberg nur aufmerksamer und vorsichtiger Zuhörer, Pilatus dagegen von der immer mehr anwachsenden Fülle seines Grolles so mitgenommen war, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Plötzlich aber und nachdem Baron Haas nach reichlich vertilgtem Burgunder ein paar große Römer duftigen Johannisbergers geleert, als wollte er seinem durstlosen Gaste durch die That beweisen, was er durch strenge Befolgung seiner Regel verlöre, glaubte er wieder eine neue Aussicht auf einen möglichen Sieg gewonnen zu haben, obgleich derselbe auf einem ganz anderen Felde lag. Ein wenig Neugierde, einiger Uebermuth, ohne Zweifel durch den reichlichen Weingenuß zum Ueberlaufen gekommen, sowie der Wunsch, seinem geheimnißvollen Gaste doch jedenfalls etwas auf den Zahn zu fühlen und dabei auf seine Kosten die älteren Freunde zu unterhalten, waren bei diesem

Beginnen gewiß ziemlich gleichmäßig vertreten, und so sprang er lustig mit beiden Füßen in ein neues Element, von dem er sicher fern geblieben wäre, wenn er eine Ahnung gehabt, wie sehr dasselbe Bodo von Sellhausen widerstand.

„Mein lieber Vetter," begann er mit süßlicher Miene, „Ihr schönes Chateau ist neulich der Ort eines interessanten Abenteuers gewesen, und Sie sind gewiß froh, daß dasselbe so glücklich verlaufen ist?"

„Was für ein Abenteuer meinen Sie?" fragte Bodo mit aufblitzendem Auge, aber ruhigem Tone, da er sogleich merkte, was für eine Anspielung heute in der zweiten Auflage auf dem Kolkhofe beliebt wurde.

„Natürlich das eine, welches, seitdem es geschehen, die ganze Umgegend in Bewegung gesetzt und alle dabei Betheiligten so interessant gemacht hat — haha! — den Unfall meine ich, den meine theure Schwägerin und ihre reizende Tochter betroffen —"

„Ach so! Ja, Sie bezeichnen diesen Unfall gleich mit dem richtigsten Namen, lieber Baron, wenn Sie ihn ein Abenteuer nennen, denn das war er in der That."

„Gewiß, und es ist nur gut, daß es ein so glückliches Ende genommen. Es konnte schlimm werden, mein lieber Vetter, nicht wahr?"

„Das ist richtig; wie aber gewöhnlich in solchen

Fällen geschieht, wurde es gleich von Anfang an schlimmer gemacht, als es war."

„Ah, Sie meinen durch den Schmerz meiner lieben Schwägerin, der Baronin. Nun freilich, aber die müssen Sie erst etwas besser kennen lernen, die ist immer gleich aus dem Häuschen — ex domulo — sagt der Lateiner, nicht so? Nun ja doch, aber wenn sich auch die Kleine den Kopf dabei ein wenig verschoben hätte, Sie würden ihn ihr gewiß bald wieder zurecht gesetzt haben, nicht wahr?"

„Meinen Sie mich?" fragte Bodo wie aus tiefem Sinnen auffahrend und mit einer Miene, über die der dunkle Schatten einer gewitterschwangeren Wolke zog, als Baron Haas ihn bei den letzten Worten mit einem vertraulichen Blinzeln seiner Glühaugen beglückte.

„Nun ja, Sie!" erwiderte der Gefragte etwas weniger laut, indem er im Stillen schon wieder einen Schritt rückwärts that.

„Nun, dann muß ich Ihnen sagen, Herr Baron," versetzte Bodo mit eisiger Kälte, die jenem die Haut schaudern machte, „daß ich Sie gar nicht verstehe. Denken und sprechen Sie von dem erwähnten Falle, wie und was Sie wollen, sobald Sie aber mich im Geringsten damit in Verbindung zu bringen belieben, muß ich Sie bitten, von etwas Anderm zu reden."

„O gern, gern,“ rief Baron Haas, rasch ein Glas Wein zur Stärkung hinunterstürzend und während der Zeit, die dazu gehörte, sich selbst ermuthigend, das verlorene Ziel auf einem kleinen Ummwege weiter zu verfolgen. „Wann sind Sie zuletzt auf der Grotenburg gewesen?“ fragte er dann, seinem Schwager einen triumphirenden Blick zuwerfend, der aber die Augen niedergeschlagen hatte, weil er jeden Augenblick von irgend einer Seite her einen Donnerschlag befürchtete.

„Herr Baron,“ sagte Bodo wieder sehr ruhig, da er merkte, daß es darauf abgesehen war, ihm Verlegenheiten zu bereiten, „Sie scheinen, wenn nicht Alles, doch sehr Viel zu wissen, und so wundere ich mich, daß Sie nicht einmal davon in Kenntniß gesetzt sind, daß ich die Grotenburg noch gar nicht betreten habe.“

„Wie,“ rief der kleine Baron, auf sehr künstliche Weise die Miene eines wirklich Erstaunten nachahmend, „Sie haben sie noch gar nicht betreten? Warum denn nicht?“

Jetzt lächelte Bodo auf seine gemüthliche Art und sagte dann: „Weil ich es vorzog, erst zu Ihnen zu kommen, um mir ganz merkwürdige Dinge sagen zu lassen, die ich vielleicht bei Ihrem Herrn Schwager sehr gut gebrauchen kann.“

Baron Haas riß seine kleinen Augen auf, so weit

er konnte. „Nun verstehe ich Sie nicht,“ rief er in sichtlicher Verlegenheit, „auf Ehre, das ist komisch.“

„Komisch ist es nicht,“ erwiderte Bodo wie vorher, „eben so wenig wie tragisch, aber wahr; wir verstehen uns Beide nicht und das ist mir sehr erklärlich. Hm!“

Es entstand eine Pause, die von Pilatus XXII. dazu benutzt wurde, seinen Nachbar, den Baron Kranenberg lebhaft mit dem Fuße anzustoßen. Dieser, schon lange in eine Angst versetzt, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang, zog seinen Fuß zurück und räusperte sich laut, ohne zu wagen, seine Augen gegen irgend Wen aufzuschlagen, wobei er, ohne es selbst zu wissen, ein Glas nach dem andern hinunterstürzte.

Durch das letzte Gespräch schien die ganze Gesellschaft mehr oder minder verstimmt zu sein und ein Jeder suchte sich eine Weile mit sich selbst zu beschäftigen, was bei Pilatus XXII. auf ein kräftiges Streichen seines Schnurrbartes hinauslief.

Der elastische Haas aber schien sich zuerst wieder gefaßt zu haben. Er befahl seinem Kellermeister, Champagner in Eis zu bringen, wandte sich dann mit einer sauersüßen Miene an den Legationsrath und sagte zu ihm, als hätten sie bisher noch nicht ein einziges Wort gewechselt: „Nun, mein lieber Vetter, wie schmeckt es Ihnen bei mir?“

Bodo lächelte wieder vor sich hin, ließ seine großen dunklen Augen langsam über die drei Herren schweifen und sie dann zuletzt auf dem Fragenden ruhen. „Sie meinen ohne Zweifel die Speisen, die Sie mir vorgesetzt?“

„Natürlich, natürlich, mein lieber Herr Vetter!“

„Nun, ich denke, es schmeckt Alles recht gut.“

„Sie denken das blos?“

„Ja, mein lieber Baron, ich interessire mich für das Essen überhaupt nicht so sehr, daß ich mir über jedes Gericht ein besonderes Urtheil abgeben sollte. Mir kommt es bei einer Tafel zumeist auf die Gäste und ihre angenehme und geistreiche Unterhaltung an. Dabei esse ich, was mir schmeckt, aber weitere Gedanken verbinde ich nicht damit.“

Baron Haas war an seiner empfindlichsten Stelle verletzt: seine Küche und sein Keller wurden als Etwas bezeichnet, mit dem sich kein weiterer Gedanke verbinden lasse. Er sah ein, daß durch diesen Gast kein culinarischer Ruhm erworben werden könne, und so wandte er sich, gleichsam von stiller Verachtung gegen ihn erfüllt, zu seinem Schwager und ging mit ihm jedes einzelne Gericht durch, welches sie heute verzehrt. Dabei geriethen sie in solchen Eifer, daß sie fast ganz die beiden andern Gäste vergaßen und zuletzt mit dem

Munde „kochten", indem sie alle möglichen Gerichte und ihre Zubereitung besprachen, die jemals einen angenehmen Reiz auf ihre Zungennerven hervorgebracht.

Am Ende dieses mit vielen classischen Brocken gewürzten Gespräches aber glaubte Baron Haas sich wieder seinem lieben Vetter zuwenden zu müssen, zumal dieser ihm mit einer ungetheilten Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Mein lieber Vetter," sagte er, „Sie sind in der Welt weit herum gewesen und eigentlich sollten Sie uns große Belehrungen über die edle Kochkunst zukommen lassen. Die Herren Diplomaten verstehen sich doch sonst vortrefflich darauf. Aber sagen Sie mir, wo haben Sie, Ihrer Meinung nach, am besten gespeist?"

„Das weiß ich wirklich nicht, mein lieber Baron," lautete die höflich gegebene Antwort. „Ich habe an vielen Orten gut und an vielen schlecht gegessen, Näheres aber weiß ich Ihnen darüber nicht anzugeben."

„Der Tausend!" rief Baron Haas, „das sollte mir nicht so leicht passiren. Ich weiß noch heute, wo ich vor dreißig Jahren das feinste Ragout, die delicateste Pastete gegessen und was ich dazu getrunken habe."

„Dann mache ich Ihnen mein Compliment über Ihr herrliches Gedächtniß."

Das war das erste Compliment, welches dem

Wirthe von seinem ernsten Gaste dargebracht wurde, und er freute sich auch männiglich darüber, was er durch lautes Schnalzen mit der Zunge, durch freundliche Blicke und fleißiges Zusprechen des Champagners zu erkennen gab.

„Halt!“ rief er plötzlich, setzte das Glas ab und wandte sich zu Baron Kranenberg. „Da fällt mir etwas Neues ein, Brüderchen. Hast Du schon gehört, daß der grüne Pelz vor einigen Tagen angekommen ist?“

Baron Kranenberg legte Messer und Gabel hin, schob das Glas weit von sich und machte ein so bedeutungsvolles Gesicht, daß man sah, wie sehr ihn diese unerwartete Mittheilung interessirte. „Der grüne Pelz?“ fragte er verwundert. „Ei, nein, ich weiß es nicht. Woher hast Du die Witterung davon?“

„Mein Verwalter ist ihr auf dem Wege nach der Cluus begegnet und sie sah ganz munter und seelensvergnügt aus. Die alte Katze! Zum Teufel, was hat die für ein zähes Leben! Aber nun regt Euch ein wenig, Brüderchen, es wird Zeit, und thut Eure Schuldigkeit. Wenn ich verheirathet wäre wie Ihr, hätte ich sie schon zweimal eingeladen. Zu mir kommt sie nicht, darum werde ich ihr nächstens meine Aufwartung machen. Haha, hoffentlich endlich mit Erfolg! — Haben Sie schon den grünen Pelz gesehen?“ fragte

er dann Bodo, der bei diesem Gespräch ein innerlich aufmerksamerer Zuhörer geworden war, als er vorher gewesen.

„Ich weiß nicht, Wen oder Was Sie mit diesem Namen bezeichnen," sagte er gelassen, „belieben Sie sich näher zu erklären."

Baron Haas lachte überlaut, sein Schwager meckerte wie ein lustiger Ziegenbock und sogar Pilatus XXII. verzog seine steife Miene zu einem majestätischen Grinsen.

„Wie," rief Baron Haas, „Sie kennen diesen Namen nicht? O, das ist allerliebst! Nun sehen Sie, wir bezeichnen damit eine Person, die uns drei Schwägern eigentlich sehr nahe stehen sollte, durch ihre Verschrobenheit aber — nun was denn, Brüderchen, wir sind ja unter uns — und ihren Geiz uns viel Stoff zum Lachen bietet. Haha! Ein vertrackteres, langweiligeres und dabei bissigeres altes Weib ist mir in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Mit einem Wort, es ist Grotenburg's liebe Tante, die alte Grete Birkenfeld, die Millionen wie fruchtbare Gewitterwolken in der Luft schweben und hoffentlich dermaleinst da niederfallen läßt, wo die größte Dürre herrscht. Potz Mohrenelement — aber da fällt mir ein, Sie müssen sie ja auch kennen. Ihr Vater hat einst auch ein Liedchen von ihr zu singen gehabt und öfter als wir em-

pfunden, daß sich Kirschen nicht gut mit ihr essen lassen. Hat er Ihnen denn gar nichts von ihr erzählt?"

Bodo hatte den letzten Worten seines Wirthes gespannt zugehört, seine Augen leuchteten dabei hell auf und seine Wangen nahmen allmälig eine erhöhtere Färbung an. „O ja, ich erinnere mich ihres Namens sehr wohl," erwiderte er. „Aber inwiefern mein Vater von ihr zu leiden gehabt, weiß ich nicht. Ist Ihnen vielleicht bekannt, daß Beide einen Zwist mit einander gehabt haben?"

„Einen Zwist? Daß ich nicht wüßte, obgleich das ganze Leben dieser alten Hexe ein Zwist mit ihren Verwandten ist. Freilich, ein Verwandter war Ihr Vater nicht von ihr, aber er war doch der Freund ihres verstorbenen Mannes, den sie unter dem Pantoffel hielt, wie die Katze die Maus unter der Pfote. Schade, daß der alte Knabe die zähe Xantippe nicht überlebt hat! Mit dem wäre mehr anzufangen gewesen — er war Wachs, wo sie Eisen und Stahl ist. Doch still davon! De morbis null nisi bene! Bei Grotenburgs wollen wir mehr darüber sprechen, sie müssen es vor allen Dingen wissen, daß der grüne Pelz wieder im Lande ist. Apropos, Grotenburgs! Wer trinkt ein Glas Cliquot auf ihr Wohl mit mir?"

Bei dieser lauerhaft gesprochenen Frage streckten

sich Pilatus von Bökenbrink's und Baron Kranenberg's Hände wie galvanisirt nach den eben gefüllten und noch schäumenden Gläsern aus. Selbst Bodo, um nicht unhöflich zu sein, ergriff sein bisher unberührtes Glas, nippte davon und stellte es wieder auf den Tisch, während die Anderen die ihrigen bis auf den Grund leerten.

Alsdann stand man auf; die Tafel war beendet und die Beglückwünschungen, daß „das bescheidene Mahl" gut bekommen möge, begannen.

„Wissen Sie was, meine Herren," rief gleich darauf Baron Haas mit etwas lallender Zunge, „nun wollen wir ein wenig im Garten pro — promenadiren, denke ich, und dabei en bassant den Mokka schlürfen. Heda, Fritz, in der großen Laube den Kaffee — wo sind die Cigarren? Ah — da! Hier, meine Herren, bedienen Sie sich, wenn's gefällig!"

Man ging in den sogenannten Garten, einen verwilderten, kahlen und von Unkraut überwucherten Grasplatz, den einige Obstbäume und ein Dutzend Stachelbeersträucher zierten und dessen besten Mittelraum eine Kegelbahn einnahm, in deren Nähe Bodo zu seiner Verwunderung schon wieder gewisse Vorkehrungen treffen sah, die auf neue Libationen zu Ehren des Bacchus schließen ließen.

Er sollte sich auch nicht geirrt haben, denn nach-

dem man eine halbe Stunde durch den Garten promenadirt war und dabei Kaffee und auf Begehr auch feine Liqueure in der bezeichneten Laube getrunken hatte, führte Baron Haas seine Gäste zur Kegelbahn, wo der Kellermeister wieder eine Bowle in Eis zurecht gestellt und schon den Löffel in der Hand hielt, um die schönen Crystallpocale zu füllen, die daneben auf einem kleinen Tische standen.

„Wer trinkt mit mir ein Glas auf meine Gesundheit?“ rief der unersättliche Baron, dem Kellermeister mit zitternder Hand einen Wink zum Einschenken gebend.

Bodo fühlte sich von dieser maaßlosen Völlerei beinahe angeekelt und gab sich keine Mühe mehr, seine Meinung darüber zu verbergen. Glücklicher Weise aber wartete der Wirth keine Antwort von seiner Gästen ab, sondern griff schnell nach einem gefüllten Pocal, kostete, und da er ihn probat fand, rief er freudestrahlend: „Köstlich, prächtig, meine Herren! Vorwärts! Man lebt nur einmal auf der Welt!“

Während sein Schwager und Pilatus XXII. nach kurzem Besinnen seinem Beispiele folgten, näherte sich ein Diener des Barons dem Legationsrath und flüsterte ihm ein paar Worte zu, die Baron Haas mit seinem scharfen Ohre auffing.

„Wie," rief er, sein Glas fast erschrocken auf den Tisch stellend, „habe ich recht gehört? Ihr Pferd ist gesattelt? Wollen Sie denn fort — nicht bis zum Abend bleiben, um uns zu zeigen, was Sie leisten können?"

„Nein," erwiderte Bodo kurz, „ich bleibe nie so lange an einem Ort, am wenigsten das erste Mal. Dazu gebricht es mir an der „classischen" Ruhe, die Sie auszeichnet, mein lieber Baron. Leben Sie also wohl und lassen Sie sich durch meine Entfernung in Ihrem Vergnügen nicht stören — doch nein, ich fürchte das nicht."

Baron Haas war ganz verdutzt vor ihm stehen geblieben und reichte ihm seine nicht allzu saubere Rechte. „Wie Sie wollen," lallte er, „na, des Menschen Himmel ist sein Willenreich — wollte ich sagen — doch leben Sie wohl — auf baldiges Wiedersehen!"

Bodo verbeugte sich kalt vor Herrn von Bökenbrink, gab Baron Kranenberg die Hand, dessen Benehmen ihm heute viel besser gefallen, als am vergangenen Tage, und ging gemächlich nach der Gartenpforte, wohin man so eben seinen Braunen gebracht hatte. Mit raschem Schwung saß er im Sattel und nun noch einmal die Herren grüßend, die ihn bis dahin begleitet hatten, trabte er ab, ohne auch nur einen Blick auf seine nächste Umgebung zu werfen.

Die drei Herren hinter ihm aber standen noch lange still und blickten sich verwundert und erstaunt mit offenem Munde an. Baron Kranenberg war der Erste, der seine Lebensgeister sich regen fühlte und die Frage ausstieß:

„Nun, lieber Bruder, was sagst Du nun? Habe ich Recht gehabt oder nicht?"

„Beim Zeus!" polterte Baron Haas hervor, mit einem seiner kurzen Beine ärgerlich den Boden stampfend, „das ist ein so seltsames Wunderthier, wie ich so bald keins gesehen!"

Pilatus XXII. nickte ihm mit olympischer Miene Beifall zu. „Ja," bemühte er sich zu sagen — „und wo bleibt Ihr Sieg?"

„Ha, Sie haben gut fragen, bester Freund, und Du brauchst gar nicht zu lachen, Ambrosius; aber soll ich denn allein den Hund aus dem Ofen locken? Bei Dem, so viel hab' ich auf's erste Mal weg, ist mein Latein zu Wasser geworden. Zum Kuckuck aber auch, warum habt Ihr mir nicht geholfen?"

„Lieber Bruder," erwiderte Baron Kranenberg bescheiden, „wir bauten zu viel auf Deine gerühmte Stärke und wollten Dir den Triumph allein überlassen. Ich habe mir schon gestern die Finger verbrannt und für's Erste genug daran."

„Teufel, ja! Das war ein verdammt verfehlter Tag und meine Mine hat sich vergebliche Mühe gegeben, diesen Menschen zu födern. Ha, mit dem Kerl muß man es ganz anders anfangen, aber wart — des Abends trinkt er — bonus! Na, ich werde ihn nächstens Abends zu mir einladen und dann Gnade Gott seiner Seele!"

„Renommiren Sie nicht wieder!" sagte Pilatus XXII. erhaben und würdevoll, worauf er, zur Seite gewandt, verächtlich die Nase rümpfte.

„Renommiren? Ich? Ach was — da, Kinder, laßt ihn laufen oder reiten auf seinem Ackergaul — er ist nicht werth, daß wir uns die Hälse nach ihm verdrehen. Stoßt an! Die Bowle muß vor Sonnenuntergang geleert werden, heute Abend trinken wir Eispunsch — es ist warm — bah! Ah — da ist der Kegeljunge! Ambrosius, Du hast den ersten Wurf — alle Neun ist die Loosung und diesen — diesen diplomatischen Narren schiebe auch noch um. Vorwärts, Pilatus, Mann, regen Sie sich einmal. Hollah, es lebe der Wein und die Zunge — gieb einen Stuhl her, Fritz — bah! — und die Zunge, die ihn schmekken kann!"

Während die drei vornehmen Herren also hinter dem eben geschiedenen Gaste her schalten und mit ihren Tugenden prahlten, ritt dieser, still vor sich hinlächelnd, daß er schon wieder einen der drei schlimmen Tage hinter sich habe, eilig nach Hause. Ueber ihm strahlte die Sonne am blauen Nachmittagshimmel und wob Alles um ihn her in ihren goldenen Schleier ein. Süß und lieblich duftete die sommerliche Natur ringsum, aber die süßesten und lieblichsten Düfte schienen ihm von seiner friedlichen Heimat her entgegen zu wehen, und um diese so bald wie möglich zu erreichen und frei von den bitteren Einwirkungen der äußeren Welt zu sein, spornte er sein Pferd fleißig an und das alte Thier gab sich alle Mühe, seinen guten Herrn so rasch wie möglich nach Hause zu tragen.

Zweites Kapitel.

Die Grotenburg und ihre Herrschaft.

Mit wie freudigen Empfindungen Bodo von seinem zweiten Besuche nach Hause zurückkehrte, er wurde nicht viel weniger freudig und herzlich daselbst empfangen. Fräulein Treuhold hatte aus seiner zeitigen Rückkehr am vorigen Tage sehr richtig geschlossen, daß er auch diesmal den schönen Abend still und friedlich zu Hause verleben wolle und so erwartete sie ihn um die sechste Stunde am Fenster ihres Stübchens, wo sie ihn denn auch pünktlich eintreffen sah.

„Guten Abend, liebe Treuhold!" rief er ihr fröhlich entgegen, als er bei ihr zuerst eintrat. „Nun, da bin ich wieder und der zweite Tag des lästigen Frohndienstes ist auch glücklich vorüber. Man muß nur Geduld haben, dann besiegt man sogar die Zeit, die oft unser bitterster Feind ist."

„Gewiß, Herr Legationsrath, sehr oft aber auch unser liebster Freund.“

„Da haben Sie Recht. O, Sie sind eine kluge Frau und wissen stets etwas Angenehmes zu sagen.“

„Das wollte ich nicht von Ihnen hören — aber freilich, Sie müssen sich ja jetzt etwas üben und ich will Ihnen gern die Gelegenheit dazu bieten. Jetzt erzählen Sie mir aber, was Sie heute für Vergnügen genossen. Wie verlief dieser zweite große Besuchstag?“

„Mit einem Wort — schrecklich, meine Liebe, fast eben so schrecklich, wie der gestrige, nur in ganz anderer Art.“

„Darf ich es denn nicht genauer erfahren?“

„Ja, ja, Alles in Allem, aber Sie werden keine Freude daran haben.“ Hierauf erzählte er ihr, was wir selbst wissen, fügte jedoch am Ende die Worte hinzu: „Was mich aber am tiefsten verletzt hat, das ist — was mir schon gestern begegnet und was ich Ihnen bisher noch verschwieg — daß man sich wiederholt Anspielungen auf Baron Grotenburg's Familie und mich erlaubt, die mir beweisen, daß der Wunsch meines Vaters, mich mit Fräulein Clotilde verbunden zu sehen, kein Geheimniß mehr für uns allein ist. Die ganze Welt weiß es, denn nicht nur die Mitglieder der beiden Familien waren damit vertraut,

auch ihre Diener, und man tritt überall mit seinen Wünschen und Sticheleien in einer so unverschämten Weise auf, daß ich fast große Lust habe, die Grotenburgs ganz und gar zu umgehen und meines Vaters Testament am ersten August schalten und walten zu lassen, wie es will, ohne mich um die Folgen zu bekümmern."

„Das können Sie nicht!" warf die gute Haushälterin ernst und gemessen ein.

„Warum nicht?" fragte Bodo lächelnd.

„Weil der Wunsch Ihres Herrn Vaters, mit den Leuten, die Sie so verletzt, auf gutem Fuße zu bleiben, Ihnen höher stehen muß, als Ihr eigener, es nicht zu thun. Nein, nein, Herr Legationsrath, das ist auch Ihr Ernst nicht, ich kenne Sie besser."

Bodo lächelte noch freundlicher und bewies dadurch, daß die Alte ihn wirklich richtig beurtheilte und besser kannte, als er dachte. „Nun ja," sagte er, „Sie haben Recht, aber angenehm ist es nicht, diesen Tröpfen zum Stichblatt zu dienen. Doch — lassen Sie uns davon abbrechen, mir wird übel, wenn ich mir alles an diesen beiden Tagen Erlebte in's Gedächtniß zurückrufe. Ich habe Ihnen nun Alles erzählt, was ich weiß, erzählen auch Sie mir, wie Sie den Tag zugebracht. Sind Sie bei dem Meier gewesen?"

„Nein, Herr, wir sind zu Hause geblieben. Wir fanden so Mancherlei zu ordnen und zu putzen, daß die Zeit uns unter den Fingern verlaufen ist.“

„Was haben Sie denn schon wieder zu ordnen und zu putzen gehabt?“

„Wieder? Wie meinen Sie das?“ fragte die Alte, etwas betroffen die Augen senkend; aber gleich darauf erhob sie sie wieder und fuhr heiter fort: „Wir sind einmal durch die Zimmer da oben gegangen und haben sie etwas aufgeräumt. Man muß doch bei Zeiten daran denken, daß Sie nun bald Gegenbesuche erhalten werden und die können Sie doch nicht in Ihrer Studirstube empfangen?“

„Um Gottes willen, woran erinnern Sie mich!“ rief er lebhaft aus. „Diese Menschen hier im Hause? Das wäre schrecklicher als Alles, was ich bei ihnen erlebt, denn hier kann ich ihnen ja keinen Schritt ausweichen. Doch Sie haben Recht — denken muß man daran und Sie denken an Alles und sorgen für Alles.“

Die Alte lächelte verstohlen vor sich hin. „Nein,“ sagte sie ehrlich, „ich hätte am Ende sehr wenig daran gedacht, aber die Gertrud brachte mich auf den Gedanken, die hat die Augen und den Verstand überall. Wir haben also heute tüchtig gearbeitet, Herr, morgen

jedoch wollen wir uns dafür einen frohen Tag machen und meinen Vetter zu Allerdissen besuchen."

Bodo seufzte: „Ach," sagte er, „wenn ich doch auch mit könnte! Aber während Sie bei einem vernünftigen Menschen sitzen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, und gemüthlich plaudern, bin ich —"

„Nun, wo sind Sie alsdann?" fragte die Treuhold fast schelmisch. „Wer weiß es! Am Ende gar schon bei Ihrer Braut!"

„Halt!" rief Bodo mit leicht gerunzelter Stirn, „so weit sind wir noch nicht! Das war kein gutes Wort von Ihnen, Fräulein Treuhold, vielmehr wieder ein Tropfen Gift — nun, was sehen Sie mich so bedeutungsvoll an?"

„Nehmen Sie ihn getrost hin, lieber Herr, ich habe ja jetzt ein Gegengift dafür."

Bodo lächelte wieder und reichte ihr die Hand. „Lassen Sie es gut sein," sagte er, „aber man darf ein Gegengift, wenn es auch noch so heilsam ist, nicht zu oft anwenden, sonst hilft es am Ende nicht mehr. Doch" — er sah sich dabei gleichsam suchend im Zimmer um — „Sie sind ja so allein hier?"

„Sie wollen fragen, wo ist Gertrud — nicht wahr, lieber Herr?"

„Ja, Sie verstehen mich trefflich. Das wollte ich in der That fragen und frage ich jetzt wirklich.“

„Sie besorgt auf ihren ausdrücklichen Wunsch das Abendbrod allein, da wir Sie so früh wie gestern erwarteten.“

„Das ist hübsch von Ihnen. Morgen aber reite ich später, erst nach Tische fort; ich will nicht wieder einem solchen Mahle beiwohnen, wie die beiden letzten waren, und wer weiß, ob es auf der Grotenburg nicht noch ungenießbarer wäre.“

„Aber man wird Sie doch gewiß zu Tisch erwarten, da Sie voraussetzen können, daß man Ihre Absicht, dahin zu gehen, sogleich berichtet hat —“

„So mögen sie mich erwarten, immerhin; ich habe bei einem freiwilligen Besuche keine Verpflichtung, zu einer bestimmten Zeit zu erscheinen.“

Die Alte schwieg einen Augenblick, dann sagte sie freundlich: „Es ist hier unter den Familien Ihrer Bekanntschaft so Sitte, bei ähnlichen Besuchen vor Tische zu kommen, um dann an der Tafel gleich Theil zu nehmen.“

„Mag sein, ich kenne die hiesigen Sitten noch nicht, bestes Fräulein, und ich denke mich nie in ihre engherzigen Regeln einschnüren zu lassen. So viel aber hoffe ich gewiß, daß *gute* Sitten überall Sitte sein

werden, und meine Sitte, Jemanden nicht gleich von Anfang an zu lange lästig zu fallen, ist gut. Meinen Sie nicht auch?"

„Wenn Sie das so in scherzhaftem Tone und mit lächelndem Munde sagen, weiß ich, wie ich es zu nehmen habe und stimme Ihnen bei."

„So sind wir also einig. Jetzt will ich nach meinem Zimmer gehen und es mir ein wenig bequem machen, Altchen. Lassen Sie uns aber heute lieber etwas später essen, als gestern, wenn es geht, ich habe gut zu Mittag gespeist."

„Sie trinken ja wohl auch des Abends Wein?" fragte die Treuhold, den Scherz noch weiter verfolgend.

„Gewiß, und recht guten am liebsten. Adieu!"

Bodo schritt, er verhehlte es sich selbst nicht, mit einiger Spannung nach seinem Zimmer hinauf und blickte sich, als er es erreicht, mit leuchtendem Auge darin um. Er fand Alles in schönster Ordnung, wie am vorigen Tage; die noch immer lieblich duftenden Blumen erfreuten sich frischen Quellwassers und die Bücher lagen in derselben Reihe neben einander, wie er sie selbst niedergelegt und sich ihre Lage gemerkt hatte. Doch nein, dem war bei genauerer Betrachtung nicht ganz so. In dem einen malerischen Album hatte ohne Zweifel eine fremde Hand geblättert, denn

es lag auf der Kehrseite, während der Besitzer selbst es absichtlich auf die vordere niedergelegt, und in jene große Mappe mit Kupferstichen hatte auch ein theilnehmendes Auge geblickt, denn alle Bänder waren jetzt überaus regelmäßig von kunstfertiger Hand zugebunden und am Morgen, ehe Bodo das Zimmer verließ, war eine Schleife offen gewesen.

Nachdem er eine Weile seine Augen sinnend auf diesen beiden Punkten hatte ruhen lassen, flog ein Schimmer freudiger Regung über sein ernstes Gesicht. „Das ist hübsch," sagte er im Stillen, „das gefällt mir wohl. O, wenn der heimliche Besucher Dergleichen liebt, kann ich ihm noch mit Besserem dienen."

Und rasch trat er an den verschlossenen Schreibtisch, nahm aus der großen Schublade eine lange nicht betrachtete Kupferstichsammlung, welche die schönsten Gegenden und die berühmtesten Bauwerke Griechenlands und Roms enthielt, und sodann ein prachtvoll gebundenes Album hervor, in dem sich die wohlgelungenen Photographien seiner Freunde und der ausgezeichneten Männer befanden, mit denen er an verschiedenen Orten zusammengetroffen und denen er in irgend einer Weise auf seiner diplomatischen Laufbahn näher getreten war.

Diese beiden Gegenstände legte er mitten auf den

Büchertisch, blätterte sie oberflächlich durch, um sich noch einmal zu überzeugen, ob sie auch der Beachtung eines sinnigen Wesens werth wären, und dann erst kleidete er sich um, indem er einen leichten Sommerrock, den er im Hause gewöhnlich trug, rasch überwarf.

Bald darauf verließ er das Zimmer wieder und ging nach dem Garten hinab, wo er dem einsamen Lindensaal einen Besuch abstattete und dann in verschiedenen Gängen langsam auf und ab spazierte, bald das weite Weserthal hinunterschauend, bald im Garten selbst nach Diesem und Jenem spähend.

Da traf er plötzlich auf den alten Gärtner, der ämsig an einem neuen Blumenbeet arbeitete, welches er auf einem großen einfachen Rasenstück an einer geeigneten Stelle anzulegen bemüht war.

„Guten Abend, Borgmann,“ sagte er zu dem alten Manne, der an dem warmen Tage tüchtig bei seiner Arbeit schwitzte, „was macht Ihr denn noch so spät da — was soll es werden, he?“

„Ein Blumenbeet, wie es jetzt Mode und auch wirklich recht hübsch ist. Sehen Sie, gnädiger Herr, erst kommt ein dicker Kranz von großblättrigem Epheu ringsum, dann Rosen mit schönen Fuchsien untermischt, und in die Mitte stelle ich eine schlanke Edeltanne oder Cypresse — das muß sich hübsch machen, nicht wahr?“

„Gewiß, und ich muß Euren Geschmack darin bewundern.“

„O, mein Geschmack,“ sagte der bescheidene Alte lachend, indem er die kurze Pfeife in der einen, und die Mütze in der andern Hand hielt, „ist das gerade nicht — man darf sich nicht zu viel rühmen lassen.“

„Wessen denn, Borgmann? — Aber setzt Eure Mütze auf und raucht ruhig weiter.“

„Nu, wessen denn anders, als des Fräuleins da oben — die hat in allen Dingen Geschmack und Geschick mitgebracht, das muß man sagen.“

„Fräulein Treuhold? Denn die meint Ihr doch?“

„Ach die Alte! Gott bewahre! Ich meine das junge Fräulein, ihre Nichte, des reichen Meiers zu Allerdissen Tochter.“

„Aha!“ schlüpfte es über Bodo's Lippen, und den Alten freundlich grüßend, ging er schnell weiter, wahrscheinlich weil er sich selbst grollte, daß er das nicht errathen. Aber nach sehr kurzer Zeit kam er wieder zurück und sagte: „Borgmann, thut Alles, was das junge Fräulein wünscht und räth, hört Ihr? Sie hat viel Schönes gesehen und weiß es an der rechten Stelle anzubringen.“

„Wenn Sie meinen, gnädiger Herr, das kann ich schon thun und thue ich gern. Sie sagt es auch stets

mit einem so freundlichen Gesicht, daß Alles um Einen herum zu lachen scheint und man die Sonne selbst im Schatten glänzen zu sehen glaubt."

„Ja, ja, Ihr habt Recht, Alter, so ist es. Ich wünsche Euch einen guten Abend!"

„Guten Abend, gnädiger Herr, und morgen sollen Sie das Beet fertig finden." —

Die Sonne begann schon hinter die Berge im Westen zu sinken; im Garten breitete sich allmälig tiefer Schatten aus und die unter dem linden Abendhauche zitternde Mittelfläche der Weser schimmerte von wunderbar glühenden, violetten und purpurnen Lichtreflexen, während ihre Ränder die natürlichen Farbentöne der Felsen, Bäume und Büsche, nur in dunklerer Schattirung wiedergaben. Bodo stand träumerisch an einem Fenster des Lindensaales und erquickte sich an dem lieblichen Anblick, der immer Dasselbe und doch stets etwas Neues bot, so oft man das Auge darauf ruhen ließ. Da kam der alte Gärtner durch den Garten gegangen, Spaten, Hacke und einen kleinen Ranzen auf der Schulter tragend.

„Wo wollt Ihr hin, Borgmann?" fragte ihn leutselig der Herr, ihm langsam aus dem Lindensaal entgegentretend.

„Nach Hause, gnädiger Herr. Es ist schon eine gute halbe Stunde über Feierabend."

„Wie — schon halb Acht?"

„O, lange darüber; und nun will ich mir vor meinem Hause auch ein kleines Blumenbeet anlegen, ähnlich, wie jenes da."

„Das ist recht. Wenn es fertig ist, will ich mir es einmal ansehen und Euch meine Meinung sagen. Die Blumen dazu könnt Ihr aber aus diesem Garten nehmen, hört Ihr?"

Der Alte lachte froh in seinen grauen Bart, dankte höflich mit abgezogener Mütze und ging dann eilfertig weiter. Bodo aber schlug nicht minder eilig den Weg nach dem Hause ein und fand im Speisezimmer die Haushälterin und Gertrud, die augenscheinlich schon eine Weile auf ihn gewartet hatten.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte er zu Letzterer, nachdem er Beide begrüßt, „daß ich Sie warten ließ, aber Sie haben mich draußen im Garten länger aufgehalten, als es meine Absicht gewesen."

„Ich, Herr von Sellhausen?" fragte Gertrud mit leisem Erröthen, wobei sie ihre Tante still forschend ansah.

„Ja, ja," erwiderte Bodo, den verwunderungsvollen Blicken Beider mit Ruhe begegnend, „es ist, wie ich sage. Ich war bei dem alten Gärtner und er hat mir das Beet gezeigt, welches er nach Ihren Rathschlägen angelegt." —

Es folgte nun alsbald wie am vorigen Abend ein munteres Gespräch über Mancherlei, wobei diesmal die Gartenkunst den meisten Stoff darbot und in welcher sich das junge Mädchen überaus bewandert zeigte. Von Bodo's Seite ward dasselbe indeß nicht so lebhaft geführt, wie am Tage vorher, das merkte die alte Treuhold sehr wohl und sie half oft die mitunter entstehenden Pausen ausfüllen, wenn ihr lieber Herr sinnend vor sich nieder sah und das Gespräch stocken ließ.

Nach Tische begaben sie sich alle Drei wieder in den Garten, schritten plaudernd auf und nieder und besuchten das angefangene Beet, worauf sie sich später wie am Abend vorher trennten, als die nahende Nacht ihre schweigenden Schatten niedersenkte.

Am anderen Morgen aber war der Legationsrath ungewöhnlich früh munter, wiewohl nicht im Freien beschäftigt, wie sonst, und Niemand von der ganzen Hausbewohnerschaft, außer Rieke, die ihm das Frühstück brachte, bekam ihn zu sehen. Er saß still in seinem Zimmer, hatte den letzten Brief des verstorbenen Vaters vor sich und las denselben aufmerksam und wiederholt von Anfang bis zu Ende, als suche er irgend etwas darin zu finden, was ihm bisher entgangen wäre. Allein, so sehr er auch suchen mochte, er fand nichts Neues und sehnlich Gewünschtes darin, und so

stand er endlich seufzend von seinem Platze auf und stellte sich an's Fenster, die Sonne vergeblich suchend, die auch an diesem Morgen hinter trüben Schleiern verborgen blieb.

Endlich aber hielt er es in dem drückend schwülen Zimmer nicht mehr aus. Schnell stieg er die Treppe hinab, ging in den Garten, schweifte von da nach den Feldern hinüber, bald dahin, bald dorthin, sichtbar ruhe- und ziellos, und unentschlossen und fast selbst nicht wissend, wohin er ging, was sonst gar nicht in seiner Art lag. Endlich kam er wieder nach Hause, kleidete sich um und erschien dann am Mittagstische in dem feinen Anzuge, den er bei Besuchen zu tragen pflegte und der ihm vorzüglich gut stand, obgleich er zu den Männern gehörte, die sich in jeder Kleidung stattlich und vornehm darstellen.

Bei Tische war er noch stiller als am Abend zuvor und nur wenige Worte richtete er an Gertrud, dann aber mit einem so milden, fast weichen Tone, wie ihn Fräulein Treuhold noch nie aus seinem Munde hatte kommen hören.

Endlich war man mit dem Essen fertig, worüber er froh zu sein schien, und nun bat er den Verwalter, ihm bald sein Pferd vorführen zu lassen, da es jetzt wohl Zeit sei, daß er seinen Ritt antrete.

Den Anwesenden eine gesegnete Mahlzeit wünschend, entfernte er sich, um Hut und Paletot zu holen, trat aber bald darauf in der Haushälterin Zimmer, die er wieder allein fand.

„Liebe Treuhold," sagte er mit eigenthümlich bewegter Stimme, „ich gehe. Gern thue ich es nicht, aber es muß sein! Sie glauben nicht, wie bedrückt mein Herz ist, und fast ist mir zu Muthe, als ob ich wieder ein Knabe geworden wäre, der einen dummen Streich gemacht hat und nun zu seinem Präceptor geht, um sich die Strafe dafür zu holen. Das ist ein unangenehmes Gefühl in meinen Jahren, Sie mögen es mir glauben."

„Ich glaube es wohl, lieber Herr," sagte die Alte und nickte ihm treuherzig und vertraulich zu. „Aber gehen Sie nur getrost zu dem Präceptor, vielleicht dictirt er Ihnen keine so schwere Strafe, als Sie fürchten."

„O, ich fürchte mich nicht, das denken Sie ja nicht. Aber ich fühle im Voraus, daß ich unbefriedigt heimkehren werde."

„Das wollen wir erst abwarten. Es hat mancher Mensch mit schwerem Herzen solchen Besuch angetreten und ist mit l e i c h t e m zurückgekehrt."

„Ha, mit l e i c h t e m! Ich nehme das Wort als

gute Vorbedeutung an. Gott gebe, daß ich es nicht voll zurückbringe. Und nun leben Sie wohl — da ist mein Pferd!"

Er reichte ihr die Hand, schüttelte sie kräftig, sah ihr noch einmal freundlich in die Augen und ging dann rasch hinaus, wo er ohne Aufenthalt das Pferd bestieg.

Die alte Treuhold war ihm unablässig mit den Augen gefolgt. Er sah sich nicht mehr nach ihr um, und doch, als der Braune schon im Fortschreiten begriffen, hielt er ihn noch einmal an, drehte sich um und blickte nach ihrem Fenster zurück.

Allein er gelangte nicht mit den Augen bis zu ihr hin. Ein anderer Gegenstand am Nebenfenster fesselte sie und er zog ehrerbietig den Hut und rief ein: „Adieu!" zu dem holden Mädchenantlitz hinauf, das ihm zum ersten Male nachsah, da er das Haus verließ.

„Glückliche Reise, Herr Legationsrath!" rief sie ihm zu und war dann aus seinem Gesichtskreise verschwunden. Ob er dabei recht gesehen, ob er sich getäuscht, er wußte es nicht, aber es schien ihm, als ob das dunkelblaue Auge, das ihn so eben begrüßt, mit einem gewissen Mitleid auf ihn herabgeblickt und dann der liebliche Mund ihm mit trübem Lächeln die glückliche Reise geboten.

„Glückliche Reise!" wiederholte er für sich, „o ja,

es wäre gut, wenn es so wäre, so sein könnte, aber nein, nein, nein, die innere Stimme lügt nicht und mir sagt sie, daß diese Reise in dem Sinne, wie sie es gemeint, nicht glücklich ablaufen wird."

Mit diesem Gedanken ritt er vom Hofe fort, aber er schien diesmal keine so große Eile zu haben, als an den Tagen vorher, denn er ließ sein Pferd den etwa eine Meile betragenden Weg im ruhigsten Schritt gehen, als wäre er überzeugt, er werde noch immer früh genug den Ort seiner Bestimmung erreichen. Jedoch nicht diese Ueberzeugung allein hielt ihn von dem schnelleren Erstreben des so nahen Zieles ab, vielmehr waren es ernste und sogar bittere Gedanken, die sich seiner Seele bemächtigt hatten und ihn auf eine Weise peinigten, wie noch nie zuvor.

Er war sich vollkommen des ernsten Schrittes bewußt, den er gegenwärtig that, und mit seiner ganzen Schwere lastete der letzte väterliche Wunsch auf ihm, von dem er bisher noch nie etwas zu leiden gehabt. Es war das erste Mal, daß ein fremder, fast gewaltthätiger Wille wie mit eiserner Hand in die goldenen Saiten seines Lebens griff und die bisherige Harmonie seiner Empfindungen und Gefühle verstimmte, einen Mißton in dieselbe mischend, der in den tiefsten Fugen seines Wesens dröhnend widerhallte.

Immer wieder von Neuem regte sich mit wachsendem Ungestüm die Frage und deren Beantwortung in ihm: „Wie kannst Du es dulden, daß man Deinen persönlichen Neigungen und Wünschen einen solchen moralischen Zwang auferlegen will? Wirf alles Fremde, gewaltthätig Zwingende entschieden von Dir ab und fahre fort, ein freier Mensch zu sein, wie bisher!" Aber immer wieder kehrte er auf die Bahn des tief in ihm wurzelnden Gehorsams, der kindlichen Unterwerfung unter den Willen eines Mannes zurück, der in seiner Stellung als Vater doch wohl bedacht haben. mußte, wie schwer die seinem Sohne aufgebürdete Last unter Umständen zu tragen sein könne, und der sie ihm dennoch aufgebürdet, wahrscheinlich selbst einer inneren Nothwendigkeit, einer moralischen Verpflichtung, also einem Zwange folgend, der sich jetzt in gesteigerter Potenz bei jenem fühlbar machte.

Endlich aber schüttelte er mit Gewalt die ihn bedrängenden Empfindungen, Zweifel und Bedenken ab, er kämpfte sich muthig durch alle dräuenden Hindernisse, und der schon früher unklar vor ihm schwebende Entschluß kam zum klaren Durchbruch: wenigstens zu versuchen, ob er dem Wunsche eines Anderen, dem Willen seines Vaters folgen und sich selbst zum Opfer eines Verhälnisses darbieten könne, das ihm

bisher eben so unbequem wie unergründlich erschienen war.

Als dieser männliche Entschluß in ihm licht und klar geworden, fühlte er sich ruhiger werden, und die letzte Hälfte des Weges setzte er sogar mit einer Gelassenheit fort, die ihm seit dem vergangenen Abend leider nicht mehr zu Gebote gestanden hatte.

„Ich werde sehen, wie hoch der Berg ist, den ich übersteigen soll," sagte er schließlich zu sich. „Tragen mich irgend meine Füße hinauf, wohlan, so soll er bestiegen werden. Flügel aber borge und mache ich mir nicht, denn ich bin eben so wenig ein Ritter des Pegasus, der sich auf seinen Phantasien zu einer unbekannten nebelhaften Höhe emporschwingt, wie ein tollköpfiger Icarus, der mit schmelzendem Wachsfittig sich in Regionen erhebt, die seiner Natur nicht zusagen und seinen Fähigkeiten entrückt sind. Vorwärts also, heute Abend werden wir klüger sein als jetzt und die Zeit wird nicht still stehen, um uns durch ihr Zögern länger in Zweifel zu lassen, als für eine arme Menschenseele zuträglich ist!"

Während er nun der alten Grotenburg zureitet und über die Art und Weise mit sich zu Rathe geht, wie

er sich den ihm fremden Menschen gegenüber verhalten sollte, um ihnen nicht Hoffnungen zu erregen, die er schließlich nicht zu erfüllen im Stande wäre, wollen wir noch einen Blick auf diese Menschen selbst werfen und damit die Schilderung der Personenreihe schließen, die wir in dem Rahmen unseres Charakterbildes dem Leser vorzuführen haben.

Die Grotenburg zunächst war in der That, was ihr Name besagte, eine Burg, die nur nicht den Beinamen der „großen" verdiente, da sie, wie die meisten ehemals festen Schlösser im flachen Lande, sogar winzig genannt werden konnte. Was dagegen ihr Alter anbelangt, so mochte ihr Ursprung sich bis in's graue Mittelalter verlieren und die Spuren davon trug sie bis auf diesen Tag noch in manchen einzelnen Zügen an sich. Inmitten eines zwanzig Fuß breiten, ein großes Quadrat ebenen Landes umschließenden Grabens gelegen, den mehr Schlamm als Wasser füllte und über welchen eine nur schmale Zugbrücke führte, erhob sie sich als ein baufälliges verwittertes Gemäuer von höchst unregelmäßiger Gestalt, mit Thürmchen, Zinnen und Giebeln verziert, die unsern jetzigen Zerstörungswerkzeugen keine Stunde würden widerstehen können, in ihrer Blüthezeit aber ganz tüchtig und dauerhaft gegen räuberische Ueberfälle gewesen sein mögen. Diese

Thürmchen, Zinnen und Giebel waren mit Schiefer gedeckt, die Fenster klein und namentlich nach Außen hin sparsam angebracht, und nur nach dem Hof und Garten hinaus, welcher letztere ebenfalls innerhalb des Grabens lag, war das Hauptgebäude mit größeren und der modernen Bauart entsprechenderen Fenstern geziert.

Schon aus weiter Ferne sichtbar, machte diese alte von Nußbäumen und Pappeln umgebene Burg einen mehr düsteren als angenehmen Eindruck auf den fremden Besucher. Die dicken moos- und epheubedeckten Mauern, hie und da halb zertrümmert, die vielen vorspringenden Ecken mit den theilweis noch vorhandenen eisenvergitterten Gucklöchern, die kleinen vielgestaltigen Thürme mit ihren in den rostigen Angeln kreischenden Windfahnen, besaßen nichts Anlockendes, selbst für ein das Mittelalter und seine Schöpfungen liebendes Auge, und wer, an ein modernes wohnliches Haus gewöhnt, aus dessen äußerer Form und Gewandung schon die Sorgfalt und Sauberkeit des Besitzers hervorleuchtet, zum ersten Mal dies traurige Bauwerk erblickte, fühlte sich beklemmt und eingeengt, als wäre er in eine Region gekommen, welche Menschen beherbergte, die noch Etwas sein und vorstellen wollten, was anderwärts längst zu Grabe getragen war.

Baron Grotenburg zwar erzählte oft, er beabsichtige schon lange, dem zerbröckelnden Gemäuer einen neuen Abputz zu geben und vorhandene Mängel zu beseitigen, allein er fürchte dadurch dem alterthümlichen Gepräge seines Besitzthums den wahren und noblen Charakter zu nehmen, eine gewiß aus der Luft gegriffene Furcht, da nur der Mangel an Baarem ihn veranlassen konnte, noch länger in dem halb verfallenen Erbtheil zu hausen, so groß auch sein Verlangen war, ein lichtvolles und modernes Schloß zu bewohnen, etwa in der Art, wie sich das Herrenhaus zu Sellhausen seinem begehrenden Auge darstellte.

Jenen ersten düsteren, immer nachhaltigen Eindruck, den ihr altes Besitzthum auf den fremden Beschauer hervorbrachte, vermochten auch die Bewohner desselben nicht zu verwischen, wenn man ihnen im Innern des Hauses begegnete, und aller Schmuck, alle Verzierung, die so verschwenderisch daran gewandt, aus der alten Burg ein reizendes anziehendes Schloß zu zaubern, reichte nicht hin, dem Gaste ein wohlthätiges Gefühl zu erwecken, falls er mit dem Wirthe nicht gerade in besonders intimer und angenehmer Beziehung stand.

Baron Grotenburg glich, schon in der äußeren Erscheinung, nicht im Entferntesten seinen beiden uns bereits bekannten Schwägern, denn er gehörte ganz

im Gegensatz von ihnen zu den Menschen, die allein die Form und den Schein des Lebens zu ihrer Gottheit gemacht haben; demgemäß stellte er sich als ein abgeschliffener, polirter und mit allen Finessen des Umgangs vertrauter Edelmann dar, der seinen Stand und sein Herkommen schon durch Haltung, Geberde und Miene, vor allen Dingen aber durch eine ausgesuchte Kleidung zur Anschauung zu bringen verstand.

Von Gestalt leidlich groß, trug er dieselbe mit einer gewissen leichten Würde, und in seinen Bewegungen, in seiner Art gewählt und in einem hohen Tone zu sprechen, gab sich jene prahlerische Großthuerei kund, welche nur zu oft mit einem innerlich hohlen Wesen verbunden ist.

Alles in Allem genommen gab es wohl selten einen unbedeutenderen Menschen als den Baron Grotenburg, obgleich er sich die größte Mühe gab, so bedeutend und erhaben wie möglich zu erscheinen. Sein ganzes Ringen und Trachten war nur auf die schillernde Oberfläche, den äußeren Schimmer alles Bestehenden gerichtet, Nichts hatte für ihn einen Kern, einen Gehalt; wie er sich und die Seinigen den Augen der Welt darstellte, darauf kam es ihm allein an, und wenn es ihm glückte, den Sinn eines ihn Beurtheilenden zu blenden,

so war er eben so sehr über sich selbst wie über alle Welt entzückt.

Wie dieser Mann dachte und fühlte, so handelte er auch. Er hatte sich in seinem ganzen Leben mit nichts Ernstlichem beschäftigt; die Arbeit, mochte sie sein, welche sie wollte, kannte er nur von Hörensagen, da er kein Auge von der Natur erhalten zu haben schien, um den im Schweiße seines Angesichts thätigen Arbeiter auch nur aus vornehmster Ferne zu betrachten.

Um nun auch durch Nichts an die Arbeit erinnert zu werden und um sich nicht selbst, wie er sagte, in dem alltäglichen Einerlei gemeinen Lebens aufzureiben, hatte er seine ergiebigen Ländereien an einen wohlhabenden Nachbar für ein schönes Stück Geld verpachtet, und demzufolge bekümmerte er sich wenig darum, wie derselbe mit seinem Eigenthum schaltete und waltete. Wenn er nur zur rechten Zeit sein Pachtgeld erhielt, um die drohendsten Gläubiger mit kleinen Brocken befriedigen zu können, war er schon glücklich, denn seine Schulden im Ganzen zu bezahlen, dazu war, wie die Sachen einmal lagen, nicht die geringste Möglichkeit vorhanden. Aber ach, dieses Pachtgeld lief immer spärlicher ein, der gute Pächter hatte es schon seit Jahren leihweise vorausbezahlt, und die Ausgaben, anstatt einmal in ihrem athemlosen Laufe still zu stehen, wuchsen

alle Tage von Neuem zu unerschwinglichen Summen an, für deren Addirung die Damen seines Hauses weder Sinn noch Lust zu haben schienen.

Dagegen verstanden es diese Damen, von denen wir die Bekanntschaft der Mutter schon auf Sellhausen gemacht haben, meisterhaft, des Barons Säckel zu leeren, selbst wenn er bis an den Rand gefüllt gewesen wäre, und Baron Grotenburg war ein so schwacher Mann, daß er ihren Bitten niemals widerstehen konnte, wenn sie ihn zu neuen und unvermutheten Ausgaben veranlaßten.

Seiner gebieterischen Gemahlin gegenüber durfte er nie einen Widerspruch erheben, und die verzärtelte Clotilde mochte er nicht mit Versagung kränken, wenn ein Wunsch über ihre Lippen drang, und ach! weder die Forderungen der Einen, noch die Wünsche der Andern hielten jemals das Maaß rücksichtsvoller Bescheidenheit ein.

So hatten sie es unter Anderm durchzusetzen gewußt, das Innere ihrer alten Burg nicht allein mit allerlei luxuriösem Gerümpel beinahe auszustopfen, sondern es auch in eine Art moderner Galanteriewaaren-Niederlage zu verwandeln. Kein Bequemlichkeitsmöbel gab es auf der Welt, von welchem nicht wenigstens ein Exemplar auf der Grotenburg vorhanden gewesen

wäre. Alle Zimmer waren damit überfüllt, und daran reihten sich eine Menge wunderbarer Dinge, für die man eben so wenig einen Namen besitzt wie eine Anwendung zu finden im Stande ist. Gemälde, Kupferstiche, Statuen von Porzellan, Elfenbein, Wachs, Thon, Nippes tausendfältiger Art und der ganze plunderhafte Krimskrams, den die erfinderischen Fabriken des In- und Auslandes erzeugen, füllten alle Räume vom Boden bis zur Decke, so daß man sich kaum in irgend einem Zimmer, mit Ausnahme des großen Salons, frei bewegen konnte, ohne befürchten zu müssen, eine ganze Welt voll namenloser Kunstgegenstände zu zertrümmern.

Aber nicht hierin allein suchten die beiden Damen die Befriedigung ihres Stolzes und ihrer Laune, es mußten auch noch kostbarere Dinge in ihrem Besitz sein, um sich der sie umgebenden Welt gegenüber als mustergültig zu fühlen.

Kein adliges Haus in der ganzen Umgegend hatte eine so große Anzahl Diener für allerlei Verrichtungen aufzuweisen als die Grotenburg. Der Baron, die Baronin, Fräulein Clotilde, jedes hatte seinen eigenen, reich und dabei geschmacklos gekleideten Bedienten, der Herr außerdem einen Jäger, die Damen eine Kammerjungfer und verschiedene Nähmädchen, wobei die Kutscher noch nicht mit in Anschlag gebracht sind, die

zu abwechselndem Dienste jederzeit und für Jedermann bereit stehen mußten.

Natürlich gehörten Winter- und Sommer-Equipagen nebst kostbaren Pferden zu einem solchen Haushalte, und auch davon war eine reichliche Auswahl in den Remisen und Ställen des Schlosses aufzufinden.

Daß man die Küche und den Keller dabei nicht vernachlässigte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden, obgleich weit man entfernt war, dafür so große Summen zu verwenden, wie Baron Haas es für nöthig hielt.

Diese kostbare Einrichtung des freiherrlichen Hauses kostete aber Geld, viel Geld, und damit sah es, wie wir schon wissen, allezeit am kläglichsten aus. Der Baron hatte allerdings früher ein ansehnliches Vermögen besessen, allein dasselbe war ihm allmälig und unversehens durch die Finger geschlüpft und es begann schon seit Jahren eine fühlbare Ebbe einzutreten, die bisweilen sogar eine grauenerregende Dürre herbeiführte, von der man natürlich nach Außen hin so wenig wie möglich etwas verlauten ließ.

So lange der alte Herr von Sellhausen gelebt, den man mit Aufmerksamkeiten und Liebesbeweisen allerlei Art zu blenden und zu födern verstanden, so lange freilich hatte man eine nicht unwesentliche Stütze, wenigstens in den Zeiten der dringendsten Noth ge-

habt. Die Gutmüthigkeit dieses Mannes war eben so groß gewesen wie seine bescheidene Unterordnung unter den hochmüthigen Geist der altadligen verwandten Familie, er hatte gegeben, was in seinen Kräften stand, und auch für die Folge Unterstützungen verheißen, ein Verfahren, das ihn zuletzt, wie wir wissen, sogar zu dem seltsamen Verlangen führte, welches zum Theil den Gegenstand dieser Erzählung bildet. Als er nun aber gestorben, war eine große Zuflußquelle für den Baron verstopft, es trat eine bedeutungsvollere Ebbe ein denn je, und Letzterer gewahrte mit Schrecken, daß er seinem Ruin entgegengehe, wenn nicht bald eine namhafte Hülfe käme, und diese nahte glücklicher Weise von Tage zu Tage näher heran, noch dazu von zwei Seiten, und auf diese war sein Auge natürlich mit brennendem Verlangen gerichtet.

Die eine dieser Hülfen, für ihn die angenehmste und ergiebigste, war allerdings noch anscheinend am weitesten entfernt; sie entsprang wie ein üppig sprudelnder und fast unerschöpflicher Quell aus der bevorstehenden Erbschaft der guten Tante Birkenfeld, die ihren nächsten Verwandten ja auf keinen Fall entgehen konnte, so bitterböse sich auch die alte Dame bisher der Familie des Barons erwiesen hatte. War sie aber auch so böse, wie sie sein mochte — alte Damen haben

ja so oft unerträgliche und unbegreifliche Launen — was verschlug das? Sie war alt, sehr alt und man konnte jeden gesegneten Tag ihres nicht weniger gesegneten Endes gewärtig sein. Noch dazu war sie kränklich und hinfällig, das Leben bot ihr keinen Reiz, keine Freude mehr, sie mußte sich zuletzt selbst zur Last sein — war es daher nicht natürlich, daß man in der Grotenburg, wo so zarte und menschliche Gefühle herrschten, alle Tage und Nächte Gott bat, daß er die arme Dulderin doch endlich von ihren irdischen Fesseln befreien möge?

Die zweite Hülfe dagegen war, wenn auch weniger ergiebig, doch glücklicher Weise jetzt ganz nahe gerückt. Der Legationsrath von Sellhausen war von seiner amtlichen Stellung im Auslande entbunden und endlich in das Vaterhaus heimgekehrt, um sein Erbe in Besitz zu nehmen — unter der für den Baron so günstigen Bedingung, daß er die Tochter des Schwagers seines Vaters als Ehegemahl in dasselbe einführe. Daß Bodo keinen Augenblick anstehen werde, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, darüber hegte man auf der Grotenburg anfangs keinen Zweifel, dafür hatte der schlaue Baron und die noch schlauere Baronin hinreichend zu sorgen gewußt, dafür hatten sie Jahre lang „gearbeitet“ und sich in Liebe und Aufopferung

gegen den alten trägen Herrn von Sellhausen erschöpft, den sie in ihrer Einbildung für dreimal so reich hielten, als er wirklich war.

Als nun aber Bodo fünf Monate lang als Einsiedler in seinem stillen Hause lebte, Niemanden bei sich sah, zu Niemanden ging, da wurden die hoffnungsvollen Gesichter in der Grotenburg immer länger und länger und in ihren Herzen stieg eine dunkle Ahnung auf, daß der junge Herr von Sellhausen doch am Ende andere Gesinnungen als sein Vater gegen sie hegen könne. Jedoch, „junge glatte Leute sind leichter zu regieren als alte verrostete Seelen," sagte die Baronin, „warten wir es ruhig ab und fassen wir den Strick am richtigen Ende an, sobald er uns in die Hand gegeben wird."

Allein dieser „Strick" — man verzeihe, daß wir uns des Ausdrucks der edlen Baronin bedienen — wurde nicht in ihre Hand gegeben und so konnte sie weder das falsche noch das richtige Ende desselben ergreifen.

Als nun aber jene fünf Monate vergangen waren, keine Nachricht über den seltsam diplomatisch verfahrenden jungen Mann einlief, Niemand etwas Bestimmtes von ihm wußte, da stieg die Besorgniß in der Grotenburg zur Angst und diese erreichte zuletzt eine so schwindelnde

Höhe, daß die Frau Baronin in ihrer Noth einen kühnen Versuch zu wagen beschloß, dessen tragikomischen Ausgang wir in den vorhergehenden Blättern geschildert haben.

So viel von der Noth und den Hoffnungen der Familie des Barons, deren letztes Glied — das wichtigste und kostbarste von allen — wir in Fräulein Clotilde nun noch dem Leser zu schildern haben.

Diese zwanzigjährige Tochter, das einzige Liebespfand, womit den Baron seine ausgezeichnete Gemahlin beschenkt — wie konnte sie als Kind solcher Eltern anders sein, als sie wirklich war? Von Beiden verzärtelt und verzogen von Jugend auf, ein Spielball in der Hand einer eben so unverständigen wie intriguanten Mutter, von den großartig erscheinenden Verhältnissen ihres Vaters berauscht und in den Wahn versetzt, eine noch großartigere Rolle in den künftigen Traditionen ihrer Familie zu spielen, war sie von der Natur ganz und gar dazu ausersehen, diese Rolle auf ihre Weise so früh wie möglich in Scene zu setzen.

Wenn man sie zum ersten Mal sah und ihre Gestalt und ihre Züge im Einzelnen betrachtete, konnte man nicht umhin, sie für hübsch, für fein zu halten, und doch war sie im Ganzen durchaus keine wohlthuende Erscheinung. Alle Vorzüge und Zierden, die

sie besaß, waren, seltsam genug, theils durch ein unleidliches Uebermaaß entstellt, theils durch eine gewagte äußere Zuthat, überladenen und geschmacklosen Putz und schließlich durch das Schlimmste von Allem, durch eine gekünstelte Effecthascherei in das Gegentheil verkehrt.

Was ihre körperlichen Verhältnisse betrifft, so war sie ziemlich groß und schlank, überdieß mit Hülfe einer unsichtbaren Maschinerie maaßlos eingezwängt, was ganz unnöthig erschien, da sie auffallend fleischlos und für den Mann, der das Weib mit weiblichen Formen liebt, nicht gerade verführerisch ausgestattet war. Nur die Arme und Hände waren damit etwas reichlicher bedacht, sogar schön und gut geformt, nur wurden leider die Hände durch entsetzlich lange und haarscharf zugespitzte Nägel entstellt, eine Mode, die man, wenn sie uns ein Reisender von einem heidnischen Volke erzählte, vielleicht für gerechtfertigt, wenn aber von einem civilisirten, für fabelhaft halten würde, könnte man sie nicht jeden Tag auch bei uns an solchen Leuten wahrnehmen, die jede Arbeit für eine Schande und die Trägheit für eine der vornehmsten Tugenden halten.

Bei sehr blaßblonden und im natürlichen Zustande sehr glanzlosen Haaren, wie sie auch der Baron und

die Baronin besaßen, hatte sie einen sehr zarten Teint, aber dabei jenen faden, nichtssagenden Ausdruck der Miene, der vielen hochblonden Damen eigen ist, wenn sie geistlos sind, und welcher um so auffallender hervortritt, wenn sie, wie Fräulein Clotilde, fast farblose Augenwimpern und gänzlich unsichtbare Augenbrauen haben.

Das Auge war meistentheils matt, glanz- und ausdruckslos und in der Farbe etwas zu hellblau gerathen, aber es nahm einen unnatürlich stechenden und herausfordernden Blick an, wenn seine Besitzerin bei irgend einem Vorkommniß sich ein bedeutendes Ansehen zu geben bemüht war, ein Beginnen, das ihr aus langer Gewohnheit zur zweiten Natur geworden war und ihr viel mehr schadete, als wenn sie weniger hübsch gewesen wäre. Ihr Mund war etwas groß und dabei die Lippen so schmal und umrißlos, daß man sie kaum bemerken konnte. Geziert war er allerdings mit weißen, wiewohl etwas großen Zähnen, aber sie zeigte sie bei den schmalen blassen Lippen so oft, daß man zuletzt nicht mehr darauf achtete und gewünscht hätte, sie möchten lieber von rötherem und vollerem Fleische bedeckt sein.

Bei der schon bezeichneten Magerkeit wäre es sehr rathsam gewesen, wenn sie Nacken, Hals und Schul-

tern etwas weniger entblößt getragen hätte, allein in diesem Punkt befolgte sie leider den ihr von der Mutter eingeprägten Grundsatz, daß ein junges Mädchen nie eine ihr zugefallene Schönheit verbergen müsse, die sie aller Welt mit einigen Ehren zeigen könne.

Um noch einmal auf ihre Augen und deren Blick zurückzukommen, so müssen wir bemerken, daß sie, ebenfalls von der Mutter dazu angeleitet, die leidige Gewohnheit angenommen hatte, die an und für sich schon etwas kleinen Augen bei jeder Gelegenheit noch mehr zusammenzukneifen, damit zu blinzeln und auf eine Person, die scheinbar keiner großen Beachtung werth sei, gleichsam wie durch einen Schleier von oben herab zu blicken, etwa wie eine Königin des Morgenlandes, die die ihr Nahenden nur zu ihren Füßen liegen sieht. Ueberdieß sei es sehr kleidsam und verleihe einen vornehmen Anstrich, wenn sie sich so oft wie möglich ihrer goldenen Lorgnette bediene, die Menschen dadurch sogar aus nächster Nähe scharf betrachte und sich damit das Ansehen einer Dame gebe, die, um genau urtheilen zu können, auch genau beobachten müsse.

Ihre Sprache, denn von der müssen wir bei einer Dame, die wir so gründlich schildern, auch reden, da sie mit das Lieblichste ist, was ein schönes Mädchen be-

sitzen kann, ihre Sprache war weniger wohlklingend, als sie hätte sein können, wenn sie minder geziert und affectirt vor das Ohr des Hörers getreten wäre und wenn die Sprecherin dabei nicht — eine Angewohnheit vieler kleinstädtischen und ländlichen Damen — stets eine Seite der Oberlippe emporgezogen hätte, wodurch ein sehr großer Zahn sichtbar wurde, der leider schon einen bläulichen Schimmer anzunehmen begann. Wenn sie lachte — ebenfalls eine schöne Eigenschaft für eine junge Dame, angenehm zu lachen — so klang es scharf, spitz und ein wenig zu laut, was den ganzen leidlichen Eindruck wieder zu vernichten im Stande war, welchen ihre übrigen guten Eigenschaften so eben hervorgerufen.

Wenn man oft im Leben junge Damen sieht, die vor immerwährender Thätigkeit, unabläßigem Hin- und Hergehen kaum zu Athem zu kommen scheinen, so konnte man Fräulein Clotilde mit diesem kleinen Tadel nicht belegen, denn noch niemals hatte sie irgend Jemand mit irgend Etwas beschäftigt gefunden. Sie verstand weder eine Handarbeit, auch nicht die feinste und niedlichste, anzufertigen, noch hatte sie überhaupt Lust und Neigung dazu, sich auf diese oder ähnliche Weise zu unterhalten. Desgleichen liebte sie das Lesen nicht sonderlich; nur dann und wann nahm sie eine

kurze Novelle zur Hand — aber sie mußte ganz kurz und von einem adligen Schriftsteller verfaßt sein, stets mit Handlung beginnen und niemals irgend eine Beschreibung bringen — oder ein Journal, über dessen geistlosen Inhalt sie verächtlich die Achseln zuckte, ohne es einmal angeblickt zu haben, da es ja langweilig war, die Gedanken anderer Menschen zu lesen, das Lesen aber überhaupt ungemein die Augen angriff.

Nichtsdestoweniger war sie — vielleicht durch göttliche Inspiration — von Allem unterrichtet, kannte Alles, wußte Alles, und namentlich beurtheilte sie Alles, was in ihrer Gegenwart von Andern verhandelt und besprochen wurde. Bei solchen Gelegenheiten pflegte sie einen caustischen wegwerfenden Ton anzunehmen, der bitterer verletzte, als das Urtheil selbst, und mit der Miene eines orthodoxen Professors der Adelsrechte verdammte sie Alles ohne Erbarmen, was ihr nicht fein und nobel genug erschien, so daß, wer sie so unnachsichtig den Stab brechen sah, sie gewiß nicht zum Richter zu haben wünschte, falls er einmal in Ungnade bei ihr fallen sollte.

Da sie nur eine höchst oberflächliche Erziehung genossen, von Literatur, Geschichte, überhaupt von Allem, was in der Welt sich bewegt, was sie groß und herrlich macht und was der menschliche Geist

darin Wunderbares zu Wege bringt, kaum die allgemeinste Kenntniß hatte, so kann man sich denken, daß ihre Unterhaltung nur eine höchst oberflächliche sein und sich nie über den beschränkten Kreis ausdehnen konnte, den ihre leiblichen Augen beherrschten. Was aber in diesem Kreise geschah, war wichtig von Anfang bis zu Ende, nichts überbot das Interesse, welches sie an den kleinlichsten und erbärmlichsten Vorfällen innerhalb der Familien ihrer Bekannten und Freunde nahm, und nur was ihre eigene Person, die Mama, den Papa betraf, gelangte zu der Ehre, noch den Vorzug vor Letzterem zu gewinnen.

Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, wenn man dies Wort für das, was wir sagen wollen, gebrauchen darf, war es, auf einem höchst bequemen und weichen Sessel in halb liegender Stellung am Fenster zu sitzen, dessen Aussicht den Weg bestrich, der nach der Grotenburg führte, und in's Blaue zu starren, die Hände gefaltet im Schooße zu halten oder an den Nägeln zu putzen, wobei sie, oft vor Langeweile seufzend, unbewußt die Lerche bewunderte, die sich ihres Lebens freute, jubelnd im lichten Aether schwirrte und dabei mit ihrer Stimme Himmel und Erde begrüßte. Dann und wann kam ihr auch dabei wohl einmal die Lust, selbst ein Liedchen zu trillern, wenn gerade die Mama

zur Hand und bereit war, dasselbe am Flügel zu begleiten — denn was sollte man den ganzen lieben Tag beginnen, fragte sie oft, da ja nicht immer besuchende Herren anwesend waren, mit denen sie ein paar scherzhafte Worte tauschen konnte, die ihr Schmeicheleien „in großen Düten“ mitbrachten und denen sie „geistreich“ antwortete, indem sie sich über sie lustig machte oder über irgend einen Abwesenden das Richtbeil ihrer scharfen Zunge fallen ließ.

Einen großen Theil des Tages aber nahm ihr die Toilette fort. Vier Stunden brauchte sie in der Regel, um standesgemäß erscheinen zu können, bei gewissen Ausnahmefällen aber gingen auch sechs darauf hin, eine Zeit, die nur dadurch eine pikante Würze erhielt, daß sie mit ihrer Jungfer schalt, wenn das neue kostbare Kleid nicht gleich sitzen wollte, wenn die Blumen nicht bunt genug, die Haare zu widerspenstig waren, Klagen und Vorwürfe, welche die arme Zofe oft zu Thränen brachten, da sie das gnädige Fräulein alle Tage schwerer zu befriedigen fand.

Der Sommer war für Fräulein Clotilde durchschnittlich die langweiligste Zeit. Das ewige Gehen und Sitzen im Garten bekam man doch überaus rasch satt; die Besuche, so oft sie auch erschienen, brachten immer Dasselbe, niemals war eine kleine Aufregung

in ihrem Gefolge, die das Gemüth Tage lang zu beschäftigen vermag; Unterhaltungen über allerlei Fremdes aber, Spiele, wobei Papa immer so viel Geld verlor, Diners und Soupers — konnte eine junge Dame ihrer Art an dergleichen Dingen wohl irgend etwas Interessantes finden? Da war der Winter doch eine ganz andere Zeit und in ihm ging ihr stets erst der wahre Frühling auf. Da konnte man wöchentlich zwei oder drei Mal in die Nachbarschaft und bisweilen sogar in die Stadt zu Balle fahren, ein Kleid anziehen, dessen Farbe, Ausschnitt und Besatz alle Damen vor Neid eine Woche krank machte und ihnen ein Vierteljahr Stoff zur Unterhaltung bot, oder man konnte auserwählte Leute im Ballstaat bei sich selbst sehen, um an einem Abend mehr Geld zu vergeuden, als eine arme Tagelöhnerfamilie in der Nachbarschaft für das ganze Jahr gebrauchte. O, das war so lustig, so herrlich, so amüsant, daß es noch bei Weitem das Vergnügen im Sommer übertraf, ein paar feurige Pferde vor dem neumodischen Cabriolet zu fahren oder ein neues Vollblut des Papas zu reiten, was sie noch viel lieber gethan hätte, wenn ihr nicht blos Bauern begegnet wären, die wahrhaftig von einer modernen Amazone noch weniger verstanden, als sie von dem Leben der Bauern.

So haben wir denn Fräulein Clotilde ganz wie sie leibte und lebte geschildert und wir denken durch Vorführung ihrer Person, so unliebenswürdig dieselbe erscheinen mag, dem Leser Stoff genug zum Nachdenken geboten zu haben, da wir überzeugt sind, daß ähnliche Erscheinungen auch in seiner Nähe ihr Wesen treiben und ihn schon oft mit Bewunderung erfüllten, aber einer Bewunderung, die einen so kläglichen Beigeschmack hat, daß man sich auf keine Weise von der Natur für benachtheiligt halten würde, wenn Einem dieselbe für ewige Zeiten erspart bliebe.

Gott sei Dank! Das wäre überstanden. —

Drittes Kapitel.

Wie man einen Mann ohne Politur und Bildung empfängt.

Die für den Baron Grotenburg so bedeutungsvolle Nachricht, daß der Legationsrath von Sellhausen endlich seine Besuche begonnen habe und, seiner eigenen Aussage nach, am heutigen Tage nach der Grotenburg kommen werde, war schon an demselben Abend, nachdem Bodo das Gut Kranenberg verlassen, von da aus dem Schwager vermittelt worden und auch am darauf folgenden Tage war vom Baron Haas die Meldung eingegangen, daß das orientalische Wunderthier sich auf dem Kolkhofe eingestellt habe. Begreiflicher Weise hatten diese Nachrichten eine allgemeine Bewegung in der Grotenburg hervorgerufen, nur gab sich dieselbe in sehr verschiedener Weise kund. Der Baron selbst

war erfreut, daß die sehnlich erwartete Stunde des Glücks nun endlich schlagen würde; die Baronin ließ ihre lange aufgesparte stille Wuth in einzelnen Seufzern und Ausrufen verpuffen, da sie jetzt ja keinen Grund mehr zur Aufstachelung ihres Ingrimms hatte, und Fräulein Clotilde — nun, was konnte sie anders thun — saß mit der Mama und ihrer Jungfer in permanenter Berathung über die Wahl ihrer Toilette, was, als die Ursache davon bekannt wurde, zuletzt einen stürmischen Jubel unter den betheiligten dienstbaren Geistern hervorrief, als wäre schon die Hochzeit des gnädigen Fräuleins vor der Thür und als könne man nicht laut genug über das Glück der schönen Baroneß schreien.

Schon von zehn Uhr Morgens an standen zwei Bediente in ihren besten Livreen in der Nähe der Zugbrücke, die schon längst keine Zugbrücke mehr war, auf der Lauer, um den erwarteten Gast mit aller Aufmerksamkeit zu empfangen und in den großen zu diesem Behufe festlich geschmückten Salon zu führen, der nur bei höchst feierlichen Gelegenheiten und sehr vornehmen Besuchen geöffnet wurde.

Es war dies ein hübscher geräumiger Saal, dessen vier Fenster nach dem freilich etwas düsteren Hofe gingen, denen gegenüber man aber ein kleineres durch

die dicke Mauer nach dem Graben hin gebrochen hatte, um von hier aus zu jeder Zeit unbemerkt den Weg beobachten zu können, der vom Felde aus auf die Zugbrücke zuführte. Dieser Saal war das einzige Gemach im ganzen Schlosse, in den sich der letzte Rest des sonst überall verbannten guten Geschmacks gerettet hatte, das heißt, er war nicht zu sehr mit Möbeln überfüllt, um beschränkt, und nicht zu leer, um öde und ungemüthlich zu sein.

Die Mitte desselben war frei geblieben und über diese schwebte von der mit Stuccatur bekleideten Decke ein großer Lüstre herab, der bereits seit vierundzwanzig Stunden von seinem gewöhnlichen blaukattunenen Ueberzuge befreit war und sich jetzt in seiner ganzen goldenen Pracht offenbarte. Den mit einer blendendweißen Tapete bedeckten Wänden gegenüber nahmen sich die Vorhänge von blauem Seidendamast sehr vortheilhaft aus und mit gleichem Stoffe waren auch die verschieden gestalteten Sophas, Divans und Sessel überzogen, die in den vier Ecken des Salons um zierliche Tische von Bronce und Marmor ihre Plätze einnahmen und so gleichsam vier verschiedene Räumlichkeiten bildeten, in denen sich kleinere und größere Gesellschaften von den übrigen abgesondert unterhalten und vergnügen konnten.

Um elf Uhr Morgens erhielt dieser Salon, der überdieß mit großen Spiegeln in Goldrahmen, marmornen Consolen und kostbaren Kupferstichen versehen und dessen parquettirter Boden so glatt gebohnt war, daß man kaum ohne Gefahr darauf treten konnte — seinen ersten Gast, den Baron selber.

Er war ein nicht übermäßig großer, aber etwas corpulenter Mann hoch in den Fünfzigen, der sich in seinem blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen und in seiner weißen Weste und Halsbinde mit der brillantenen Tuchnadel im Vorhemd ganz stattlich ausnahm. Dabei zeigte er für sein Alter ein sehr gut conservirtes und leidlich volles Gesicht, nur sein Schädel war etwas kahl und die wenigen übrig gebliebenen Haare darauf in kleinen Löckchen nach der Mitte des Scheitels zu frisirt.

Auf den glatten Zügen des Barons lag an diesem Morgen wie immer sein stereotyp gewordenes vornehmes Lächeln, indessen wer ihn genauer beobachtete, fand bald heraus, daß der gewöhnlich zur Schau getragene Gleichmuth des gnädigen Herrn heute dennoch etwas erschüttert und er nicht im Stande war, einen gewissen moralischen Druck aus seinem Herzen zu verbannen, der sich sogar in den erschlafften Linien um den listigen Mund und in dem unsicheren Blicke seines lauernden Auges wiederspiegelte.

So kam er denn, von innerer Unruhe gepeinigt, um elf Uhr schon in den Salon, sah, was seine Frau nie that, in alle Ecken, ob seinen Befehlen bezüglich der Anordnung und Säuberung auch Folge geleistet sei, und begann dann mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen einen Spaziergang durch den langen Raum, wobei sich seine befangene Miene allmälig aufklärte und er sich zuletzt freier als zuerst und mit einer gewissen Befriedigung wiederholt in einem der glänzenden Spiegel betrachtete.

Als er nun aber, von Niemand gestört, seinen Spaziergang wieder fortsetzte, sagte er halblaut zu sich:

„Endlich, endlich also ist der Tag da, nach dem ich mich so lange gesehnt! Gott sei Dank! Die Minuten sind mir fast zu Jahren geworden. — Er kommt, ah, er kommt und ich werde ihn bei mir haben, ich werde seine Hand berühren, in sein Auge sehen und gleich darin lesen, ob ich zu hoffen habe, was ich wünsche — wünsche? nein, zum Teufel, was ich haben muß — unter jeder Bedingung oder — die alte Grotenburg sieht zum ersten Mal einen zu Grunde gerichteten Herrn. Allmächtiger Gott, daß es so weit kommen konnte! Man könnte so glücklich und zufrieden sein, wenn der verteufelte Putz und Tand —"

Er schwieg, denn sein immer auf der Lauer stehen-

des Ohr hatte ein bedeutsames Rauschen vernommen, das ihm schon aus der Ferne verkündete, wen er im Salon demnächst zu erwarten habe. Gleich darauf riß auch ein betreßter Diener die Flügelthür weit auf und die Frau Baronin trat im vollen Schmuck bei ihrem Gemahl ein.

Die stolze Dame zeigte sich heute einmal wieder in dem ihr eigenthümlichen Glanze abgeschmacktester Ueberladung, sowohl in Bezug auf die Menge der an ihrem Körper angebrachten Schmucksachen, wie auch in der Wahl der bunt zusammengesetzten und sich widersprechenden Farben — eine Ueberladung, fügen wir bei, die ein geübtes Auge sehr oft an Damen vom Lande wahrnimmt, die nur selten Gelegenheit haben, die Putzläden großer Städte zu besuchen und die feinsten Moden aus dem Grunde zu studiren, dann bei rascher Wahl aber gewöhnlich das in die Augen Fallendste nehmen, um sich ihren ländlichen Nachbarinnen in einem nie gesehenen Staate zu präsentiren.

Die Frau Baronin, in einem fabelhaft bunten Seidenstoff prangend, in dem ein schreiendes Roth und Grün die vorherrschenden Farben bildete, große Maraboutfedern nebst ungeheuren Schleifen im Haar und dann noch von einer kostbaren rosa gefütterten Tunika von feinster orientalischer Wolle umhüllt, trat also mit

majestätischem Schritt ein, warf zuerst einen Blick in den Spiegel, dann auf ihren Mann und dann wieder in einen anderen Spiegel, wobei sie mit ihrer scharfen und kalten Stimme herausfordernd sagte:

„Nun, Grotenburg, da bin ich — wie gefalle ich Dir?"

„O, meine Liebe," flüsterte der gute Baron zärtlich, indem er zu ihr ging, neben ihr stehend ihr Spiegelbild betrachtete und seine Hand einen Augenblick auf ihrer halbnackten mageren Schulter ruhen ließ, „Du weißt ja, Du gefällst mir immer."

„Schmeichler Du!" rief die sich für so schön haltende Frau, und tippte mit ihrer Lorgnette auf des Gemahls Hand, die sich schnell zurückzog, als sie die spitzen Knochen fühlte, „aber Du sagst es sehr selten. Ach Gott, was ist es heute warm und ich habe schon so viel Eislimonade getrunken, um meine innere Hitze abzukühlen!"

Der Baron schien nicht auf diese Klage zu hören, setzte sich in einen Sessel, trommelte mit den Fingern seiner rechten Hand auf die marmorne Platte eines kleinen Tisches und sagte dann seufzend: „Wo ist Clotilde?"

„Bei der Toilette — wie Du fragen kannst, Grotenburg, wo soll sie denn anders sein?"

„Gut, gut, ich bin schon still. Ach, Amalie, ja, Du hast Recht, es ist heiß heute und es wird noch heißer werden, wenn — wenn er erst kommt."

„Warum denn das?" fragte die Dame mit zurückgeworfenem Kopfe und sah ihren kleinmüthigen Mann halb grimmig, halb verächtlich an.

Der Baron duckte sich wie ein Mäuschen, das die scharfe Kralle der Katze fürchtet, und sagte: „O, ich meine es nur. Ich bin im Grunde recht froh, daß wir so weit sind!"

Die Frau Baronin, hierdurch gereizt, ging mit großen Schritten, den Kopf mit dem gewaltig schwankenden Federbüschel bei jedem Tritt hintenüber beugend, im Salon auf und ab, wehte sich mit einem kostbaren Fächer Kühlung zu und versetzte:

„So weit, bah! Das ist wohl recht weit, mein Lieber? Hätten wir es nicht mit diesem — diesem Sonderling zu thun, wir könnten — bei Gott! — etwas weiter sein!"

„Nenne ihn, der Dein Schwiegersohn werden soll, nicht so, zumal Du ihn noch nicht einmal genügend kennst —"

„Ich kenne ihn nicht?" fuhr die Baronin jäh auf. „Wer sagt das? Hab' ich ihn nicht gesehen, nicht gesprochen, nicht erfahren, wie sonderbar — das ist ein

mildes Wort, mein Lieber — wie sonderbar sich dieser Herr gegen uns beträgt?"

Der Baron schwieg einen Augenblick, offenbar eingeschüchtert und in einige Angst versetzt, daß ein sehr leicht erregbarer ehelicher Sturm möglicher Weise im Anzuge sein könne, dann sagte er kleinlaut: „Nun, meine Liebe, Du hast ihn doch selbst einen schönen und klugen Mann genannt?"

Die Baronin setzte ihren Gang etwas langsamer fort, fächelte sich nur etwas stärker Luft zu und erwiderte mit spitzem Tone: „Was hilft mir alle Schönheit, alle Klugheit, ja, Alles, was der Mensch besitzen soll, seine diplomatische Erfahrung mit eingerechnet, wenn ich sehe, daß er sich nicht zu benehmen weiß wie ein gebildeter, ein verständiger, will sagen — ein nobler Mann!"

„Aber, meine Liebe," wagte der Baron versuchsweise zu sagen, „Du gehst in Deinem Vorurtheil zu weit." Weiter kam er aber nicht, denn seine Gemahlin fuhr ihm mit giftigen Blick in die Parade und rief:

„Vorurtheil? Ich gehe zu weit? Wie Du so sprechen kannst — hm! — Du dauerst mich fast! Freilich, Du hast ihn nicht gesehen, wie ich ihn gesehen habe — wie er da vor mir stand — wie ein Fürst

aus dem Morgenlande mit seinen dunklen herrischen Augen und wie er mit seiner tiefen Stimme zu mir sprach —"

„Nun, was sprach er denn so Schreckliches?"

„Schreckliches gerade nicht, aber doch nicht das, was ich in jenem schrecklichen Augenblick erwarten konnte."

„Ach Gott, Kind, jetzt übertreibst Du wirklich. Der Augenblick war ja so schrecklich gar nicht — Du warst überreizt, erschrocken, und da sahst Du Berge, wo nur Hügel waren, glaubtest einen Sturm zu fühlen, wo nur ein leichter Wind wehte —"

„Nun, nun, mein Lieber, menagire Dich ein wenig – Du nimmst immer die Partei dieses Herrn, ich weiß es schon, und was er auch gegen uns verbrochen haben mag, er ist immer ein Engel in Deinen Augen."

„Ein Engel, meine Liebe? Du allein bist mein Engel — aber darin übertreibst Du wieder. Ich sehe, unter uns gesagt, in ihm weiter nichts als einen Mann, den man klug behandeln muß, da wir ihn nutzen wollen, da er oder das Erbe seines Vaters uns nöthig ist — ja, ja, Amalie, verschweigen wir es uns ja nicht, wir haben ihn sehr nöthig und Du weißt das eben so gut wie ich."

Die Baronin, von den ernst gesprochenen Worten ihres Mannes getroffen, schwieg einen Augenblick, aber sie seufzte, nicht über das angedeutete Unglück, ach nein, nur daß sie selbst so unglücklich sei, einen Mann zu haben, dessen Hülfsquellen nicht weiter reichten als sie bisher — Dank ihrer Verschwendungssucht — gereicht hatten. „Grotenburg," sagte sie endlich, „weißt Du was? Ich habe es mir überlegt; ich wollte erst auf diesen Herrn mit meiner ganzen Macht einwirken und ihn an mich zu fesseln suchen, aber ich habe mich anders besonnen. Ich will lieber ganz aus dem Spiel bleiben, ich will nicht auf ihn wirken, denn mir — offen gesagt — behagt er zu wenig, oder — noch deutlicher gesprochen — ganz und gar nicht."

Der Baron machte eine Geberde, als ob ihm das ganz gleichgültig wäre, und sagte erst nach einer Weile: „Na, das ist vor der Hand auch mein Wunsch, meine Liebe. Ueberlasse ihn mir ganz und Du wirst sehen, ich komme mit ihm zum Ziel — oder — ich gebe ihn völlig auf und dann — haha," er lachte fast zu laut — „ist ja sein Erbe noch sicherer in unsern Händen, als mit ihm! Jedoch, wir haben unser Wort, das wir dem Alten gegeben, zu halten und zu lösen, und so wollen wir zuerst den glatteren und freundschaftlicheren Weg betreten. Wenn er uns also heute be-

sucht und sich nicht näher erklärt, was auch kaum zu erwarten ist, da er Clotildchen noch gar nicht kennt, so besuche ich ihn morgen oder übermorgen wieder —"

„O, übereile Dich ja nicht damit; er darf nicht denken, daß uns an ihm etwas gelegen ist —"

„Nein, nein doch — und der Erfolg wird lehren, mein Kind, wie diplomatisch ich mit einem Diplomaten umzugehen verstehe."

Dabei rieb er sich vergnügt die Hände und warf seiner Gemahlin eine Kußhand aus der Ferne zu.

In diesem Augenblick öffnete ein Lakai zwei Thürflügel zugleich und der Baron, der schon glaubte, der erwartete Besuch erscheine wie ein Gespenst durch die Luft herangeflogen, sprang heftig auf und trat auf die Thür zu. Sogleich aber erkannte er seinen Irrthum, denn es war seine Tochter, die mit gewaltigem Rauschen und in wo möglich noch glänzenderem Pompe als die Mama hereinschwebte.

Fräulein Clotilde trug an diesem für sie und ihre Familie so verhängnißvollen Tage ein Kleid von blaßblauer Seide, am Halse und den Schultern wie gewöhnlich so weit ausgeschnitten, als irgend zuläßig, mit einer Schleppe versehen, daß nur der Page dazu fehlte, der sie hätte tragen können, und von einem Umfange, daß sie damit fast den vierten Theil des gan=

zen Salons füllte. Ihr blonder, von zahllosen kleinen Löckchen umgebener Kopf war mit einer Fülle von Blumen und Blättern geziert, daß man ihn hätte für einen kleinen Garten halten können, und um den völlig entblößten Hals und die Arme, am Busen, an den langnäglichen Fingern trug sie so viel goldene Ketten, Armbänder, Brochen und Ringe mit blitzenden Steinen, als nur immer anzubringen gewesen. Dabei verbreitete sie bei ihrem ersten Schritt in den Salon einen so durchdringenden Wohlgeruch von allen möglichen Essenzen um sich her, daß ihr Vater nicht ganz Unrecht hatte, wenn er glaubte, sie sei im Besitz eines halben Parfümerieladens, dessen herrlichste Düfte sie jetzt gratis zum Besten gebe.

In diesem überladenen Putze sah die Baroneß aus, nicht als wolle sie im ländlichen Hause ihres Vaters einen Fremden empfangen, sondern als ob sie im Begriff stehe, in irgend eine Residenz zur Cour bei einem großen Fürsten zu fahren, eine um so größere Thorheit, da der Baron Herrn von Sellhausen weder zu einem Besuche eingeladen, noch dieser einen solchen angemeldet hatte.

Als die Baronin ihre herzallerliebste Tochter in dieser Fülle von Schönheit und Reichthum an werthvollen Kleidungsstücken und Schmucksachen in den Sa-

lon treten sah, ließ sie einen Ausruf der Bewunderung und des Beifalls hören, ohne das fast erschrockene und vorwurfsvolle Gesicht zu bemerken, welches ihr Gemahl eine Secunde lang anzunehmen wagte.

„Mein Gott," rief sie und stand von ihrem Sitze auf, ergriff die Tochter bei der Hand und führte sie vor den größten Spiegel, „Clotilde, was bist Du heute schön — ach! und ich gestehe mit Stolz, daß es fast keinen Menschen auf der Erde giebt, dem ich diesen herrlichen Anblick gönne."

„Du bist sehr gütig, Mama," erwiderte Clotilde mit kühlem Lächeln, drehte sich vor dem Spiegel nach allen Seiten, wobei sie sich offenbar über sich selber freute, und fuhr dann fort: „die Robe sitzt wirklich sehr gut, ist weit genug und die Mamsell hat ein kleines Meisterstück hervorgebracht. Aber könnte sie nicht noch ein wenig tiefer ausgeschnitten sein?"

Der Vater verzog die Stirn in krause Falten, wandte sich aber seitwärts, um sein Mißfallen nicht blicken zu lassen; die Baronin dagegen prüfte mit kundigem Mutterblick den fraglichen Gegenstand und gab endlich mit gedehntem Behagen den entscheidenden Ausspruch: „Nun, meine Liebe, es geht noch. Aber wenn Du meinst, so laß noch einen Finger breit wegnehmen. Ich habe neulich bei den Hofdamen in . . .

noch tiefere Ausschnitte gesehen und sogar Seine Durchlaucht der Fürst von † † †, der daselbst zum Besuche war, hat sein Entzücken darüber geäußert."

„O, o," murrte der Baron leise und nahm aus einer goldenen Dose eine Prise, deren Spuren er dann sorgsam von Weste und Hemd zu entfernen sich bemühte.

Während dieser Zeit hatte die Baronin wieder ihren Platz eingenommen, Fräulein Clotilde ließ sich ebenfalls auf einem Divan, den sie mit den Falten ihrer Kleider bis über beide Seitenlehnen hinweg ausfüllte, dicht an dem kleinen Beobachtungsfenster nieder und so saßen die drei Personen, jede in einer besonderen Ecke, in einem großen Dreieck sich gegenüber, eine Weile erwartungsvoll einander betrachtend und Jedes des Anderen Miene prüfend, wovon man jetzt wohl zu reden beginnen werde.

„Papa, ich habe eine Bitte!" sagte da plötzlich die Tochter vom Hause.

„Sprich, liebes Kind; Du weißt, ich erfülle Dir gern Alles, was ich mit Ehren erfüllen kann."

„O, so wird Dir auch Dies nicht schwer werden. Du bist in der Regel zu freundlich gegen die Leute, die uns besuchen, und wirst es am Ende gegen diesen Herrn Legationsrath auch sein wollen. Aber das

wünsche ich nicht. Ich bitte also dringend, sei es gegen ihn nicht; laß ihn vielmehr fühlen, wie unhöflich er sich benommen, daß er nicht zuerst zu uns gekommen ist und sich nach meinem Befinden erkundigt hat, was er doch eben so gut konnte als zuerst nach Kranenberg und dem Kolkhof zu gehen."

„Ja," rief die Baronin mit entschiedenem Beifall, „Clotilde hat Recht, Grotenburg, und sie entwickelt wieder einen bewundernswerthen Tact. Obgleich dieser Mann, dessen Vater unsrer Vermittlung und Fürsprache seinen Adel und seine Stellung in der ganzen Umgegend verdankte, weit in der Welt herumgekommen ist, so scheint er doch noch nicht so viel Bildung und Politur sich angeeignet zu haben, als in unserm Familienkreise der Anstand und das Herkommen verlangt. Du hast unbedingt Recht, mein Kind, und ich habe schon vorher mit dem Vater über diesen Punkt gesprochen."

„O, Bildung und Politur, Mama," fuhr Fräulein Clotilde, verächtlich mit den bloßen Achseln zuckend fort, „was fragen diese jungen Herren in der großen Welt jetzt danach?!"

„O, o!" machte der Vater wieder und nahm vor Verlegenheit eine zweite Prise. „Still, still doch, Kinder, Ihr urtheilt über einen solchen Mann immer zu herbe. Du kennst ihn ja noch gar nicht, Clotilde, und

die Mutter hat mir selbst gesagt, daß er das Ansehen eines galanten und chevaleresken Mannes habe."

„Das Ansehen, lieber Grotenburg," nahm die Baronin würdevoll das Wort auf, „ja, aber auch nicht mehr! Ich wenigstens habe von seiner Galanterie noch keine andere Probe gesehen, als daß er sogleich fortritt, als wir — leider! — bei einem Nothbesuche sein Haus betraten, und daß er nicht eher wiederkam, als bis wir dasselbe in Angst und Sorge verlassen hatten. Du warst ja selbst darüber empört, mein Freund, und hast das in Deiner Gutmüthigkeit nur wieder vergessen. Wir Frauen aber, wir vergessen dergleichen nicht — nie und nimmer!"

„Nein, nein, Papa, diesmal muß ich der Mama entschieden Recht geben," sagte Fräulein Clotilde mit Nachdruck, dem sprechenwollenden Vater rasch das Wort abschneidend; „und wenn ich aufrichtig sein und reden soll, wie ich fühle, so muß ich sagen, daß es mir in Sellhausen, obgleich das Schloß sehr hübsch liegt, gut eingerichtet, modern ist, doch weniger behagt hat, als ich mir vorgestellt habe. Ueberhaupt machte sich ein gewisses ordinaires Element in der Aufwartung und Bedienung darin bemerklich. Nicht einmal silberne Messer und Gabeln gab es bei Tisch, und dann, welche Haufen Fleisch brachte man uns auf die Tafel! Als

ob wir Bauern wären und nicht wüßten, daß es Rehbraten sei, was wir bekamen, wenn wir nicht den ganzen Rücken vor uns sähen. Pfui! Und so war fast alles Uebrige bestellt und ich war eigentlich froh, als ich wieder nach Hause kam."

Der Baron seufzte ganz laut. „Ach Gott, mein Kind," sagte er mit fast wehmüthiger Weichheit, „ich sehe, daß auch Du vorgefaßte Meinungen hast, die sich zum Glück noch in der Zukunft werden ausrotten lassen. So viel ich weiß, hat der alte Herr von Sellhausen sehr vieles und schönes Silberzeug hinterlassen, und man hat es nur noch nicht in Gebrauch gezogen, weil man so lange keine Gesellschaft mehr gehabt und etwas aus der Gewohnheit des guten Tones gekommen ist. Weiter nichts. Und dann, mein Kind, wie konnte man in Sellhausen wissen, daß Du niemals Fleisch issest, um Dir nicht den Teint zu verderben, daß Du nur von Gemüse und Mehlspeisen lebst? Ueberdieß warst Du krank —"

„Ach, da kommt Herr von Bökenbrink mit seinen göttlichen Füchsen!" rief Clotilde, die den Vater kaum angehört und unausgesetzt aus dem kleinen Schaufenster geblickt hatte.

Sowohl der Baron wie die Baronin sprangen von ihren Sitzen auf und eilten an das Fenster.

„Wahrhaftig," rief der Baron fast erschrocken, „es ist Pilatus. Na, der hätte heute auch fortbleiben können, er wäre mir ein andermal lieber gewesen!"

„Warum denn, Papa, er ist ja immer so aufmerksam und galant — ach und sieh', wie prächtig die Füchse gehen — o, und was er für einen reizenden Brakewagen hat!"

Die Baronin ließ sich wieder auf ihren Divan nieder und machte eine Miene, als wollte sie sagen: „Nun, ich würde mich auch nicht gegrämt haben, wenn er heute nicht gekommen wäre; da er aber einmal da ist, muß man ihn ertragen. — Herr von Bökenbrink ist uns angenehm!" rief sie dem meldenden Bedienten entgegen, noch ehe er ein Wort gesprochen, und winkte ihm wie eine Königin mit dem feingestickten Taschentuche zu.

Wenige Minuten später trat Pilatus XXII. ein und fand die Herrschaften ruhig in dem vorher beschriebenen Dreieck sitzen. „Meine Damen," sagte er, sich steif vor ihnen verbeugend und zuerst der Baronin und dann Fräulein Clotilden die Hand küssend — „guten Morgen — lege mich Ihnen zu Füßen."

„Das lassen Sie hübsch bleiben," rief der Baron, seine Hand dem Freunde entgegenstreckend, der ruhig nach einander die Hypothenuse und die beiden Katheten des Dreiecks beschritt, „das wäre für Ihr Alter

und Ihr invalides Kreuz eine halsbrechende Arbeit — das kann heute ein Anderer thun — hm! — und Sie wissen ohne Zweifel, wen wir erwarten."

Pilatus XXII. warf einen gierigen Blick auf Fräulein Clotilde, nickte gravitätisch und sagte, ohne Zweifel mit großer Selbstaufopferung, da er nur ungern und stets so kurz wie möglich sprach:

„Herrliche Toilette heute — Sie auch, meine Gnädigste — aber weiß es auch so schon — habe es gestern aus seinem eigenen Munde gehört."

„Wie," rief die Baronin, brennend vor Neugierde, „waren Sie gestern etwa auf dem Kolkhof?"

„Hatte die Ehre, Gnädigste — sogar bis heute Morgen um zwei Uhr — das heißt Haas und Ihr unterthänigster Diener."

„O, o, bitte, erzählen Sie, wie war es, wie stellte Herr von Sellhausen sich dar, was machte er für einen Eindruck auf Sie?"

Pilatus von Bökenbrink reckte sich so hoch und steif in die Höhe, wie es ging, besann sich einen Augenblick und schnarrte dann wegwerfend: „Scheußlich, meine Gnädigste! Alles in Allem. Kam auf einem Ackergaul angeritten — wahre Schindmähre — auf Ehre!"

„Und wie gefiel Ihnen sein Exterieur?" fragte Fräulein Clotilde mit einem ermuthigenden Blick.

Pilatus wandte sich nach der schönen jungen Dame herum, verbeugte sich ehrerbietig und versetzte etwas langsamer als vorher: „Exterieur nicht übel — große Augen mit Drohblick — aber verwundete mich nicht — sehr wortkarg — sehr wenig hungrig — trinkt gar keinen Wein — aber doch sehr bissig und immer bereit, Beleidigung zu sagen — was ihm noch theuer zu stehen kommen wird.“

„O, o!“ rief der Baron und nahm stürmisch eine doppelte Prise.

„Und wie war sein Benehmen sonst, seine Tournüre, lieber Herr von Bökenbrink?“

„Benehmen? Tournüre? Sehr gewöhnlich, meine Gnädigste, oder sehr fein — wie Sie es nehmen wollen, vielleicht in der Art, wie es in Griechenland unter Halbwilden Mode ist. Haha!“ Und er lachte über seinen eigenen Witz, wenigstens hielt er es dafür, was er mit aller Mühe aus seinem trocknen Schädel herausgepreßt.

Einige Minuten lang herrschte nach diesem für alle Betheiligten so interessanten Gespräch allgemeines Stillschweigen, denn jeder dachte über das eben Vernommene nach, nur Pilatus XXII. nicht, der dicht vor Fräulein Clotilde stand und ihre Toilette und was sonst an ihr mit menschlichen Augen wahrzunehmen,

mit einer wahren und deshalb stillen Andacht, nicht nur bewunderte, sondern fast verschlang.

Da schlug eine Uhr in einem der anstoßenden Zimmer einmal an und die Baronin durchfuhr es wie ein magnetischer Schlag. Sie sprang hastig auf, zog ihre eigene Uhr hervor und sagte herb: „Wahrhaftig, halb Zwei! Und er ist noch nicht da! Da hast Du wieder einen Beweis von der Bildung dieses Mannes, Grotenburg. Wer in aller Welt, wer, sage ich, hat uns jemals auf das Essen warten lassen, wie?"

„Aber mein Gott," fuhr der Baron mit nicht länger zurückzuhaltender Erregung auf, „wie kannst Du hier von „warten lassen" reden, Amalie? Der, den wir erwarten, hat sich eben so wenig zum Essen angemeldet, wie wir ihn dazu eingeladen haben."

Pilatus XXII. machte ein höchst erstauntes Gesicht, als er dies hörte, und ließ seine kleinen Augen von einem Galakleide der Damen zum andern schweifen. Ohne Zweifel wunderte auch er sich, daß unter diesen ihm zufällig enthüllten Umständen so viel Aufmerksamkeit auf die Toilette verwendet war. Indessen sprach er kein Wort und wirbelte nur die Spitzen seines Schnurrbartes krampfhaft zwischen den Fingern herum.

„Nun," rief dagegen die Baronin, „wenn Du die Sache so nimmst, mein Lieber, dann sehe ich auch keinen

Grund ein, noch eine Minute länger mit der Tafel zu warten. Der Herr könnte am Ende so vornehm sein, erst um sechs Uhr wie in London speisen zu wollen. Aber wir sind keine dummen Engländer — nicht wahr, Herr von Bökenbrink?"

Pilatus XXII. verbeugte sich steif und erwiderte: „Ich wenigstens bin es nicht, das weiß ich bestimmt."

„Und Sie meinen auch, daß wir speisen, nicht wahr?"

„Ich meine, was Gnädigste und Fräulein Clotilde meinen!"

„Danke Ihnen, mein lieber Freund!" Und sie nahm hastig eine kleine silberne Schelle von einer Console unter dem Spiegel auf und klingelte laut, worauf sogleich ein Bedienter die Thür öffnete und seinen albernen Kopf durch die Spalte steckte.

„Was befehlen die Frau Baronin?"

„Anrichten, Jonas, auf der Stelle!" —

Fünf Minuten später meldete Jonas, daß servirt sei und nun führte Pilatus die Gnädigste und der Baron seine Tochter mit ceremoniösen Geberden in das elegant eingerichtete Speisezimmer.

Der Eile nach zu schließen, mit welcher das delicate Mahl verzehrt wurde, welches man zu Ehren oder vielmehr zur Köderung des „orientalischen Wunderthiers"

auf selten splendide Weise hergestellt, mußte entweder der Appetit der vier Speisenden nicht sehr groß gewesen sein, oder der bei allen Vieren in verschiedenen Richtungen vorherrschende Aerger hatte sie dasselbe nicht in behaglicher Ruhe genießen lassen, — genug, in derselben Reihenfolge, wie sie den Salon verlassen, und mit derselben Grandezza kehrten sie nach kaum einer Stunde dahin zurück und nahmen wie vorher ihre Plätze in gesonderter Weise ein, nur mit dem Unterschiede, daß da, wo vorher Fräulein Clotilde allein gesessen, jetzt Zwei saßen, denn Pilatus XXII. konnte es sich unmöglich versagen, so lange in unmittelbarer Nähe der Dame seines Herzens zu weilen, als ihm das neidische Schicksal dieselbe noch vergönnen würde.

Fräulein Clotilde putzte an ihren Nägeln, warf dann und wann einen lächelnden Blick auf ihren stillen Anbeter, der seinerseits entweder zu tief in Anschauung „der zarten Blume" versunken oder in einer schweren Verdauung begriffen war, denn er sprach so wenig ein Wort, wie der Löwe brüllt, wenn er gesättigt ist, nur hielt er, wie vorher das gnädige Fräulein, jetzt seinen eigenen majestätischen Kopf wie ein Wegweiser nach der Straße gewandt, die vom Felde aus auf das Schloß zuführte.

Der Baron dagegen hatte sich nachlässig in seinen

Sessel zurückgelehnt, eine Zeitung genommen und blickte zuweilen darauf, ohne jedoch im Stande zu sein, auch nur eine Zeile zu lesen, denn seine Aufregung und seine Besorgniß waren so groß, daß er sie kaum bewältigen und der Baronin verhehlen konnte, die indeß diesmal keine Augen für den Gemahl hatte, vielmehr in stiller Wuth an ihrem Taschentuche zupfte und über die geringe Politur und Bildung der jetzigen jungen Männerwelt sich selbst eine ergreifende Vorlesung hielt.

Da sollte sich die anscheinend so ruhige Scene mit einem Mal auf eine sehr merkliche Weise ändern. Pilatus XXII. hatte schon seit einiger Zeit mit gespanntem Gesichtsausdruck in die Ferne gespäht, als er plötzlich so laut rief, daß Fräulein Clotilde fast wie vor einem unerwarteten Donnerschlag zusammenfuhr:

„Da kommt er! Auf Ehre, er reitet wieder den Ackergaul! Das ist großartig!"

Natürlich versammelte dieser Ausruf alle vier anwesenden Personen auf der Stelle an dem kleinen Fenster, und als man sich überzeugt, daß der langsam nahende Reiter wirklich der Legationsrath sei, erhob sich Fräulein Clotilde mit dunkelrothem Gesicht, und ohne ein Wort zu sagen, verließ sie, wie eine brausende Wolke dahin schwebend, den Salon, um nicht gegenwärtig zu sein, wenn die ersten Begrüßungen zwischen

ihren Eltern und Herrn von Sellhausen ausgetauscht würden.

Während nun aber die Baronin sich auf ihrem Divan in die geeignete Positur setzte, den ungalanten und ungebildeten Mann seiner würdig zu empfangen, Pilatus XXII. dagegen, etwas blaß, sich in der entferntesten Ecke ein Plätzchen der Beobachtung suchte, sprang der Baron, alle Ermahnungen von Frau und Tochter vergessend, wie electrisirt nach der Thür und stand einen Augenblick später auf der Zugbrücke, um in höchst eigener Person und in schmeichelhaftester Weise den Ankommenden zu empfangen.

Welche Worte Bodo und der Baron draußen wechselten, wissen wir nicht anzugeben, als sie aber Beide — der Erstere ruhig wie immer, der Letztere höchst aufgeregt und mit triumphirender Miene, in den Salon traten, erhob sich die Baronin einen Augenblick aus ihrer bequemen Stellung, verbeugte sich und sagte spitz und mit bedeutungsvollem Lächeln:

„Endlich also, Herr Legationsrath, hat man das Vergnügen und die Ehre!“

„Frau Baronin,“ erwiderte Bodo, indem er sich höflich verbeugte, „Sie haben Ihrerseits vielleicht Recht, „endlich“ zu sagen. Ich will meine scheinbare Nachlässigkeit auch nicht entschuldigen. Jedoch hoffe ich,

Sie werden es selbst thun, wenn Sie bedenken, daß ich einen Vater betrauerte und daß man in solcher Zeit keine Antrittsbesuche macht. Ich wenigstens nicht. So zürnen Sie denn, wenn Sie meinen Grund nicht für genügend erkennen."

Die Baronin wollte eben den Mund aufthun und sagen, daß sie in Berücksichtigung dieses Grundes, den sie bisher noch nicht in Betracht gezogen, ihren „kleinen" Zorn schwinden lasse, allein sie kam nicht dazu. Der Baron, gänzlich umgewandelt, schnitt ihr das Wort von den Lippen ab und rief entzückt: „Gott bewahre, Herr Vetter, was denken Sie denn? Wie kann man da zürnen! Sie haben Recht, o wie sehr haben Sie Recht! Doch — sehen Sie da — die Herren kennen sich wohl schon?" setzte er hinzu, auf Herrn von Bökenbrink zeigend, der noch immer mit steinerner Miene und steif wie ein Grenadier vor seinem Sessel stand.

Bodo warf einen raschen Blick auf den kleinen seltsamen Herrn, verbeugte sich kurz und sagte mit seiner tiefen klangreichen Stimme, die demselben wie ein Messer durch die Seele schnitt: „Ich habe schon gestern die Ehre gehabt, Herrn von Bökenbrink vorgestellt zu werden."

Pilatus XXII., über diese kalte Begrüßung empört

wollte einige Worte stammeln, aber sie verschwanden ihm im Munde, ehe sie „über den Zaun seiner Zähne" gelangt waren, und da er nichts Anderes zu thun wußte, strich er wüthend seinen Schnurrbart und ließ sich dann etwas unsanft in den hinter ihm stehenden Sessel fallen, der trotz der leichten Last des Herrn heftig krachte und so auffallend zitterte, daß der Rittmeister a. D. es für gerathen hielt, diesen Sitz zu verlassen und einen anderen zu wählen, da er sich leicht auch invalide erklären und außer Dienst setzen konnte.

Fast in demselben Augenblick ging die Thür auf und Fräulein Clotilde rauschte in ihrer ganzen Majestät herein, eine Miene zeigend, als wollte sie sagen: „Hier bin ich. Sieh mich an, erkenne mich als Deine Königin und stürze mir zu Füßen!"

Aber nichts von Dem geschah. Bodo stand ruhig da, betrachtete die heranrauschende Gestalt aufmerksam mit seinem großen leuchtenden Auge, wobei eine Secunde lang ein blitzartiges Leuchten über seine Züge schwebte, und wollte, sich in seiner ruhigen Weise langsam verbeugend, eben einige Worte sprechen, als Baron Grotenburg mit zitternder Stimme rief:

„Eh bien, mein lieber Vetter, da haben wir unsere Tochter Clotilde!"

„Mein Fräulein!“ wandte sich nun der Gast zu der jungen Dame, „da ich sehe, wie ausgezeichnet wohl Sie sich befinden, so frage ich nicht, wie es Ihnen nach dem neulichen Unfalle geht, drücke vielmehr meine Freude aus, daß derselbe ein so gutes Ende genommen.“

Mit diesen Worten und ohne eine Antwort abzuwarten, die auch nicht beabsichtigt wurde, trat er zum Baron, der ihm schon einen Sessel hingerollt, während Fräulein Clotilde zu ihrer Mutter ging, mit ihr eine lebhafte Augensprache begann und einigermaßen überrascht schien, in dem so vielfach geschmähten Herrn in der That einen überaus ansehnlichen Mann mit einem höchst geistreichen Antlitz zu finden.

„Warum sind Sie so spät gekommen?“ fragte der Baron, der in seiner Freude alle Vorsicht vergaß. „Wir — wir glaubten — oder vielmehr meine Frau —“

„Wünschest Du Etwas, mein Lieber?“ fragte die Baronin in höchster Verlegenheit herüber, die schon fürchtete, ihr Gemahl werde sich hinreißen lassen zu erklären, man habe den Legationsrath zu Tisch erwartet.

„O nein, meine Liebe, ich wünsche eigentlich nichts, aber wenn wir Kaffee haben könnten, würde es uns Allen, denke ich, sehr angenehm sein.“

„Herr Legationsrath,“ ließ sich da die Stimme

Fräulein Clotildens vernehmen, worauf sich derselbe sogleich zu ihr begab, „Sie kommen so allein, nur zu Pferde und ohne alle Bedienung? O, warum machen Sie es sich so unbequem! Falls Sie keinen leichten Wagen haben, so hätte Ihnen Papa gewiß einen geschickt, wenn Sie die Güte gehabt, ihm Ihren Besuch anzumelden."

„Mein Fräulein," erwiderte Bodo lächelnd, „ich habe wohl einen Wagen, der gerade leicht genug für mich ist, aber ich fahre nie, wo ich reiten kann, was mir ein besonderes Vergnügen gewährt. Ohne Bedienung aber bin ich gekommen, weil ich die beste Bedienung von der Welt liebe, und das ist jedenfalls die, die man sich selbst zu Theil werden läßt."

Clotilde schwieg, da sie hierauf nichts zu antworten wußte; und als wäre sie beleidigt, daß einmal Jemand es gewagt, anderer Ansicht zu sein, zog sie sich mit hoheitsvoller Miene auf ihren Platz am Fenster zurück, um unausgesetzt ihre langen Nägel zu betrachten. Dafür ließ sich die Baronin, die unterdeß den Kaffee befohlen, mit Bodo in ein längeres Gespräch ein, woran der Baron einigen Antheil nahm; nur Pilatus, der seinen Platz standhaft behauptete, strich vor fürchterlichem Aerger unermüdlich seinen Bart, da er wahrzunehmen glaubte, daß Fräulein

Clotilde an dem dummdreisten Gaste einen größeren Gefallen finde, als sie gegen ihre Umgebung merken lassen wolle.

Da stand der Legationsrath plötzlich von seinem Stuhle auf, sah sich rings im Saale um, als suche er seinen Hut und sagte: „Verzeihen Sie, aber ich glaube an Ihrer Toilette wahrzunehmen, daß Sie in Gesellschaft fahren wollen. Ich darf Sie nicht davon zurückhalten.“

Weiter kam er nicht. Der Baron stürzte wie verzweifelt auf ihn zu, hielt ihn am Arme fest, als könne seine Beute ihm unbemerkt entschlüpfen, und rief: „Um's Himmels willen, was denken Sie? Gesellschaft? Wir? Bewahre! Wir erwarteten —“

„Ah, Sie erwarteten Gesellschaft?“ fragte Bodo lächelnd, dem die Angst des Barons fast Mitleid einflößte.

„Ja,“ nahm die gefaßtere Baronin das Wort, „wir erwarteten unsere Schwäger, aber vor einer Viertelstunde ließen sie und einige andere Familien sämmtlich absagen, und so stehen wir Ihnen vollkommen zu Gebote, Herr Legationsrath.“

Ein Diener brachte Kaffee und die Empfangnahme desselben unterbrach eine Weile die Unterhaltung, wobei ein Jeder von seiner Stellung aus den Legations-

rath nach Kräften beobachtete, was dieser im Stillen lebhaft erwiderte, indem er seine scharfen Augen abwechselnd auf jedem Gesichte verweilen ließ und ohne Zweifel sehr bald über die Personen wie alles übrige Vorgehende im Klaren war.

Während man nun den Kaffee trank, hatten sowohl der Baron wie seine Gemahlin Zeit genug, ihre Lebensgeister zu sammeln und sich der Pläne zu erinnern, die sie schon längst geschmiedet, noch bevor der liebe Vetter ihnen seinen Besuch geschenkt, und deren Ausführung sie nun allmälig beginnen wollten, um ihm eine vollkommene Einsicht in ihr glänzendes Hauswesen, in ihre Besitzthümer und ihren Geschmack zu gewähren; ein Verfahren, welches man bei manchen beschränkten Menschen für stereotyp halten muß, da sie es bei jeder Gelegenheit zu wiederholen trachten.

So war es denn Bodo in den nächsten Nachmittagsstunden vergönnt, recht Vieles und dabei viel Schönes zu sehen, nur war es leider gar nicht oder so schlecht geordnet und so bunt durch einander gewürfelt, daß man ein größeres Bedauern als Vergnügen dabei empfand. In ganz kurzer Zeit hatte er somit in Begleitung der ganzen Gesellschaft, die alte Burg von der Brücke bis zu ihrem hintersten Ausgang und alle bewohnbaren Räume ihrer zwei Stockwerke kennen

gelernt, und nur die Zimmer Fräulein Clotildens waren ihm als ein unantastbares Heiligthum verschlossen geblieben, obgleich die junge Dame mit dem Schlüssel ihres Boudoirs so lebhaft spielte, daß es schien, als erwarte sie jeden Augenblick die Bitte des lieben Vetters zu hören, ihm auch den paradiesischen Aufenthaltsort der Grotenburger Fee zu zeigen.

Allein der Legationsrath hatte gewiß so viele diplomatische Geheimnisse in seiner Verwahrung, daß ihm nach diesem Einen mehr durchaus nicht gelüstete, und so ging man an den geheiligten Gemächern vorüber, um den Garten, den Hof, die Ställe mit den schönen Pferden, die Remisen mit den modernen Equipagen zu bewundern, und auf diesem ganzen langen und für Bodo unendlich langweiligen Wege war man bemüht gewesen, dem einfachen Gaste zugleich einen Begriff von der Menge und Aufmerksamkeit der dienstbaren Geister des Hauses beizubringen, denn überall stieß man auf betreßte Jäger, Lakaien, Kutscher und dergleichen Leute, und selbst die unglückliche Jungfer mußte ihr dumpfes Kämmerchen verlassen und dem gnädigen Fräulein ein Paar neuer Handschuhe, ein vergessenes Flacon und ein durchsichtiges Taschentuch überreichen, um dem Legationsrath klar zu machen, an welche Bedienung die junge Dame gewöhnt und

welche Rücksicht sie daher von Jedermann zu erwarten berechtigt sei.

Auf diesem ganzen, mehr als anderthalb Stunden wegnehmenden Wege zog der Baron seinen Gast, neben dem bald die Baronin, bald Fräulein Clotilde ging, am Arme fort; wie ein lebendiger Schatten oder vielmehr wie ein leb- und sprachloser Automat hinter Letzterer aber bewegte sich Pilatus XXII., schon zufrieden, wenn es ihm nur vergönnt war, dem gnädigen Fräulein ein Tuch oder den Sonnenschirm oder irgend etwas Anderes auf einen Augenblick zu halten, und dagegen wieder höchst unglücklich, wenn er zu bemerken glaubte, daß „der Mann ohne Bildung und Politur" jeden Augenblick höher in der Gunst der ganzen Familie steige.

Als Bodo aber endlich in den Salon zurückgeführt wurde, war er von dem vielen Sehen und Bewundern, von dem lauten Dazwischenreden bald Dieses bald Jenes so ermüdet und abgespannt, daß er nur mit Mühe das Gähnen unterdrücken konnte, und die Baronin, die es zu bemerken schien, wollte seine Lebensgeister dadurch auffrischen, daß sie ihre Tochter bat, ihrem verehrten Gaste ihr „neuestes" Lied vorzutragen.

Nach einigem zur Mode gewordenen Zieren, das nur schlecht den Drang nach Beifall verbirgt, trat die

junge Dame denn auch an den Flügel. Ihre Mama präludirte mit gespreizten Fingern und tactnickendem Kopfe sehr anmuthig und — der Singsang begann, auf eine so seelen- und ausdruckslose Weise ausgeführt, daß wir ihn nicht zu beschreiben brauchen, da dergleichen sehr oft zu hören ist; hier aber hatte er die radicale Wirkung, daß Bodo nun gänzlich von der verführerischen Unterhaltung in der Grotenburg übersättigt und immer stiller wurde, wobei er oft verstohlen nach der Uhr blickte und die Minuten zu zählen schien, die er noch in dem Hause zu verbringen genöthigt sein würde.

Nichtsdestoweniger gefiel er der eitlen Baronin und selbst ihrer wählerischen Tochter von Augenblick zu Augenblick mehr, und Erstere sprach so oft und so laut ihre Freude aus, ihren lieben Nachbar nun endlich kennen gelernt zu haben, daß wenigstens Herr von Bökenbrink dadurch ganz versteinert wurde und gar nicht begreifen konnte, was denn eigentlich die Damen an dem so schweigsamen Manne bezaubert hätte. Dazwischen legte man demselben den Wunsch so nahe, sein schönes Gut einmal recht bald „in voller Gesundheit und Gemächlichkeit" zu sehen, daß er nicht umhin konnte, zu erklären: Gäste, die gern bei ihm wären, sähe auch er immer gern, und da er kein Freund großer Einladungen oder

Festlichkeiten sei und in der That nur ein bescheidenes Junggesellenleben führe, so stände sein Haus jeden Tag Jedermann offen — eine Erklärung, die beinahe — mit Ausnahme Pilatus' XXII. — ein allgemeines Händeklatschen hervorgerufen hätte, so sehr fühlte man sich erfreut, da natürlich ein Jeder sie auf sich selbst bezog.

So war allmälig die Zeit vergangen und der Abend schaute mit dämmerigen Augen in die Fenster der düsteren Burg herein. Bodo erhob sich vom Stuhle und schickte sich augenscheinlich an, Abschied zu nehmen.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Baron stürzte sich mit noch leidenschaftlicherer Heftigkeit als vorher auf ihn, ergriff seinen Arm und rief:

„Wie, Sie wollen uns schon verlassen, mein theurer Vetter? Nein, nein und abermals nein, so verstehen wir das Gastrecht auf der alten Grotenburg nicht. Haben Sie Mittags nicht bei uns gespeist, müssen Sie wenigstens Abends bei uns speisen, und — helft mir, Kinder, nicht wahr, ich darf ihn noch nicht fortlassen?"

Diesem verzweiflungsvollen Aufrufe leisteten die Baronin und Fräulein Clotilde fast auf der Stelle

Folge. Man umringte den Legationsrath und drang so lebhaft mit Bitten in ihn ein, daß er sich gefangen gab und noch zufrieden war, daß man ihn nicht in Fesseln schlug, wie es das Ansehen zu haben schien, wenn er irgend eine Widersetzlichkeit blicken ließe. Als er aber erst zugesagt, auch noch die letzten Abendstunden bei seinen lieben Verwandten zuzubringen, wurde die Baronin ordentlich vertraulich, Fräulein Clotilde erzählte sogar von ihren letzten Wintervergnügungen, dem reizenden Schnitt ihrer Kleider, ihren Courmachern und Tänzern, und schien dabei so ganz und gar den armen Pilatus vergessen zu haben, daß dieser düster wie eine geladene Kanone auf seinem Stuhle saß, die jeden Augenblick abbrennen will und doch nie dazu kommt, ihren Zorn in einem furchtbaren Krach zu verpuffen, da Niemand vorhanden war, der es der Mühe werth gehalten hätte, einen lebendigen Funken an die todte Röhre zu legen.

Endlich aber hatte man auch gespeist und die Nacht sank über die hellerleuchtete Grotenburg unaufhaltsam herein. Bodo, von dem langen geistlosen Geschwätz in ein wahres Fieber versetzt, erhob sich wie ein Mensch, der den Augenblick seiner Befreiung aus endloser Gefangenschaft gekommen sieht, und im Gefühle des Glücks darüber schüttelte er dem Baron

kräftiger die Hand, als er sie ihm beim Kommen geschüttelt, was diesen mit einer Freude erfüllte, die allen Kummer und alle Sorge vergessen ließ, die er in dem letzten halben Jahre alltäglich ausgestanden hatte.

Endlich war auch der Abschied von den Damen genommen, die den Abgehenden mit lachenden Scherzen bis zur Thür begleiteten und um baldigste Wiederholung des lieben Besuches baten, und Bodo bestieg, während der Baron ihm eigenhändig den Bügel hielt, seinen geduldig wartenden Braunen mit einer Empfindung, als sei er von einem Alp befreit, der ihm die Brust fast zerdrückt. So ritt er mit einer Hast von dannen, die den ihm nachblickenden Wirth fast in Schrecken versetzte, und sog mit so lebhafter Begierde die frische Nachluft ein, als ob er Jahre lang im Kerker geschmachtet hätte.

Kaum aber war der Baron vom Hofe wieder in den Kreis seiner Familie zurückgekehrt, so richteten sich Aller Blicke voller Spannung auf ihn, als erwartete Jedes, noch einen besonderen Gruß durch ihn von dem lieben Vetter zu empfangen, natürlich Herr von Bökenbrink ausgenommen, der gleichsam verdutzt und kaum seiner Sinne mächtig wieder seinen alten Platz eingenommen hatte.

Der Baron selbst rieb sich überaus vergnügt die

Hände, nickte den Anwesenden der Reihe nach mit verschmitztem und zufriedenem Lächeln zu und sagte: „Na, was sagt Ihr nun? War das nicht hübsch? Und das soll kein gebildeter Mann sein?" — Da fiel sein Auge plötzlich auf Pilatus XXII. und indem er eine ernstere Miene annahm, fuhr er, das Wort an ihn richtend, fort: „Ich begreife wirklich nicht, Bökenbrink, wo Sie Ihre Augen gehabt haben."

„Wo ich sie immer hatte, Baron, im Kopfe!" lautete die mehr geschnarrte als gesprochene Antwort.

„Na, dann haben Sie sie nicht ordentlich aufgemacht, Freund, denn dieser Mann ist, in meinen Augen wenigstens, eine Perle."

„Die Du in Gold fassen zu wollen scheinst!" rief ironisch lächelnd die Baronin.

„Wenn es ginge, warum nicht? Aber wie gefällt er Dir, Clotilde, denn das ist die Hauptsache, denke ich."

Fräulein Clotilde warf zuerst einen Blick auf Pilatus, der wie ein Verbrecher aussah, dem man unter dem Galgen eben den Strick um den Hals legen will, dann einen auf die Mutter, die ihr ermuthigend zunickte, und sagte dann dreist:

„Besser als ich mir dachte, Papa. Du hast wirklich Recht: man muß doch die Menschen erst aus der Nähe ansehen, ehe man sie „zu den Todten wirft."

„Habe die Ehre — mich unterthänigst zu empfehlen!“ rief Pilatus plötzlich, seinen Hut ergreifend, den er vor innerer Kampfbegier fast zerknitterte, und drehte sich mit seinem steifen Genick nach der Thür, als wolle er sie wie ein Mauerbrecher einrennen.

„Wie, Herr von Bökenbrink,“ rief ihm Fräulein Clotilde verwundert nach, „und Sie küssen mir heute nicht einmal die Hand?“

Pilatus drehte sich langsam um, warf einen jammervollen Blick auf die zarte, in seinen Augen schon halb geknickte Blume und rief: „Millionenmal in Gedanken — o!“

„Nur einmal in der That, das ist besser, mein Freund!“ rief die Baronin lachend. „Kommen Sie her — so — da haben Sie auch meine Hand — und nun gute Nacht!“

Etwa zwei Stunden später war in der Grotenburg fast Alles zur Ruhe gegangen. Die Baronin war schon im Nachtkleide und saß nur noch vor ihrem Spiegel und ordnete, da die Jungfer noch mit Fräulein Clotilde beschäftigt war, ihr alle Tage spärlicher werdendes Haar, was der Baron mit seinem alle Tage ebenfalls spärlicher werdenden Gelde nicht mehr vermochte. Da klopfte es leise an ihre Thür und der Baron, in einen seidenen Schlafrock gehüllt und ein

buntes seidenes Nachttuch um den Hals geknüpft, trat bei seiner Gemahlin ein.

„Verzeih', Amalie," sagte er freudestrahlend, „daß ich Dich noch einmal störe. Aber ich kann nicht eher schlafen gehen, als bis ich Dir mein Herz ausgeschüttet habe. Hör' 'mal, das ist ein ganz prächtiger Kerl, der Sellhausen, wie?"

Die Baronin zog die Stirn etwas in Falten, dachte einen Augenblick nach und sagte: „Wir wollen es hoffen. Ganz warm ist er bei uns noch nicht geworden."

„O doch, Du hast es nur übersehen. Sein Auge glänzte vor stiller Freude, wenn er Clotilden ansah. Ach, und das liebe Kind, wie selig in ihrem jugendlichen Entzücken — sie war reizend, nicht wahr?"

„Das ist sie immer, mein Lieber, — denn sie ist — unsere Tochter."

„Du hast Recht. Na, es wird gehen, gieb Acht! Besser als wir dachten. Laß mich nur machen!"

„Ja, aber sei vernünftig, lieber Grotenburg. Du hast Dich heute einige Mal abscheulich versprochen und uns beinahe eine Blöße gegeben. Sei doch nicht so leidenschaftlich. Immer ruhig, Mann, wenn man einen Eber fangen will!"

„Einen Eber? Wie Du solch' Wort gebrauchen kannst! Doch — ich verstehe, wie Du es meinst. An

einem der nächsten Tage aber werde ich nach Sellhausen fahren und ernstlich mit dem lieben Vetter sprechen. Du wirst sehen, er besinnt sich nicht lange, er sagt ja, die Geschichte ist fertig — und wir können die Verlobungskarten drucken lassen. Gott sei Dank!"

Die Baronin verzog etwas ungläubig ihr Gesicht. „Na, so weit sind wir noch nicht!" sagte sie leise. „Bist Du denn überzeugt, daß Dein Schwiegersohn — wenn er es erst ist — Dir gleich zehntausend Thaler vorstrecken wird, wie es schon einmal sein Vater gethan?"

„Still, Kind, still, erinnere mich nicht an die Vergangenheit. Ich lebe jetzt nur für die Zukunft. Was er thut, ist mir gleich, daß er aber etwas thut, ist die Hauptsache, und Etwas thut er gewiß — wenn ihn seine junge Frau darum bittet."

„Aha! Nun ja, das glaube ich auch — Etwas thut er gewiß — wenn es nur das Erwünschte ist. Doch jetzt genug, Grotenburg! Es war ein anstrengender Tag und ich bin müde. Da, küß mir die Hand und sei vernünftig."

„Gute Nacht, mein Herz — o, so glücklich bin ich lange nicht schlafen gegangen!"

Viertes Kapitel.

Am Spargelbeet.

Es war an demselben Abend, etwa gegen elf Uhr, als Fräulein Treuhold mit ihrer Nichte noch in ihrem Zimmer saß, nachdem sie bisher vergebens die Rückkehr ihres Herrn erwartet hatte. Beide nahmen am Tische ihre gewöhnlichen Plätze ein und waren beim Scheine einer hellbrennenden Lampe jede in ihrer Art, ämsig beschäftigt. Während die Jüngere in einem Geschichtswerke las, strickte die Aeltere an einem weißen Strumpfe, was sie nicht im Geringsten behinderte, ihren innersten Gedanken nachzuhängen und ihres lieben jungen Herrn, um den sich alle ihre Empfindungen zusammen drängten, lebhaft zu gedenken.

Bis vor einer halben Stunde hatten Beide sich ruhig mit einander unterhalten, seit dieser Zeit jedoch

war ein anhaltendes Stillschweigen eingetreten, was von Seiten Fräulein Treuhold's dazu benutzt wurde, mit scharfem Ohre nach dem Hofe hin zu horchen, wo sie jeden Augenblick den Huftritt eines Pferdes wahrnehmen zu müssen glaubte.

Als es aber endlich elf Uhr schlug und sich noch nichts auf dem Hofe geregt hatte, ließ sie die Hände mit dem Strickzeug wie ermattet in den Schooß sinken, lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sagte halb zu sich, halb zu Gertrud gewendet:

„Nun ist es elf Uhr und er ist noch nicht da. So spät ist er noch nie nach Hause gekommen, so lange er hier wohnt. Es wird ihm doch kein Unglück begegnet sein?"

Gertrud schaute bei diesen Worten lebhaft auf, legte ein Zeichen in ihr Buch und schlug es zu.

„Das verhüte Gott!" sagte sie leise mit ihrer sanften und wohlklingenden Stimme. „Aber ich fürchte das nicht. Er wird sich ungewöhnlich vergnügt haben und so ist er ungewöhnlich lange ausgeblieben. Das ist die einfachste Erklärung, die es giebt, Tante."

Fräulein Treuhold antwortete hierauf nichts, als könne sie aus inneren Gründen nicht die Meinung des jungen Mädchens theilen oder als wolle sie ihr nicht gern widersprechen. Sie horchte nur um so aufmerk-

samer in der darauf folgenden Pause nach Außen hin, was diesmal einen besseren Erfolg als vorher zu haben schien, denn es dauerte nicht lange, so glaubte sie einen Schritt auf dem stillen Corridor zu vernehmen.

Das scharfe Ohr Gertrud's hatte dieselbe Entdeckung gemacht, und schneller in ihren Auffassungen und Mittheilungen als die Tante, rief sie lebhaft aus: „Da kommt er — er ist schon im Hause."

Fräulein Treuhold schüttelte zweifelhaft den Kopf. „O nein," entgegnete sie, „Du irrst Dich, liebes Kind; so leise tritt er nicht auf, ich kenne seinen Schritt besser."

Dennoch erhob sie sich sogleich und wollte eben nach der Thür gehen, als diese sich langsam öffnete und Rieke, die Stubenmagd, ihr dunkelrothes Gesicht sehen ließ. Aber es lag diesmal auf diesem gesunden und gutmüthigen Gesicht ein Ausdruck eigenthümlicher Erregung, als habe sie der Gebieterin des Hauses etwas Neues und Besonderes mitzutheilen, was diese, da sie es sofort bemerkte, zu der Frage veranlaßte: „Was willst Du, Rieke? Hast Du mir etwas zu sagen?"

„Ja, Fräulein, ach ja! Sie erwarteten vorher den gnädigen Herrn und meinten, er bliebe so lange aus.

Sie brauchen sich aber darüber nicht zu ängstigen, er ist schon zu Hause und sitzt ganz ruhig oben auf seinem Zimmer."

Fräulein Treuhold wurde ganz blaß vor Schreck bei dieser Mittheilung, die sie am allerwenigsten erwartet hatte. Denn, daß Herr von Sellhausen so still und von Niemanden bemerkt nach Hause gekommen, schien ihr noch mehr Angst als sein langes Ausbleiben zu verursachen. „Wie," rief sie, „er ist zu Hause? Aber wie ist er denn hereingekommen!"

„Justus, der Kutscher, sagt," fuhr Rieke fort, „er sei vor einer halben Stunde ganz langsam angeritten gekommen und habe ihm das Pferd gegeben, der ihn am Thore schon lange erwartet. Darauf ist der gnädige Herr gleich durch die kleine Pforte in den Garten und von da auf der Hintertreppe in das Haus auf seine Stube gegangen. Da sitzt er jetzt ganz still vor seinem Schreibtische und liest einen Brief."

„Was? Er liest einen Brief? Woher weißt Du denn das, Rieke?"

„Ach Gott, liebes Fräulein, daß ich es nur gestehe: ich war so neugierig, als mir Justus das sagte und da bin ich hinaufgeschlichen und habe durch das Schlüsselloch geblickt."

„Durch das Schlüsselloch? Aber das schickt sich

nicht, Rieke, wie kannst Du das thun? Der Herr wünscht eben so wenig wie ich, daß er von seinen Dienstboten so heimlich beobachtet werde."

Die Magd wurde noch röther, als sie schon von Natur war, und senkte beschämt den Kopf. „Ja, es ist wahr," sagte sie schüchtern, „und ich habe mir das auch schon gedacht. Aber Böses habe ich nicht thun wollen und ich habe es Ihnen ja auch gleich gesagt."

„Es ist gut — thu' es nicht wieder und jetzt geh."

Als Rieke das Zimmer leise verlassen hatte, sahen sich die beiden Frauen wieder an, offenbar eben so verwundert, wie sie vorher besorgt gewesen waren.

„Das ist seltsam," fing Fräulein Treuhold wieder zu sprechen an. „Was mag das zu bedeuten haben? Das macht mich erst recht stutzig, Gertrud. Offenbar ist etwas Wichtiges in der Grotenburg passirt, denn daß er so heimlich zu Werke geht, liegt gar nicht in seiner Art. Er pflegt mir doch sonst einen guten Abend zu bieten, wenn er nach Hause kommt!"

„Wenn er nicht glaubt, daß Du schon zu Bett bist, kommt er am Ende noch und sagt Dir guten Abend," erwiderte Gertrud und griff schon nach ihrem Lichte. „Ich will lieber in mein Zimmer gehen — meinst Du nicht auch, Tante?"

„Ei, daß ich noch nicht schlafe, weiß er gewiß, er

muß ja das Licht hier im Zimmer bemerkt haben. Nein, nein, das hat etwas Anderes zu bedeuten. Aber ja, mein Kind, geh' lieber zu Bett, ich werde ihn noch eine Weile erwarten, denn schlafen kann ich doch noch nicht."

Gertrud küßte sie, wie sie alle Abende vor'm Schlafengehen that, nahm Licht und Buch und ging in ihr Zimmer, welches dicht neben dem Schlafgemach des alten Fräuleins auf dem äußersten Flügel des Hauses lag. Diese aber packte ihr Strickzeug zusammen, setzte sich auf das Sopha und lauschte mit angehaltenem Athem, ob sie nicht bald die Schritte ihres Herrn auf der Treppe vernähme.

Allein sie sollte vergeblich warten, er kam nicht herunter, und als die Uhr die Mitternachtsstunde schlug, ging sie endlich auch zu Bett, so unbefriedigt wie nie und völlig bewußt, daß sie mit ihrem schweren Herzen eine unruhige Nacht haben werde, was auch in der That eintraf.

Trotz dieser unruhigen Nacht aber war sie dennoch schon sehr früh wieder munter und in gewohnter Weise im Hause thätig. Von einer geheimen Neugier geplagt, ging sie um sieben Uhr, nachdem der Legationsrath schon um Sechs von Rieke den Kaffee begehrt, in den Garten uud schritt auf der obersten Terrasse

dicht unter seinem Fenster hin und her, von Zeit zu Zeit einen Blick nach demselben emporwerfend, ob es sich noch nicht bald öffnen und den guten Herrn sichtbar werden lasse, wie es ja stets seine Gewohnheit war, an einem so schönen Morgen, wie der gegenwärtige, über das im Sonnenschein lächelnde Thal fortzuschauen.

Sie sollte auch nicht allzu lange vergeblich auf ihrem Posten stehen; der Bewohner des beobachteten Zimmers öffnete beide Fensterflügel, lehnte sich hinaus und schaute ruhig und, wie es schien, auch heiter über die wunderbar herrliche Gegend hin.

Fräulein Treuhold hatte mit lebhafter Befriedigung schon seinen Gesichtsausdruck studirt, noch ehe er ihrer ansichtig wurde, was wahrscheinlich in Folge eines leichten Räusperns geschah, das sich von unten her vernehmbar machte.

„Ah," rief er hinab, sobald er sie erblickte, „guten Morgen, liebes Fräulein! Schon so früh im Garten? Es ist wohl hübsch unten?"

„Gewiß, Herr Legationsrath, sehr hübsch. Aber von da oben muß es noch hübscher sein und ich möchte Sie beinahe um Ihre Aussicht beneiden."

„Wollen Sie sie mit mir theilen, so kommen Sie herauf!" entgegnete Bodo lächelnd, der wohl an dem

Gesichtsausdruck der alten Dame ihren Wunsch erkannt haben mochte.

Fräulein Treuhold ließ sich nicht noch einmal dazu auffordern. So rasch sie gehen konnte, schlüpfte sie in's Haus und wenige Minuten später stand sie vor ihrem Herrn, der ihr die Hand entgegenstreckte und, die Spannung ihres Innern wahrnehmend, mit herzlichem Tone sagte: „Nun, da sind Sie ja. Setzen Sie sich. Sie wollen gewiß ein wenig mit mir plaudern?"

„Plaudern? Ach Gott, nein, lieber Herr Legationsrath. Aber wenn Sie dazu im Stande sind, so bin ich schon eine große Last vom Herzen los, denn man plaudert ja nur, wenn man leichten Gemüthes ist."

Bodo war an's Fenster getreten und schaute hinaus. Auf diese Weise blieb ihr der Ausdruck seiner Miene verborgen, die sie sich, sie wußte nicht warum, in diesem Augenblick etwas befangen vorstellte. Plötzlich aber, als wolle er sie nicht lange in Unruhe lassen, drehte er sich herum, schaute sie ruhig forschend an und sagte: „Sind Sie gestern beim Meier zu Allerdissen gewesen?"

„Ja, Herr Legationsrath, wir waren da."

„So. Haben Sie sich gut amüsirt?"

„Es ging, obwohl gewiß nicht wie sonst. Wir

waren Alle etwas ernst gestimmt, denn wir haben uns — erlauben Sie, daß ich Ihnen das sage — mehr mit Ihnen als mit uns selbst beschäftigt."

„Das ist freundlich von Ihnen!" versetzte er heiter, und doch nahm sein Auge einen ernsten, nachdenklichen Blick dabei an. „Inwiefern haben Sie sich denn mit mir beschäftigt?"

„O, das ist doch wohl ganz natürlich, Herr Legationsrath. Haben Sie nicht gestern einen wichtigen Besuch gemacht?"

„Ach so! Nun merke ich es schon — Sie sind ein wenig neugierig, wie — wie dieser Besuch ausgefallen ist — nicht?"

„Wäre das ein Wunder? Gewiß nicht. Ich habe Sie gestern Abend bis elf Uhr erwartet und da hörte ich erst, daß Sie ganz still auf Ihr Zimmer gegangen wären. Wahrscheinlich glaubten Sie, ich wäre schon zu Bett?" setzte die alte Dame etwas lauernd hinzu.

Bodo sah ihr ernst in's Gesicht, wobei ein leichter Schatten über seine Stirn und Augen flog. „Nein," sagte er rasch, „offen gestanden, das glaubte ich nicht. Aber ich konnte Sie gestern Abend nicht mehr sprechen, weil ich — auch das kann ich Ihnen sagen — weil ich innerlich zu viel mit mir selbst zu verarbeiten hatte."

Er sprach dies mit einer sanfteren Stimme als

gewöhnlich, woraus Fräulein Treuhold erkannte, daß sein Inneres immer noch in einiger Bewegung sei, so sehr er sich auch bemühen mochte, dieselbe zu verdecken.

„Ach lieber Herr,“ erwiderte sie, den ihr wiederholt hingerückten Stuhl nun endlich annehmend, „das glaube ich wohl und ich habe mir auch gestern selbst gesagt, daß es so sein müsse. Haben Sie denn nun Alles in sich verarbeitet, was Sie beunruhigte?“

„Ich denke es, meine Liebe, ja, ich denke es.“

„Nun, wie haben Sie es denn auf der Grotenburg gefunden? Oder darf ich nicht danach fragen?“

„Immer zu! Vielleicht wissen Sie auch aus sich selbst, wie ich es gefunden habe. Sie kennen die Leute ja. Die Burg mit allen ihren Insassen pflegt sich nicht zu verstecken und wer Augen und Ohren hat, der sieht und hört, was darinnen vorgeht.“

Die Alte nickte zustimmend; es wurde ihr allmälig leichter um's Herz und ihr faltiges Gesicht nahm eine immer freiere Miene an. „Man hat sich wohl sehr gefreut, als Sie endlich kamen?“ fragte sie weiter.

„Anfangs schien es nicht so. Der Baron allerdings empfing mich sehr freudig, fast herzlich, die Baronin dagegen in ihrer bekannten Weise. Sie denkt ja, daß kalt, gleichgültig, beleidigt thun — vornehm, fein und nobel ist — haha!“

„Aber die Baroneß, Herr Legationsrath — darauf bin ich am meisten neugierig. Was sagte die?"

Bodo drehte sich wieder halb zum Fenster, nahm dann eine Cigarre, zündete sie gemächlich an, blies den Rauch langsam vor sich her und sagte lächelnd: „Sie sprach viel ungehöriges Zeug — aber das verarge ich ihr nicht. Sie mochte befangener sein als sonst und saß zwischen zwei Feuern, zwischen dem freimüthigen Vater und der schlau zurückhaltenden Mutter. Man muß sie erst näher kennen lernen, ehe man ein entscheidendes Urtheil über sie fällt."

Fräulein Treuhold schwieg. Ihr Herz schlug wieder voller und das Blut desselben wallte ungestüm empor, so daß es lebhaft ihre Wangen röthete.

„Nun, wollen Sie noch mehr hören?" fragte Bodo, der es wohl bemerkte, wieder heiterer blickend.

„O ja, recht viel, wenn Sie mir noch mehr sagen wollen. Also im Ganzen," fragte sie fast ängstlich und mit bebender Stimme, „gefiel Ihnen Fräulein Clotilde?"

Bodo lächelte vor sich hin, auf eine Weise, daß Fräulein Treuhold nicht klug daraus werden konnte, was seine wirkliche Meinung war. „Darüber wage ich mich noch gar nicht zu äußern," fuhr er ruhig fort. „Wie gesagt, daß muß man abwarten. Die

Zeit drängt ja nicht so überaus und ich werde sie ja wohl jetzt öfter sehen."

Fräulein Treuhold fing, ohne es zu wissen, an zu zittern. „So," sagte sie fast stöhnend. „Das würde Ihren Herrn Vater für den ersten Besuch befriedigt haben."

Ueber Bodo's ausdrucksvolles Gesicht flog eine düstere Wolke, aber schnell wie der Blitz, so daß es kaum zu bemerken war. „In diesem Punkte," sagte er sehr ernst, „muß man nicht an die Befriedigung eines Dritten, sondern nur an die eigene denken. Da Sie aber gern wissen möchten, wie ich über das Fräulein in Bezug auf meines Vaters Ihnen bekannten Wunsch denke, liebe Treuhold, so sage ich Ihnen, daß mein Vater anscheinend mir eine glänzende Partie ausgesucht und auf eine recht geputzte Dame verfallen ist. O ja wohl, das kann man dreist sagen. Ob aber der innere Werth diesem äußeren Glanze entspricht, weiß ich nicht und das eben muß die Folge lehren."

„Also Sie sind noch nicht entschieden?" wagte die Alte, von ihrer ängstlichen Neugier fortgerissen, auszurufen.

„O wie kann man das!" erwiderte Bodo, der die Miene des guten Fräuleins vollständig richtig entzifferte.

„Gut Ding will Weile haben! Fassen Sie sich in Geduld — ich fasse mich auch darein.“

Fräulein Treuhold rang sich im Stillen die Hände beinahe wund, und da sie aus dem verschlossenen Manne nichts weiter herauszubekommen hoffen konnte, stand sie auf. In demselben Moment aber übermannte sie ihr weibliches Gefühl. Sie trat auf ihren Herrn zu, legte ihre Hand vertraulich auf seinen Arm und sagte mit beinahe weinerlicher Stimme: „Nur Eins noch sagen Sie mir, lieber Herr. Erinnern Sie sich, was wir sprachen, kurz bevor Sie nach der Grotenburg ritten? Ja? Nun denn — das Eine sagen Sie mir: sind Sie mit vollem Herzen von daher zurückgekehrt?“

Bodo konnte sich nicht länger bemeistern, die Miene der armen Frau sah zu jämmerlich aus, er lachte wider Willen laut auf und erwiderte: „Ach nein, es ist sogar sehr leicht geblieben — bis jetzt!“ setzte er bedeutungsvoll hinzu.

„O mein Gott!“ rief die alte Dame freudig erleichtert aus, „Sie können lachen? Dann ist Alles gut!“

„Was soll denn schlimm sein? Haben Sie noch etwas im Hinterhalt? Sprechen Sie dreist.“

„Ach nein, ach nein — aber ich bin so froh, daß ich es Ihnen nicht sagen kann, wie froh!“

„Das denke ich auch zu sein, liebe Freundin, und

um es recht bald vollkommen zu werden, will ich jetzt in den Garten gehen, die Nachtigallen schlagen hören und den Blumenduft aus der ersten Hand schlürfen."

„Da thun Sie Recht — nun halte ich Sie nicht länger auf. Auch muß ich in die Küche. Ach Gott, nun wird mir die Arbeit wieder leicht — Sie glauben gar nicht, wie schwer mir das Herz war!"

Bodo beruhigte sie noch einmal mit ein paar herzlichen Worten und dann ging sie hinunter, um ihre Hauspflichten pünktlich und gern wie immer zu verrichten. Bodo aber folgte ihr bald und es dauerte nicht lange, so war seine hohe Gestalt hinter den Bäumen und Büschen verschwunden und nur der balsamische Duft, der seiner guten Cigarre entströmte, bezeichnete den Weg, den er in den vielverschlungenen Pfaden des Gartens eingeschlagen hatte.

Es war ein wunderbar herrlicher Morgen, frisch und dabei warm, alle lebenden Wesen erquickend und zugleich erfreuend. Die Sonne mußte das schöne Weserthal unendlich lieben, denn sie lächelte mit unaussprechlicher Holdseligkeit hernieder und streute ihren Glanz und ihre Schönheit in ganzer Fülle darüber aus. Ein goldener durchsichtiger Schleier lag auf dem blauen mit diamantenen Punkten besäeten Flusse, durch den man um so begieriger zu schauen liebt, um das

räthselvolle Geheimniß zu ergründen, welches man dahinter verborgen wähnt. Die üppigen Saaten mit ihren hochragenden Halmen wogten im frischen Morgenwinde wie ein von sanfter Brise bewegtes Meer, die mit Millionen bunter Blumen geschmückten Wiesen leuchteten im saftigen Grün und die rothen Felsen mit ihren majestätischen Baumwipfeln spiegelten sich in ihrer ganzen Erhabenheit und Größe in dem blitzenden Wasser wieder, das stolz zu sein schien, so viele Schönheiten in seinem kühlen Schooße aufnehmen zu können. In den Lindenbäumen des Gartens und Parkes von Sellhausen schmetterten zahllose Nachtigallen um die Wette; die rothen und weißen Syringendolden, der hell leuchtende Goldregen, der mit schneeigen Blüthen bedeckte Faulbaum und der würzige Jasmin streuten weit umher ihre lieblichen Düfte aus und unsichtbare Schwärme ewig thätiger Insecten summten in den klaren Lüften um die Baumwipfel und zwischen den Blumenbeeten, die sich auf der obersten Terrasse des Gartens in reicher Fülle ausbreiteten. Mit einem Wort, es war ein Morgen, an welchem dem fühlenden Menschen, wenn er mitten in ihn hinaustritt und den blauen Himmel unabsehbar weit und klar geöffnet sieht, auch das Herz sich weit, weit öffnet, nicht allein weil das Auge die wundervollen Reize der Erde entschleiert

sieht, sondern weil das ganze Nervensystem durch alle diese äußeren Einwirkungen zugleich erregt wird, weil die Außenwelt auf Geist und Seele wie mit einem electrischen Fluidum wirkt und sie weit und hoch über die alltäglichen Erdensorgen erhebt, wobei das Blut flüssiger zu kreisen und die Schranken des Lebens kein Hinderniß mehr zu bieten, vielmehr vor der aufstrebenden Seele vollkommen geöffnet zu liegen scheinen.

Bodo, so eben noch umfangen von den Nebeln des gestrigen Tages, bedrückt von unbehaglichen und sich widerstreitenden Empfindungen, obgleich er sich die größte Mühe gegeben, sie dem Auge der ihn scharf beobachtenden Treuhold zu verbergen, frohlockte innerlich, als er in die frische Luft trat und das junge blühende Leben um sich her in üppigster Fülle sah. Allmälig lebte auch sein umdüstertes Herz auf und er rang sich mehr und mehr los von Allem, was ihn so schmerzlich belastete. Munter und rasch, wie man es so gern in der Freude thut, schritt er in den duftenden Gängen auf und ab und labte sich an allen den kleinen Vorgängen in der reinen Gotteswelt, die nur Derjenige wahrzunehmen oder vielmehr dunkel zu empfinden versteht, der den Sinn dafür von der Natur selbst empfangen hat. So kam er, angelockt von dem schmelzenden Gesange einer ihm schon bekannten Nachtigall,

zuletzt an seinem Lieblingsplatze an und hier ließ er sich eine Weile auf einer Bank nieder, um mit einer der Andacht ähnlichen Gefühlsstimmung der wunderbar klagenden und doch wieder frohlockend jauchzenden Stimme des kleinen befiederten Sängers zu lauschen.

Der ganze weite innere Raum des hochgewölbten Lindensaals lag im stillsten Frieden und dämmerig beschattet da, nur hier und da stahlen sich einige neugierige Sonnenstrahlen durch das dichte Blättermeer, in der Höhe der Bäume aber schwirrte und summte es von arbeitsamen Bienen, die sich alle, wie er, an dem lieblichen Morgen erquickten und die süße Speise umschwärmten, die in den Blüthen für sie aufbewahrt lag.

Bodo saß geraume Zeit auf seiner Bank still und lauschte auf diese seltsamen Naturtöne, die ihm so vertraut waren und die eine verständlichere Sprache für ihn redeten, als die Menschen, denen er am gestrigen Tage zum ersten Mal nahe getreten; dabei versank er in jene wonnige Träumerei, die uns in solchen Momenten zu besuchen liebt, und in der wir fast aus unserm Bewußtsein gerückt sind, um vielleicht an die Pforte jenes höheren Lebens zu treten, das uns einst auf andern Gestirnen erwartet, worüber uns jedoch nichts als ein dunkles Ahnen und ein unablässiges Hoffen und Wünschen zu Gebote steht.

Endlich schwieg die klagende Nachtigall und auf der Stelle war der Traum Bodo's vorüber gerauscht und er war wieder der ruhig denkende Mensch früherer Tage geworden. Halb bewußtlos aber noch, stand er gleichsam instinctartig von seinem Platze auf und trat an eins der künstlichen kleinen Fenster, die den Lindensaal mit dämmrigem Lichte erhellten, und blickte durch dasselbe hinaus in die ferne Weite hin, bis er, das ganze Bild vor sich überfliegend, wieder in den engeren Rahmen des nächsten Umkreises zurückkehrte und die Blumenbeete betrachtete, die sich unmittelbar vor seinen Augen ausbreiteten.

Da zuckte er plötzlich, wie von einer inneren Regung getroffen, zusammen, und doch war es nur ein äußerer Anlaß, der ihn bewegte. Die schöne Natur, in deren Herz er hier hinein zu blicken glaubte, war nicht nur von Düften, Blättern und seelenlosen Thieren belebt, nein, auch ein menschliches Wesen theilte sie mit ihm und diesen allen, und dieses Wesen schien ihm in keiner Weise der allgemeinen Schönheit zu widersprechen, die er noch so eben bewundert und in deren unergründliche Tiefen er sich mit ganzer Seele versenkt hatte.

Auf der zweiten Terrasse des Gartens hörten die Blumenbeete auf und es begann die Gemüse- und

Obstzucht ihre mannigfaltigen Keime und Früchte zu treiben. Wohlgepflegte Spargelbeete zogen sich daselbst vor allen in langen grauen Linien hin, von duftigen Lavendelhecken eingefaßt, der besonders Morgens und Abends den so bekannten süßen Wohlgeruch aushaucht. An diesen Spargelbeeten entlang, die Reihen auf- und niederschreitend, bewegte sich Gertrud, ein Körbchen am Arme und in der Rechten, die ein grüner Lederhandschuh bedeckte, ein Messer tragend, um den während der Nacht aus seinem trockenen Bette zum Lichte aufgeschossenen Spargel zu stechen.

Bodo, als er diese Gestalt erblickte, blieb lange Zeit unbeweglich an dem verborgenen Orte stehen, der ihn den Blicken von Außen her entzog, und beobachtete mit steigendem Antheil jeden Schritt, jede Bewegung, die das schon so früh thätige Kind des guten Meiers unternahm. Ach, und dieser Anblick mußte sein Inneres wohlthätig berühren, denn der bisher etwas strenge und ernste Ausdruck seines Gesichts schmolz, seine Züge nahmen eine weiche, fast hingebende Milde an, die ihn nur in seltenen Augenblicken überkam, eine Milde, die immer zufriedener, fast freudiger wurde, je weiter er in seiner Beobachtung vorschritt.

Was that er wohl in diesem Augenblick, ohne es vielleicht selbst zu wissen oder sich davon Rechenschaft

abzulegen? Er that, was wir so oft thun, wenn wir einen unerwartet schönen Anblick genießen, er verglich denselben mit einem andern, den er erst vor kurzer Zeit gehabt und der ihm, das gestand er sich stillschweigend, viel weniger Befriedigung gewährt hatte.

Gestern hatte er nur die Kunst oder vielmehr die Künstelei, und nicht einmal in ihrer schönsten Form gesehen — heute, hier sah er die Natur in der reinsten und herrlichsten Gestaltung, die sie nur annehmen kann.

Gertrud trug ihren gewöhnlichen schwarzen Anzug, der ihre runden jugendlichen Formen so vortheilhaft hervorhob und keiner ihrer natürlichen Bewegungen irgend einen hemmenden Zwang auflegte. Von dem edlen, sinnig getragenen Kopfe flossen die dunklen seidenen Bänder, in denen der Morgenwind dann und wann spielte, lang zu der feinen Taille herab, aber das Gesicht selbst war nicht zu sehen, da ein leichter Strohhut mit breiten Rändern es beschattete und zugleich vor den zudringlichen Strahlen der Sonne schützte.

Bodo glaubte, indem er sie mit den Augen verfolgte, nie leichtere und anmuthigere Bewegungen gesehen zu haben, als er sie jetzt wahrnahm. Langsam und bedächtig glitt die hohe geschmeidige Gestalt von Beet zu Beet, bald auf dieser, bald auf jener Seite

einhergehend. Die Augen waren aufmerksam zum Boden gerichtet und dann und wann, wenn sie das Gesuchte fand, bückte sie sich elastisch nieder, schaufelte mit dem Messer rasch die umgebende Erde bei Seite und schnitt die erhaschte Beute kunstgerecht ab, worauf sie sie mit hastiger Bewegung in den schon halb vollen Korb warf.

Nachdem der stille Beobachter lange und unbemerkt sein Auge an dem ihm gebotenen Anblick geweidet, konnte er endlich einem inneren Antriebe nicht länger widerstehen und, wie von seinem Willen unabhängig, trugen ihn seine Füße dem jungen Mädchen entgegen, wobei er selbst nicht geglaubt haben würde, wenn es ihm Jemand gesagt, daß die in ihm pulsirende Blutwelle immer rascher kreiste und seinem Auge einen höheren Glanz und seinen Wangen eine lebhaftere Farbe verlieh.

„Guten Morgen!“ sagte da plötzlich eine tiefe wohllautende Stimme hinter der so früh Thätigen, und als sie sich flüchtig, wiewohl durchaus nicht erschrocken, umdrehte, sah sie den jungen Freund ihres Vaters vor sich stehen, der ehrerbietig grüßend den Hut abnahm und ihr ein eben so heiteres wie freundliches Gesicht zeigte.

Gertrud erwiderte den Gruß mit ihrer gewöhn=

lichen Unbefangenheit und gleicher Freundlichkeit und schaute dann dem sie fragend Anblickenden ruhig in die dunklen Augen, die er fest auf sie gerichtet hielt.

„Sie sind schon am frühen Morgen so fleißig,“ sagte er, „und mit einer Arbeit beschäftigt, für die es doch wohl eigentlich andere Hände im Hause giebt, nicht?“

„Gewiß, Herr Legationsrath, es sind andere Hände genug da, aber ich habe mir einige leichtere Arbeiten vorbehalten, die ich mit besonderer Vorliebe verrichte, weil ich dabei einen Genuß empfinde, der Einem nicht in allen Jahreszeiten zu Theil wird.“

„Einen Genuß? Wie meinen Sie das?“

„Wie ich es sage, Herr von Sellhausen. Es ist von jeher ein Vergnügen für mich gewesen, das Keimen und Treiben der Pflanzen im Frühjahr und Sommer zu beobachten, und darum bin ich immer gern um diese Zeit zu meinem Vater auf's Land gegangen, um mich so ganz meiner Neigung überlassen zu können. Sehen Sie diese Spargelbeete zum Beispiel an. Dürr und anscheinend todt liegt die graue Erdrinde über den unansehnlichen Pflanzen und doch treibt und drängt die gewaltige Naturkraft unter dieser Decke die zarten Stengel unwiderstehlich empor. Abends ist noch nichts zu sehen, unter der Einwirkung der Nacht und ihrer

geheimnißvollen Kräfte aber entwickelt sich rasch das saftige Gewächs und, sobald der Glanz des Tages darüber hin leuchtet, sucht das Auge desselben das Licht und freut sich, wie wir Alle es thun, des wärmenden und belebenden Strahles. Ist das nicht schön und wunderbar?"

Als sie das mit warm erröthendem Gesicht und lebhaft glänzenden Augen sprach, glaubte Bodo den wärmenden Sonnenstrahl selbst aus ihrem Innern darüber hinleuchten zu sehen und der Widerstrahl davon erwärmte auch ihn, und zwar so unerwartet, daß er im ersten Augenblick schweigend und tief aufhorchend dastand, als müsse er sich erst sammeln, um die rechte Antwort zu finden.

„Sie haben Recht," sagte er endlich, mit dem ernsten Kopfe beifällig nickend, „Sie haben sehr Recht. Das Treiben und Drängen in der großen Natur selbst im Kleinsten wiederzufinden und es sogar sichtbar wahrzunehmen, ist ein hoher und reiner Genuß, der über viele andere geht, und ich begreife Ihre Neigung dafür — vielleicht um so mehr," setzte er lächelnd hinzu, „als ich selbst dieses Treiben und Drängen in anderen Dingen oft und gern beobachtet habe, obgleich ich noch nicht dazu gekommen bin, das Wachsen des Spargels wahrzunehmen oder dafür ein Interesse zu gewinnen.

Sie haben es aber verstanden, dasselbe zu wecken, und so bitte ich Sie: belehren Sie mich gefälligst, ich lerne gern, was und wo etwas zu lernen ist. Sie sollen einen dankbaren Schüler an mir haben."

Gertrud's rothe Lippen umspielte ein ebenfalls bedächtiges Lächeln und ihr dunkelblaues Auge blickte klar und frisch zu dem seinen empor. „O, das ist ja sehr einfach und leicht zu lernen," sagte sie, „man muß nur ein gutes Auge haben und seine Aufmerksamkeit nicht zerstreuen. Bitte, blicken Sie da, wo Sie stehen, vor sich nieder — sehen Sie da nichts?"

Bodo senkte seine Augen rasch und schaute, wie er meinte, die vor ihm liegende Erde aufmerksam an, aber er sah in der That nichts. Nach einer Weile blickte er wieder auf, schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, ich sehe mit dem besten Willen nichts."

„Und doch ist etwas vorhanden, ich sehe es sogar von hier," erwiderte sie.

Bodo bückte sich tiefer, aber er sah noch immer nichts. Nach einer Weile, während Gertrud ihn still hatte gewähren lassen, kam sie gelenken Fußes auf seine Seite herum, bückte sich nieder, deutete mit der Spitze des Messers nach einer Stelle hin und sagte: „Da haben Sie es!"

„Bei Gott!" rief er heiter aus, „ja, etwas ganz

Kleines und Farbloses sehe ich, aber ich glaube, ich würde lange suchen müssen, ehe ich ein Gericht Spargel zusammen hätte, wie Sie es da schon im Korbe tragen. Bitte, nun zeigen Sie mir auch, wie man das kleine Wesen zu Tage fördert."

„Das ist noch einfacher. Geben Sie Acht. Ich werfe die Erde zurück —"

„Ah, da kommt er zum Vorschein!" rief Bodo, als hätte er der Entwickelnng eines bedeutenden Ereignisses mit beigewohnt.

„Ja wohl — nun steht der Stengel frei, sehen Sie?"

„Ja, gewiß, aber er ist noch sehr kurz —"

„Darum nehme ich das Messer zu Hülfe, um tiefer an seine Wurzel zu dringen — sehen Sie, so — und da haben Sie eine sehr ansehnliche Stange."

Sie nahm das Gefundene auf, hielt es ihm hin und er griff danach, um es aufmerksam zu betrachten, als wäre dasselbe für ihn ein ganz neuer und unbekannter Gegenstand.

„Das ist allerliebst," sagte er, „Sie haben Recht. Ich hätte nicht gedacht, daß man bei einer so einfachen Sache so viel Vergnügen haben könnte.* Aber nun lassen Sie mich es ganz genießen. Geben Sie mir einmal Ihr Messer her."

* Und so viele Worte um Nichts zu machen —.

„Sie sollen es haben, sobald Sie einen neuen Spargel gefunden haben. Dort unten werden mehr stehen, da bin ich noch nicht gewesen.“

Bodo schritt unendlich eifrig das Beet entlang, er strengte sein gutes Auge nach Kräften an, und siehe da, es gelang, er entdeckte das kleine rosige Köpfchen und als er es hatte, nahm er Gertrud das hingehaltene Messer aus der Hand, schaufelte die Erde fort und schnitt es kunstgerecht ab.

„Das ist hübsch,“ rief er nochmals. „Erlauben Sie, daß ich noch ferner mit Ihnen gemeinschaftlich Jagd mache, Ihre Arbeit ist lehrreich und nun werde ich den schönen Spargel heute mit viel größerem Genusse — mit einem gewissen Bewußtsein — verzehren, wie ich es früher nicht that. Sie haben mir in kurzer Zeit eine neue kleine Welt aufgeschlossen.“

„Die Welt ist reich an solchen Kleinigkeiten, Herr Legationsrath, wenn man nur immer wüßte, was und wo sie sie birgt.“

„Sie haben Recht. Sie birgt viel, viel mehr, als wir denken, in ihrem geheimnißvollen Schooße.“

„Das hat ja schon Hamlet sehr ernst und tiefsinnig gesagt,“ bemerkte sie ruhig und in ihrer Arbeit weiter fortschreitend.

„Ach ja, Hamlet!“ sagte Bodo gedankenvoll. „An

den dachte ich jetzt nicht einmal. Ich wünschte wohl, ich könnte Ihnen nach Ihrer Art dankbar für die mir gewährte Unterweisung sein und Ihnen auch ein Stück Welt aufschließen, wie Sie es eben mir gethan."

„Das wird Ihnen nicht schwer werden," bemerkte Gertrud, indem sie auf einen neuen Spargel deutete, den Bodo sogleich abschnitt. „Männer wie Sie, die einen großen Theil der Welt gesehen und so viele bedeutende Menschen kennen gelernt, belehren oft mit wenigen Worten, ohne daß sie es selbst wissen, und wenn Sie uns Mittags oder Abends von Ihren Reisen und Erlebnissen erzählen, habe ich stets mit offenen Ohren zugehört und meinem Vater es oftmals im Stillen gedankt, daß er mir erlaubte, meine Tante auf einige Zeit zu besuchen."

„Ha!" rief Bodo lachend, „Sie kamen ja hierher, um gewisse Studien in der Küche zu machen, und wie ich jetzt höre, machen Sie sie auf einem ganz anderen Felde."

„Das begegnet dem Menschen oft, Herr Legationsrath. Sie stechen eben Spargel und haben heute Morgen gewiß nicht an diesen Zuwachs Ihrer Erfahrung gedacht."

„Nein," sagte Bodo ernst und richtete sich empor. „Aber haben Sie noch nicht genug in dem Korbe?"

„Gewiß, mehr als genug. Ich bitte um das Messer.“

„Lassen Sie nur, ich werde es tragen. Sie sprachen so eben von Ihrem Vater,“ fuhr er fort, neben ihr hergehend und die Terrasse ersteigend, was von beiden Seiten ungemein langsam geschah. „Sie waren gestern bei ihm, nicht wahr?“

„Ja, und er hat mir die freundlichsten Grüße an Sie aufgetragen. Er wollte, sobald die laufenden Geschäfte ihn nicht mehr in Anspruch nehmen, in diesen Tagen Nachmittags herüberkommen, um Ihnen seinen Besuch zu machen.“

„Da sagen Sie mir etwas sehr Angenehmes, Fräulein. Ich habe Ihren Vater sehr liebgewonnen und ich freue mich, ihn endlich einmal bei mir zu sehen.“

„Er kommt ebenfalls gern, hat er mir gesagt, und ich glaube es wohl. Die Leute, die er in der Nachbarschaft und zugleich gern hat, sind nicht so zahlreich ausgestreut.“

„Ich habe schon dieselbe Bemerkung gemacht. Darum hoffe ich Ihren Herrn Vater — künftig recht oft hier zu haben. Doch da sind wir am Hause. Ich danke nochmals für die empfangene Belehrung. Aber Sie lächeln? Haben Sie vielleicht noch eine neue der ersten hinzuzufügen?“

„Sie verstehen gut zu rathen, was man denkt oder meint. Ja, ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht auch zu lernen wünschen, wie der Spargel zubereitet, gekocht und aufgetragen wird.“

Bodo lächelte überaus heiter und erwiderte: „Ich danke Ihnen sehr für Ihre Gefälligkeit. In die Küche aber darf ich nicht kommen, das ist nicht mein Departement. Essen aber wollen wir ihn zusammen und dann unsre Morgenunterhaltung fortsetzen, wenn es Ihnen genehm ist.“

Gertrud verneigte sich in natürlichster Weise und verschwand vor Bodo's Augen, wie ein anmuthiger Schatten, den man, obgleich ein Freund des Lichtes, lieber kommen als gehen steht. In ein tiefes, aber angenehmes Nachdenken versunken, kam er auf seinem Zimmer an, stand lange Zeit am Fenster und starrte in den Garten hinab, wo er so eben ganz unerwartete Studien begonnen. Dann aber nahm er seine Bücher zur Hand, ohne jedoch nur eine Zeile zu lesen, und blätterte rasch darin hin und her, wie Jemand der an etwas ganz Anderes denkt und doch seinen Geist in eine neue Richtung lenken möchte, was nicht immer gelingt, selbst wenn man den besten Willen dazu hat.

Ob der gelehrte Herr diesen Willen im gegenwärtigen Augenblick hatte, wissen wir nicht; vielleicht war

er sich seines Thuns und Treibens selbst nicht klar bewußt und eben so wenig des geheimnißvollen Einflusses, der ihn dazu zu bewegen mächtig genug gewesen war.

Als der Legationsrath am Mittag dieses Tages in das Speisezimmer trat, waren beide Frauen überrascht, ihn einen ganzen Arm voll großer Kupferwerke und schön gebundener Bücher tragen zu sehen, die er ohne Weiteres auf einen leeren Stuhl auszubreiten und zu ordnen begann. Als er, damit fertig, sich umwandte, schien er nicht wenig erfreut, das schöne blaue Auge Gertrud's forschend auf sich und sein Thun gerichtet zu finden, während ihre Wangen in einer seltenen Purpurgluth strahlten.

„Sie wundern sich," sagte er, „mich so reich beladen hier eintreten zu sehen, nicht wahr?"

„Nein, Herr Legationsrath," erwiderte Gertrud, „ich freue mich vielmehr, daß mein Wunsch so bald in Erfüllung geht, diese seltenen Kunstwerke jetzt mit voller Muße betrachten zu können."

„Wie, kennen Sie sie denn schon?" fragte er mit still verhaltenem Lächeln.

Gertrud senkte einen Augenblick den Kopf, hob ihn aber sogleich wieder. „Ich sehe nicht ein," sagte sie mit edlem Freimuth, „warum ich verschweigen soll,

was zu verrathen mir keine Unehre bringt. Ja, ich kenne diese Bücher zum Theil schon, wenigstens habe ich sie flüchtig durchblättert, als ich mit Tante Treuhold einige Mal während Ihrer Abwesenheit oben im Zimmer war, wo sie auf dem Tische lagen."

Ueber Bodo's männliches Antlitz flog ein Strahl wirklicher Freude. „Nun," sagte er, „damit Sie ganz ungestört darin blättern, ja, auch studiren können — sie enthalten nämlich auch einen kleinen Theil der bewundernswerthen Welt —, so bringe ich sie Ihnen, und außerdem die Beschreibung der darin abgebildeten Kunstdenkmäler Roms, Griechenlands und Kleinasiens, die ich so glücklich war, in den letzten Jahren mit eigenen Augen zu erblicken. Wo der gedruckte Text für Ihre Wißbegier nicht ausreichen sollte, bitte ich Sie, mir mündlich Ihre Fragen vorzulegen, und was ich sonst an, über diese und andere Gegenstände handelnden Büchern besitze, steht Ihnen jederzeit in meiner An- und Abwesenheit zu Gebote."

Als Gertrud, ungemein erfreut, ihm für seine Aufmerksamkeit Dank sagen wollte und er es merkte, hob er sanft seine Hand gegen sie auf, und sagte: „Bitte, sprechen Sie nichts darüber. Was ich thue, ist zu natürlich, als daß Sie ein einziges Wort darüber zu verlieren hätten. Außerdem aber," fügte er lächelnd

hinzu, „möchte ich mich gern für die heute Morgen empfangene Belehrung — die in mir ganz andere Gedanken angeregt hat, als Sie denken mögen — dankbar erweisen, und einen wahrhaft gemeinten Dank abermals mit einem Gegendank beantworten, hieße des Guten zu viel thun. So, nun sind wir fertig, und jetzt wollen wir sehen, ob die Spargel so gut schmecken, wie ihr Einsammeln mir Freude und Erheiterung verursacht hat." —

Als eine Stunde nach Tische aber der Legationsrath das Speisezimmer verlassen hatte und Gertrud sich anschickte, in den neuen Schätzen zu blättern und wiederholt zu bewundern, was ihr das meiste Behagen erweckte, trat Fräulein Treuhold an ihre Nichte heran und, indem sie ihren Arm um deren schlanken Leib legte, sagte sie: „Na, Trude, was sagst Du nun? Ist es nicht ein freundlicher Herr, dem ich meine Dienste geweiht habe?"

Gertrud regte sich kaum, hielt aber die leuchtenden Augen unverwandt auf einen Kupferstich gerichtet, den sie eben zu betrachten angefangen hatte. „O ja!" sagte sie endlich, wiewohl leiser, als sie gewöhnlich zu ihrer Tante zu sprechen pflegte.

„Und dabei thut er gar nicht," fuhr Fräulein Treuhold in ihrer Lobpreisung fort, die ihr gewiß aus dem

Herzen kam, „als ob er wüßte, daß er Dir eine Freude damit macht. Ach ja, das wäre Alles recht gut und schön, wenn ich nur erst meine Sorge in Bezug auf diese Grotenburgs los wäre.“

„Du mußt damit Geduld haben, liebe Tante,“ sagte Gertrud jetzt laut und indem sie ihr sinniges Auge ernst auf das klagende alte Fräulein richtete.

„Ja, Geduld! Freilich, die muß ich haben; aber wenn es damit nur allein abgethan wäre und meine Angst und Sorge dadurch gemindert würde! Ach, Gertrud, wenn er nur nicht in die ihm so klug gelegte Schlinge fällt! Er ist so arglos und ehrlich, und jene Leute sind so arglistig und habsüchtig! Noch dazu handelt es sich bei ihnen um die Mittel zum ferneren Leben — ich weiß es wohl und Du weißt es ja auch — und die Noth verstärkt ihre List und ihre Ränke.“

Gertrud blickte wieder auf ihren Kupferstich und, obwohl gewiß ihre Ohren weit geöffnet waren, gab sie kein Zeichen von sich, daß sie die Worte der Tante gehört habe. Daher fuhr diese nur um so lebhafter zu reden fort, ließ aber ihre Nichte los und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster nieder. „Ach, Trude,“ sagte sie seufzend, „Du kannst mir glauben, schon der Gedanke, diese Baroneß Clotilde, mit ihrer schlauen und hoffärtigen Mutter im Rückhalt, hier auf dem

ehrbaren Sellhausen als Gebieterin schalten und walten zu sehen, bricht mir fast das Herz — wie würde es erst in der That sein, wenn er selbst, mein guter Legationsrath, sie hierherführte, sie mir mit vertrauensvollem Auge vorstellte und sagte: Treuhold, da haben Sie Ihre neue Herrin — überliefern Sie ihr das ganze Haus, Küche und Keller — wie, was meinst Du dazu, mein Kind?"

Gertrud wandte den schönen Kopf mit fast stolzer Geberde der Tante zu, ihre Augen flammten hell, ihr Busen wogte ein oder zweimal hoch auf, aber, obgleich sie Gedanken in Fülle auf dem Herzen haben mochte, ihre Lippen verschlossen fest jedes Wort, als sei es nicht nöthig, die ihr vorgelegte Frage mit hörbaren Lauten zu erwidern.

„Nein," fuhr die sich immer mehr erhitzende Haushälterin fort, „ich ertrüge das nicht, ich bliebe keine Stunde länger im Hause und rettete mich zu Deinem Vater hinüber, der mir ja auch wohl noch eine heimatliche Stätte bieten würde."

„Darüber brauchst Du nicht in Sorgen zu sein," erwiderte Gertrud tief aufathmend und liebevoll zu ihr hinblickend, und zugleich lag in dem Ton ihrer leise bebenden Stimme ein gleichsam ermuthigender Klang, als denke sie sich noch gar nicht so Arges, wie die alte Dame es sich in ihrer regen Phantasie vorstellte.

„Das ist freilich noch ein Trost, meine Liebe," fuhr Fräulein Treuhold fort, „obwohl nur ein ganz kleiner, denn es würde mir das Herz abstoßen, dies Haus, wo ich nun zwanzig Jahre gewirthschaftet und mich um Alt und Jung gesorgt habe, in meinem Alter verlassen zu müssen. Ach, warum muß der alte Herr — ich darf das seinem Sohne nicht einmal sagen — so närrisch in diese Grotenburgs vergafft gewesen sein, daß er ihre Verlockungen nicht durchschaut hat und nun sogar seinen einzigen Sohn darunter leiden läßt!"

„Woher weißt Du, daß er darunter leidet?" fragte Gertrud rasch und etwas schneller athmend — „er kann ja wirklich zu der Baroneß Neigung fassen und dann mit ihr glücklich sein?"

„Ich weiß es, Kind, ganz gewiß, daß er leidet. Ich sehe und fühle es, an jedem Worte, das er mit mir darüber spricht, obgleich er sich mächtig zusammennimmt und gefaßt scheinen will, wo er es durchaus nicht ist. Aber das ist so seine Art, er hat einen starken Willen und der bezwingt sogar sein Herz. Aber wie, Du sagst, er könnte eine Neigung zu der Dame fassen? Höre, wenn ich mir denke, daß diese Clotilde ihn zu fesseln vermöchte, nein — nein, es wäre fast zu schrecklich. Und doch müssen sie Alle ihrer Sache

ziemlich gewiß sein. Du hättest sie nur sehen sollen, als sie, angeblich krank — o, welche abscheuliche Comödie! — hier im Hause war, wie sie Alles und Jedes mit ihren hochmüthigen Augen halb gebieterisch, halb gierig anblickte, als gehöre es schon ihr — ich habe sie genau beobachtet und könnte Dir fast malen, was dabei in ihrem Herzen vorging."

„Nun," sagte Gertrud und richtete stolz ihren Kopf in die Höhe, der sich während obiger Worte wieder gesenkt hatte, „das scheint mir doch zu viel gesagt zu sein. Es wird doch wahrlich nicht allein von ihr abhängen, ob Herr von Sellhausen sie heirathen will. Er hat doch auch eine Meinung und ist ein Mann, der mir nicht danach angethan zu sein scheint, blindlings sich in ein Verhältniß zu stürzen, das ihm so viel Unheil verspricht — wenn es sich nämlich so verhält, wie Ihr Alle sagt, da ich es nicht aus eigener Erfahrung kenne. Ueberdieß sagt mein Vater, daß der Legationsrath ein vorsichtiger, kluger und erfahrener Mann sei, der sich so leicht nicht täuschen läßt, und was ich von ihm bisher gesehen und gehört, bestärkt mich in dieser Ansicht."

„Ach, mein Kind, das sagt Dein Vater, Du glaubst es und es hat auch seine volle Richtigkeit. Allein Dein Vater bringt nicht in Anschlag, und Du weißt

es nicht, was solch' ein kokettes Frauenzimmer, wie diese Clotilde von Grotenburg ist, mit einer hübschen Larve und von Vater, Mutter und Verwandten unterstützt, vermag. Solche Leute machen das Unmögliche möglich und wissen selbst den Klügsten und Vorsichtigsten zu berücken und in ihre Netze zu ziehen."

Gertrud erwiderte zwar nichts hierauf, aber sie sah etwas ungläubig aus. Plötzlich ging sie auf die Tante zu, umfaßte sie liebevoll, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Du magst in manchen Punkten Recht haben, aber Du mußt Dich nicht vor der Zeit ängstigen. Du missest einer koketten Frau große Gewalt bei, ich aber vertraue einem redlich denkenden und weise handelnden Manne mehr. Hierin stimme ich ebenfalls mit meinem Vater überein und Du weißt, er hat mit seinen Voraussagungen am Ende immer Recht behalten."

„Mag sein, in vielen, aber in diesen —? O, wie kann er das wissen! Und wenn ich es bedenke, in noch nicht ganz sechs Wochen von heute an muß es entschieden sein! Gott, welche kurze Frist!"

„Sechs Wochen!" wiederholte Gertrud bedachtsam. „Das ist unter Umständen eine lange Frist, Tante!"

„Mir wird sie zu einer Ewigkeit werden, obgleich sie so kurz ist!" stöhnte Fräulein Treuhold.

„Und dennoch mußt Du sie ertragen und ruhig durchleben. Komm her, laß von Deinen traurigen Gedanken ab und sieh' diesen herrlichen Stich an. Das ist die Akropolis von Athen — hast Du schon je ein schöneres Bauwerk gesehen?"

Fräulein Treuhold richtete zwar ihre Augen auf das Blatt, aber sie sah nichts darauf. Vor ihren Ohren brauste es und vor ihren Augen lag die Zukunft wie hinter einem trüben Schleier verborgen, der ihr auch die Betrachtung der Gegenwart entzog, und so sah sie auch nicht, wie mühsam Gertrud selber mit ihren dunklen Empfindungen kämpfte und wie sie sich Gewalt anthat, ihren Gleichmuth zu bewahren, den die weichere Tante heute unbewußt gewaltig erschüttert hatte.

Fünftes Kapitel.

Ein diplomatischer Schwiegervater „in spe.“

Es ist schon oft die Bemerkung gemacht und wohl auch schon ausgesprochen worden, daß mit dem Eintritt eines fremden Menschen in irgend ein Hauswesen, daselbst bisweilen eine auffallende Umwandlung nach der guten oder schlechten Seite hin vor sich geht, die von dem Augenblick an datirt, wo derselbe die bisher von ihm unberührte Schwelle überschritten hat. Dies war in gewisser Beziehung auch in Sellhausen der Fall, seitdem des Meiers zu Allerdissen Tochter eine Mitgenossin des einfachen Hauswesens daselbst geworden war, nur daß wir ihre Einwirkung als eine durchaus angenehme und günstige zu bezeichnen haben. Ordnung, Pünktlichkeit und Sauberkeit hatten darin immer geherrscht, denn Fräulein Treuhold stand ihrem

Posten mit voller Hingebung vor und ihre Fähigkeiten waren den an sie gestellten Anforderungen hinreichend gewachsen. Durch Gertrud's Anwesenheit und ihre Mitwirkung auf verschiedene Punkte des Haushalts aber gewann derselbe, zwar nicht ein völlig verändertes, doch gewiß belebteres und gefälligeres Aussehen; ihr war es gegeben, den einfachsten Dingen durch ihre Einmischung und Theilnahme einen besonderen Reiz zu verleihen, einen gewissen poetischen Duft und Hauch über das Ganze zu verbreiten und eben so einzelne Gegenstände, die bisher gleichsam im Schatten geruht, dadurch daß sie ihnen ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmete, gewissermaßen in die Lichtseite ihrer Existenz zu ziehen.

Die schöne und seltene Naturgabe, Jedermann mit Sinn und Neigung entgegenzukommen, dem fremden Sinn und der fremden Neigung wie der eigenen den wahren Werth beizulegen und das unbedeutendste Detail bis in's Kleinste zu zieren und zur vollen Geltung zu bringen, war ihr im höchsten Grade verliehen, und wo sie ihre Hand regte und ihren geschmackvollen Sinn walten ließ, sah man die Wirkung auf der Stelle und diese befriedigte und erfreute Jedermann, der sie bemerkte, ohne daß er sich persönlich davon beeinflußt und berührt glauben konnte.

Wenn man dieses in aller Stille vor sich gehende Walten auch oft nicht mit den Augen wahrnehmen konnte, nicht wußte, wie und wo Dies und Das geschah, die Wirkung davon, gleichsam den Ausfluß einer wohlthätigen höheren Macht, fühlte man gewiß, wie man ja auch den Strahl der Sonne fühlt, selbst wenn man sie nicht vollkommen klar am Himmel stehen sieht. Dies belebende und erquickende Gefühl nun war mehr oder minder allen einzelnen Mitgliedern des Hauses und namentlich Denen, die mit dem jetzigen Herrn desselben in Berührung kamen, wie ein fruchtbarer Regen in's Herz gefallen, wie viel mehr mußte es nicht dieser Herr selbst empfinden, um dessen Person sich gegenwärtig alles und jedes Interesse auf Sellhausen in größerem oder engerem Kreise drehte. Allerdings gestand er sich dies nicht mit klaren Worten ein, er legte sich keine Rechenschaft von den Ursachen dieser Wirkung ab, aber er begann sich immer behaglicher und wohler in dem stillen Hause zu fühlen. Der frühere Reiz der Einsamkeit, der ihn bisher so sehr befriedigt, war dadurch nicht beseitigt, vielmehr war die Einsamkeit selbst nur noch mehr in das rechte Licht getreten, und die heitere, geräuschlose Geselligkeit, die sich rings um ihn her verbreitete, ließ ihn sogar auch die Stunden herbeiwünschen und länger aus-

dehnen, die ihm früher nur ziemlich alltäglich erschienen waren. Vor wie nach hielt er seine Arbeitsstunden inne, er wandelte wie bisher oft allein durch Park und Garten, beschritt mit Herrn Hinz unter wirthschaftlichen Gesprächen Felder und Wiesen — wenn er aber zuletzt in sein Haus und Zimmer zurückkehrte und namentlich letzteres immer wieder frisch mit Blumen geschmückt und Alles und Jedes in sauberster Ordnung fand, fühlte er sich wohlthätig angehaucht und seine innere Zufriedenheit und Behaglichkeit wuchs in dieser Richtung eben so sehr, wie sie nach Außen hin immer mehr und mehr in's Stocken gerieth und zuletzt gleichsam in einen trüben Nebel der Besorgniß und des gerechtfertigten Zweifels versank.

So boten ihm jetzt auch die früher so gleichgültigen Speisestunden einen hohen Genuß. Durch anregendes Gespräch, durch verständige Fragen und mit Antheil gegebene Antworten dehnten sich dieselben, namentlich Abends, allmälig länger aus und der Kreis, in dem sich jetzt seine Gedanken tummelten, ward von Tage zu Tage größer und weiter, so daß er zuletzt, ohne daß er es eigentlich ahnte, eine ganze kleine Welt für sich umschloß, in deren Mitte sich zu bewegen und geistig zu regen ihm ganz neue und bisher unbekannte Freuden verursachte.

In dieser kleinen häuslichen Welt nun sich gemüthlich zu ergehen, ward ihm nach den im letzten Kapitel erwähnten Vorfällen ein Zeitraum von anderthalb Tagen gewährt, in welchem ihn nichts Fremdes von Außen her störte, denn selbst der Meier zu Allerdissen, den er am nächsten Tage ziemlich bestimmt erwartet, kam nicht, obgleich er Fräulein Treuhold's Küche abermals mit einer Sendung der beliebten Forellen versorgt hatte.

Am zweiten Morgen nach der Belehrung am Spargelbeet aber sollte diese fast idyllische Ruhe des Hauses und die Behaglichkeit des Hausherrn auf eine nicht sehr angenehme Weise unterbrochen werden und zwar schon zu einer Stunde, in welcher man beim gewöhnlichen Laufe der Dinge noch keinen Besuch bei sich zu sehen pflegt, noch weniger liebt.

Es war kaum acht Uhr an diesem Tage vorüber und Bodo saß am geöffneten Fenster, das die Düfte des Gartens und den warmen Hauch des herrlichen Morgens frisch in sein Zimmer strömen ließ. Er las die am vergangenen Abend spät eingetroffene Zeitung, eine Beschäftigung, die, er wußte sich auch hiervon nicht ganz klar die Ursache anzugeben, seit einiger Zeit ihre gewohnte Anziehungskraft weniger zu üben anfing, als Fräulein Treuhold etwas geräuschvoll und halb

außer Athem bei ihm eintrat und sein Lesen mit dem Zuruf unterbrach: „Herr Legationsrath, etwas ganz Neues! So eben ist Baron Grotenburg in den Hof gefahren. Er fuhr selbst und hinter ihm saßen sein Kutscher und ein Jäger in großer Livree!"

„So," erwiderte Bodo mit vollster natürlicher Ruhe — „nur mit einem Jäger und Kutscher? Das ist noch gut, Liebe, es konnte schlimmer kommen. Sobald er abgestiegen ist und mich zu sprechen verlangt hat, lassen Sie ihn zu mir heraufkommen, ich will ihn hier oben in meinem Zimmer empfangen."

„Herr Legationsrath!" rief die gute Treuhold, indem sie ihre Augen in dem mit Büchern und Kunstwerken ziemlich angefüllten Raume prüfend umherschweifen ließ, „hier wollen Sie ihn empfangen? Soll ich nicht lieber den Saal rasch aufschließen? Es ist Alles in bester Ordnung darin und Sie brauchen nur ein paar Schritte durch einige Zimmer zu machen."

Bodo lächelte auf seine feine, zurückhaltende Art. „Warum denn?" fragte er lebhaft. „Ich sehe durchaus keinen Grund dazu. Prunkvollen und von Luxus strotzenden Leuten muß man gerade recht einfach und bescheiden vor Augen treten, wenn man ihnen gegenüber seine Würde behaupten will. Das möchte ich nun gerade heute. Gehen Sie also langsam hinunter

— echauffiren Sie sich um Gottes willen nicht — und lassen Sie den Herrn Baron durch Rieke hierher führen. Noch Eins, wenn er länger als eine Stunde bleibt, lassen Sie draußen einen Tisch decken und fix und fertig hereinrollen — ich will sogar hier mein Frühstück mit ihm einnehmen."

Fräulein Treuhold, die sich, als sie diesen Gleichmuth sah, schnell gefaßt hatte und über das sichere Benehmen ihres Herrn einen stillen Triumph empfand, entfernte sich, durch Blick und Miene ihre volle Einwilligung mit seinen Wünschen verrathend; Bodo aber stand von dem Platze auf, den er bis jetzt behauptet, ließ einen raschen Blick durch das Fenster fallen, wie man thut, wenn man nur ungern von seiner behaglichen Ruhe scheidet und sagte zu sich:

„Schon um acht Uhr Morgens! Ha, der Mann muß es eilig haben und etwas Wichtiges verkünden wollen, daß er so früh aufgestanden ist. — O, mein schöner Morgen! Wie schade! Und welch' böses Omen! Der Tag, der so beginnt, kündigt sich nicht angenehm an. Doch still — ich höre seinen gewichtigen Schritt schon auf der Treppe — nehmen wir uns zusammen und richten wir uns ein, etwas Bedeutendes, wenn auch nicht zu sehen, doch sicher zu vernehmen."

Mit diesen Gedanken ging er langsam zur Thür, öffnete sie und sah den Baron vor sich stehen, dem Fräulein Treuhold selbst bis zur Schwelle ihres Herrn das Geleit gegeben hatte.

Baron von Grotenburg erschien an diesem Morgen wie vor einigen Tagen in seinem Hause im feinsten Visitenfrack und mit einer so siegreichen Miene, wie sie nur ein vornehmer Mann haben kann, der sich bewußt ist, überall, wohin er seinen Fuß setzt, willkommen zu sein. Dies bedeutungsvolle Ansehen, welches er sich an diesem Tage gab, ließ sich der Legationsrath gern gefallen, viel weniger aber behagte ihm der Ausdruck überfließendster Zärtlichkeit und intimster Vertraulichkeit, den der Baron in alle seine Bewegungen und Mienen zu legen sich bemühte, ein Gebahren, welches bei einem so ruhigen und sicheren Manne, wie Bodo war, stets das Gegentheil von Dem erregte, was es erregen sollte, hier also Zurückhaltung und ein erwartungsvolles Schweigen hervorrief, womit er gleichsam in schulgerechter Parade alle Fechterkünste seines aalglatten Besuches zu Schanden machte. Er wußte nur zu gut, daß Leute von einem gewissen Kaliber, namentlich sogenannte Leute von Stande, solche einschmeichelnde Vertraulichkeit nur an den Tag legen, wenn sie ihren persönlichen Vortheil im Auge und ein

Anliegen auf dem Herzen haben, und von jeher hatte sich seine gerade Natur gegen solches Beginnen aufgelehnt, zumal ihn eine häufig gemachte Erfahrung belehrt, daß man gegen übergroße Zärtlichkeit, die der Kriecherei sehr nahe verwandt ist, mehr als gegen eine steife Gleichgültigkeit auf der Hut sein müsse.

Als daher der Baron mit offenen Armen auf ihn zuschritt, ihn damit umfangen und sogar küssen zu wollen schien — eine abscheuliche Begrüßungsart zwischen Männern — zog er sich wie aus Bescheidenheit etwas zurück, reichte dem Baron nur die Hand hin, die auf das Lebhafteste und wiederholt geschüttelt wurde, und bot dann seinem Gaste einen Platz auf dem Sopha an, dem gegenüber er sich selbst auf einen Stuhl setzte.

Nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, begann der Baron die Unterhaltung mit folgenden Worten:

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein lieber, guter Vetter, daß ich Sie so früh störe, aber unter Freunden, wie wir es sind und hoffentlich noch mehr werden, liebe ich das steife Ceremoniell nicht, das mich an Zeit und Stunde, an Form und Vorschrift bindet. Mit einem Wort, ich brannte vor Ungeduld, Sie so bald wie möglich wiederzusehen, es schien mir schon eine Ewigkeit, Sie in meinem Hause gehabt zu haben,

und so ließ ich alle Zügel schießen, folgte der Neigung meines Herzens und sehen Sie da — hier bin ich. Doch ich hatte auch noch einen anderen Grund, mein lieber Herr von Sellhausen, Sie heute so früh aufzusuchen."

Bodo, der sogleich merkte, daß der Baron, von der beklemmenden Gegenwart seiner Frau befreit, heute überaus wortreich war, wurde dadurch nur um so stiller und aufmerksamer; er erwiderte daher nur wenige Worte und folgte dann gleichgültig den Blicken seines Gastes, die im Zimmer ringsum schweiften, bald auf diesem, bald auf jenem Gegenstande haften blieben und endlich mit einer gewissen Verwunderung zu ihm zurückkehrten, worauf er lächelnd und mit etwas schärfer Betonung sagte:

„Aber, lieber Freund, ich wundere mich — ich bin nämlich vollkommen aufrichtig gegen Sie — daß Sie in einem so bescheidenen Stübchen wohnen. Es ist wohl nur Ihr geheimes Studirzimmer, worin wir sind, und in diesem Fall — o, ganz gewiß — weiß ich die Ehre zu schätzen, daß Sie mich gerade hier und nirgends anders empfangen."

„Es ist nicht nur mein Studirzimmer," entgegnete Bodo in aller Gemüthsruhe, „sondern mein Alles in Allem, Wohn- und Empfangzimmer — nur meine Nachtruhe halte ich in dem Nebengemach dort ab."

„Ei, ja, Sie sind überaus bescheiden, da ich doch weiß, daß Sie eine ganze Reihe schöner und großer Gemächer in dieser Etage haben, die nach vorn heraus ganz leer steht.“

„Sie haben Ihrer Ansicht nach vielleicht Recht, Herr Baron; aber ich für meine Person halte gerade dies Zimmer für das schönste im ganzen Hause. Außerdem bewohnte ich es seit meiner Jugend und auch später, so oft ich im Hause meines Vaters war, und so ist meine Anhänglichkeit daran hinlänglich erklärt.“

„Ei warum nicht — ganz gewiß — aber Sie machen ein so ernstes Gesicht dabei — Sie verbergen mir noch einen Grund — darf ich den nicht wissen?“

Bodo wollte dem Baron in diesem Augenblick nichts verbergen, am wenigsten den Grund, warum er gerade nur dies eine Zimmer bewohnte, und so gelang ihm seine Absicht, den neugierigen Herrn durch eine geheimnißvolle Miene zu der eben ausgesprochenen Frage zu veranlassen, vollkommen.

„Sie scheinen große Uebung zu besitzen,“ versetzte er mit einer leichten Verbeugung, „in den Mienen der Menschen lesen zu können, und so sage ich Ihnen, um Ihre Aufrichtigkeit mit der meinigen zu erwidern, daß es wirklich noch einen Grund giebt, warum ich dies mir von meinem Vater seit meiner Kindheit ausdrück-

lich überwiesene Zimmer auch jetzt nur allein zu meinem Aufenthalt gewählt habe."

Der Baron lächelte verschmitzt und mit selbstzufriedener Miene. Er fühlte sich durch die Bemerkung Bodo's geschmeichelt, und so sagte er, indem er seinen Oberkörper näher zu dem Legationsrath vorbeugte, mit verbindlichem Flüstertone: „Darf ich diesen — Grund vielleicht auch wissen, mein theurer Vetter?"

„Warum nicht?" lautete die fest uud mit Ueberlegung gesprochene Antwort. „Und um so eher darf ich Ihnen denselben angeben, als ich aus einer Mittheilung meines verstorbenen Vaters erfahren habe, daß Sie mit allen meinen Verhältnissen vertrauter und also auch in meine Geheimnisse eingeweihter sind, als irgend ein anderer Mensch."

Der Baron warf sich bei diesen räthselhaften Worten mit voller Würde in die Brust, spannte aber zugleich Augen und Ohren so weit auf, als er es vermochte, und horchte gleichsam mit seinem ganzen Wesen, da er wohl einsah, daß den eben gesprochenen Worten noch weitere folgen würden. „Sprechen Sie dreist," flüsterte er beinahe und vor innerer Aufregung an allen Gliedern bebend, „ich bin ein Mann, dem Sie sich ganz vertrauen können."

„Gewiß werde ich dreist sprechen, Herr Baron, ich

halte nie hinter dem Berge, wo ein gerades Vorgehen am leichtesten zum Ziele führt. Der Grund, warum ich diese kleine Wohnung gegenwärtig nur allein benutze, besteht darin, daß ich mich nach dem letzten Willen meines Vaters bis jetzt noch nicht als den vollständigen und alleinigen Erben seiner Hinterlassenschaft, also auch dieses Hauses, zu betrachten habe."

„Ah!" stammelte der Baron, und seine Augen senkten sich vor dem flammenden Blicke des Legationsraths zu Boden. Aber rasch genug sammelte er sich wieder und versetzte mit dem süßesten Lächeln: „O, o, lieber Vetter, Sie sollten nicht gar zu scrupulös sein. Es ist ja gar kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Hinterlassenschaft Ihres guten Vaters, meines seligen, heißgeliebten Schwagers, Ihnen nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zu Theil werden sollte."

Hatte der Baron gedacht, daß auf diese schlaue, halb wie eine Frage gesprochene Rede eine deutliche Antwort folgen würde, so befand er sich im Irrthum. Bodo schwieg ziemlich lange, sagte aber endlich zur höchsten Verwunderung des Barons: „Lassen Sie uns hiervon abbrechen, Herr Baron; ich habe, glaube ich, für heute genug über diesen Punkt gesprochen. Nennen Sie mir lieber den andern Grund, der mir in so früher Morgenstunde die Ehre Ihres Besuches verschafft hat."

Der Baron athmete tief auf, er konnte die geschickten Paraden des ihm bei Weitem überlegenen Fechters nicht so leicht durchbrechen. „Ja," sagte er nach kurzem Besinnen, „das will und muß ich sogar thun, und je früher, um so eher werde ich die Freude haben, meinem Hause und meiner Familie einen sehnlichst erwarteten Genuß bereiten zu können. Mit einem Wort: ich komme so früh, um zeitig genug bei Ihnen zu sein, damit Sie selbst Zeit behalten, Ihre etwaigen Geschäfte bis Mittag abzuwickeln, um mir nach — nach der Grotenburg folgen zu können, wo Sie uns gewiß gern die Ehre gönnen, Ihnen eine — Suppe vorsetzen zu dürfen."

Bodo fuhr wie von einem electrischen Schlage getroffen zurück. Noch ehe der Baron aber seine Ueberraschung bemerken konnte, hatte er seinen Gleichmuth wieder gefunden und erwiderte mit höflicher aber dennoch fast schneidender Ruhe: „Das thut mir leid, Herr Baron. Ich schlage nicht gern direct eine so freundliche Bitte ab, diesmal aber muß ich es. Es ist mein fester Vorsatz, den Nichts erschüttern wird, in den nächsten Wochen nicht mehr außer dem Hause zu speisen. Ja — Sie wundern sich darüber — aber es ist einmal so. Ich bin eine Art Einsiedler geworden und fühle mich am wohlsten zu Hause. Ueberdieß bin ich in den letzten Tagen übermäßig in

der Weite umhergeschweift und meine Studien, denen ich noch immer unablässig nachhänge, untersagen mir zu häufige Zerstreuung."

„Studien? Zerstreuung?" rief der Baron fast erschrocken. „Was hätten Sie denn noch zu studiren? Ich dächte, damit wären Sie lange fertig, ein für alle Mal!"

Bodo schüttelte sanft den Kopf, lächelte still vor sich hin und erwiderte: „Sie irren, Herr Baron. Ein Mann wie ich, der nicht von äußeren Zerstreuungen und sogenannten Vergnügungen lebt, kommt mit seinen Studien nie zu Ende. Jeder Tag gebiert einen neuen Stoff und jeder Stoff erweitert sich bei genauerer Betrachtung zu einem großen Felde, das man mit Umsicht, Eifer und Ausdauer bebauen muß, wenn man zur rechten Zeit die genießbare Frucht ernten will."

„Aber mein Gott," rief der Baron, „Sie werden doch mir und meiner Familie den Gefallen, die Liebe thun, bei uns ein kleines Diner anzunehmen, wenn wir darum bitten?"

Bodo zuckte in einer Art und Weise die Achseln, daß der Baron, wenn er nur halbe Augen hatte, sehen mußte, daß hier jeder Versuch, den Entschluß „des lieben Vetters" zu erschüttern, vergeblich war. „Ich muß auch dieser Bitte ausweichen," sagte er fest und

bestimmt. „Heute, morgen und übermorgen, überhaupt in diesen Tagen gehe ich Mittags nicht aus, und was die Zukunft in ihrem Schooße birgt — nun, darüber will ich freilich jetzt noch keine Entscheidung fällen. Doch — lassen wir jetzt dies oder ein anderes Diner außerhalb unsrer Besprechung und nehmen wir für's Erste ein kleines Frühstück ein, zu dem ich soeben da draußen die Anstalten treffen höre."

Der Baron blieb wie versteinert auf seinem Sopha sitzen und folgte mit gläsernem Auge, völlig eingeschüchtert, seinem Wirthe, der gemächlich aufstand, an die Thür trat und sie gerade zur rechten Zeit öffnete, um von Rieke und einer anderen Magd einen Tisch hereinrollen zu lassen, der mit Speisen allerlei Art und einer seltsam geformten Flasche Wein und zwei Gläsern besetzt war.

Als die beiden Mägde den Tisch an die richtige Stelle gerückt, Stühle vor die Couverts gestellt und sich wieder entfernt hatten, ersuchte Bodo seinen Gast, einen der Plätze einzunehmen, und dieser folgte der Einladung fast mechanisch, wie er anfangs auch nur gleich einem Menschen aß, der nicht weiß, was er genießt, und der nur aus alter Gewohnheit nachthut, was er Andere thun und treiben sieht.

Indessen dauerte dieser Zustand der Befangenheit,

der aus dem unerwarteten Fehlschlagen seiner so vorzeitig zur Schau getragenen Siegeshoffnung entsprang, bei dem leichtblütigen Baron nicht allzu lange. Schon nach wenigen Minuten aß er die trefflich zubereiteten und, wie er selbst sagte, „reizend angerichteten“ Speisen mit Appetit; bald darauf stellte sich ein gewisses Behagen an seiner augenblicklichen Lage ein, und als er erst ein Glas von dem feurigen Wein getrunken, welchen dem Legationsrath ein Freund von den griechischen Inseln gesandt und den der Baron nie vorher gekostet hatte, fühlte er seinen alten Muth in ganzer Fülle zurückkehren, er wurde wieder redselig und begann allmälig daran zu denken, daß der Zeitpunkt nun bald gekommen sein werde, mit dem diplomatischen Meisterstück herauszurücken, dessen Resultat er seiner theuren Amalie als ein durchaus unzweifelhaftes und über alle Erwartung günstiges dargestellt hatte.

So war man mit dem eigentlichen Frühstück zu Ende gekommen, aber da der Inhalt der Flasche noch nicht erschöpft war, so blieben die beiden Männer, wie es schien, ganz gemüthlich bei einander sitzen, sich gegenseitig scharf beobachtend und im Stillen Jeder für sich schon an das glückliche Ende dieser Morgensitzung denkend. Während Bodo aber, der keinen Wein trank, dabei immer ruhiger, gehaltener wurde und die Miene

seines Gastes aufmerksam studirte, verlor dieser allmälig seine gemessene Haltung, ließ sich mehr und mehr gehen und, von dem reichlich genossenen Weine ungemein belebt, glaubte er endlich den geeigneten Augenblick gekommen, seinem gepreßten Herzen Luft machen und die letzten Zügel schießen lassen zu dürfen, um wie ein siegreicher Triumphator dem sehnlichst erstrebten Ziele zuzujagen.

„Mein lieber Herr Vetter," fing er mit sehr sanfter Stimme und freundlich nickendem Haupte an, „das ist ein vortrefflicher Wein und, wie mein Schwager Haas zu sagen pflegt: „er öffnet das Herz und löst die Zunge." Ich spüre diese köstliche Wirkung im höchsten Maaße, und so haben Sie es nur Ihrer Bewirthung zuzuschreiben, wenn ich in unsrer jungen Freundschaft — die ja eigentlich nur die Fortsetzung der alten mit Ihrem Vater ist — einen Schritt weiter thue und Ihnen mein Herz so blank und klar darlege, als säße es nicht verborgen in meiner Brust, sondern als hielte ich es in dieser meiner offenen Hand Ihnen entgegen."

Bodo verbeugte sich leicht und erwiderte mit ernstem Gesichtsausdruck: „Thun Sie diesen Schritt und zeigen Sie mir, wie Ihr Herz aussieht, wenn Sie es blank und klar in der offenen Hand halten."

„Ja, das will ich und das muß ich, denn es darf

nicht länger unklar zwischen uns Beiden bleiben; wir müssen uns einander offen durch die Augen bis in die Seele blicken können."

„Das ist schon lange mein Bestreben bei Ihnen, Herr Baron, und auch meine Augen sind Ihnen so weit wie möglich geöffnet."

„Ich sehe es, ich sehe es und danke Ihnen im Voraus. Aber, mein theurer Vetter — es ist eine delicate Sache, die ich mit Ihnen zu verhandeln habe, und Sie dürfen mich nicht mißverstehen."

„Mag sie so delicat sein, wie sie will — ich werde und kann sie nicht mißverstehen, wenn Sie die Güte haben wollen, sich verständlich und namentlich nach Ihrem eigenen Geständniß so klar auszusprechen, wie es in Ihrem Herzen aussieht."

„Nun wohlan denn, so hören Sie. Sie haben mir eigentlich schon vorher die Brücke zu dieser meiner Vertraulichkeit gebaut, als Sie so gütig waren, der wahrhaft heiligen Freundschaft zu gedenken, die mich mit Ihrem guten Vater verband, und dabei der — der geheimnißvollen Stellung zu erwähnen, die Sie zu meiner Familie einnehmen."

Der Baron hielt einen Augenblick inne und räusperte sich, als wolle er frischen Muth schöpfen, da jetzt erst der eigentliche Kern der Sache sich entwickelte und das

dunkle Auge seines lieben Vetters mit schärfster Aufmerksamkeit, aber auch einer Ruhe auf ihn gerichtet blieb, die ihm nicht so ganz behagen wollte. Zur weiteren Stärkung trank er nun noch ein halbes Glas Wein, reckte sich dann zurecht, als wolle er einen kräftigen Anlauf nehmen, lächelte wohlgefällig und fuhr fort:

„Also Sie wissen schon lange, daß zwischen Ihrem Vater und mir wie zwischen Brüdern das innigste Einverständniß herrschte, daß ihm ebensowohl meine Familie wie die seine am Herzen lag und daß er bis zu seinem letzten Athemzug bestrebt war, das Wohl beider auf die bequemste Weise zu fördern, indem er zwei verschiedene Interessen in eine und dieselbe Richtung leitete.“

„Ja, das weiß ich,“ erwiderte Bodo ernst, obwohl innerlich lächelnd, indem er den, seinen Worten mit Hand- und Fußbewegungen Nachdruck gebenden Baron sich förmlich abeifern sah, „ja, das weiß ich — zwar nicht lange, wie Sie zu bemerken die Güte hatten, aber doch seit dem Tage, wo ich nach dem Tode meines Vaters in dieses Haus zurückkehrte und zu meinem Erstaunen — ich sage es offen — einen Brief desselben mit mir bisher unbekannten Wünschen vorfand.“

„Nun gut, das ist ein halbes Jahr her, theuerster Vetter, und in dieser Zeit müssen Sie Gelegenheit

genug gefunden haben, über Ihres Vaters Wünsche nachzudenken und die nöthigen Entschlüsse zu fassen, um denselben entweder zu entsprechen oder — oder des Weiteren gewärtig zu sein."

Bodo sah den Baron fast durchbohrend bei diesen mit Mühe vorgebrachten Worten an und sagte mit einer Stimme, die so kalt und hart wie Eisen war: „Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, diese Wünsche meines Vaters etwas genauer zu charakterisiren, damit zwischen uns wenigstens kein Irrthum möglich ist?"

„Ah! Sie wollen es — nun gut! Mit einem Wort: es handelt sich um die zwischen Ihrem Vater und mir wohl bedachte und schließlich verabredete Absicht, sein Haus mit dem meinen noch enger zu verbinden, dadurch, daß ich das Beste gebe, was ich besitze, und er, indem er in gleicher Weise Sie selbst mir darbietet. Doch wozu die lange Umschreibung? Wir sind Männer, verstehen uns und können das Ziel nackt und kahl in's Auge fassen, also: dadurch, daß Sie um die Hand meiner Tochter werben, die ich Ihnen, ich sage es gleich von vornherein, keinen Augenblick versagen werde."

Bodo senkte bei dieser letzten, eben so nackten und kahlen wie großmüthigen Auseinandersetzung die Augen und lächelte, aber es war eine Art geisterhaften inne-

ren Lächelns, wobei sein Gesicht eine seltsam bleiche Farbe annahm, so daß jeder Unbefangene ihm hätte anmerken können, wie das Blut ihm voll zum Herzen strömte und er sich die größte Gewalt anthat, den in ihm tobenden Sturm nicht nach Außen losbrausen zu lassen.

„Was haben Sie nun darauf zu erwidern?“ fragte der Baron mit leise bebender Lippe und den jungen Mann starr anblickend, da er sich über die Maaßen wunderte, daß derselbe sich immer noch schweigend verhielt.

„Zuerst,“ nahm Bodo das Wort, „und bevor ich auf Ihr überaus väterliches Anerbieten eingehe und es einer näheren Betrachtung unterwerfe, erlauben Sie mir zu sagen, daß ich allerdings diesen Wunsch meines Vaters erfahren und mir auch Zeit genug genommen habe, denselben reiflich nach allen Seiten zu überlegen. Das Resultat dieser Ueberlegung ist nun zunächst, daß ich, wenn auch keinen Tadel, doch noch viel weniger ein unbedingtes Lob dem zwischen Ihnen und meinem Vater vereinbarten Plane zollen kann. Doch in Bezug auf Sie darf ich hierüber kein Urtheil abgeben und gebe ich auch nicht ab, in Bezug auf meinen Vater aber muß ich es, Herr Baron. Nach meinem Ermessen nun hat mein Vater nicht wohl daran gethan, den Entschließungen eines Dritten, wenn derselbe auch sein Sohn ist, in so bestimmter Weise vorzugreifen,

noch viel weniger, ihm ein so kategorisches Entweder — Oder in den Weg zu werfen. Wollte er für sich einen solchen Bund mit der Tochter seines Freundes schließen, so konnte er es rücksichtslos thun, mir aber, einem Mann in reifen Jahren ein solches Verhältniß aufzubürden, das, Herr Baron — ich drücke mich hier mit kindlichem Respect aus — war, sage ich, nicht wohlgethan. Erlauben Sie, ich bin noch nicht fertig. Außerdem aber war es noch viel weniger wohlgethan, eine so kurze Frist bis zum ersten August dieses Jahres festzusetzen, bis wohin sich mein Entschluß wohl oder übel ausgesprochen haben müßte."

„Aber mein Gott, Sie haben ja ganze sechs Monate Zeit dazu gehabt!" unterbrach ihn der Baron mit einem wahren Ungestüm, da er schon das ganze Resultat der Ueberlegung des jungen Mannes „nackt und kahl" vor seiner Phantasie auftauchen sah.

„Sie irren, Herr Baron. Sie dürfen nur von dem Tage an rechnen, wo ich Ihnen meinen ersten Besuch abstattete, und dann sind es nicht ganze sieben Wochen. Sieben Wochen aber sind eine sehr kurze Frist, eine so ernste und wichtige, das ganze Leben umgestaltende Sache abzumachen. Die vollkommene Neigung eines Menschen, die durchaus dazu nöthig ist, gewinnt man nicht so rasch —"

„Warum kamen Sie denn nicht früher?“ warf der Baron athemlos dazwischen.

„Weil ich es nicht für passend hielt, während der Trauerzeit um einen hingegangenen Vater die einleitenden Schritte zu einer möglichen Werbung zu unternehmen.“

„Gut, ja, das gebe ich zu; aber Sie meinen, in sieben Wochen könne die Neigung zweier Menschen nicht entstehen, wachsen und sich völlig festsetzen? Das ist von Ihrer Seite ein Irrthum, lieber Vetter. Wenn Sie mit der zweiten Person meine Tochter im Auge haben, so kann ich Ihnen unter vier Augen und als Ihr aufrichtigster Freund sagen, daß dieselbe zur Feststellung ihrer Neigung nicht so viel Zeit gebraucht hat, denn sie fühlte diese Neigung schon gleich am ersten Tage zu Ihnen, wie auch wir Eltern Sie, gleichsam beim ersten Anblick, in unser Herz geschlossen haben — und Sie müssen das sehr wohl gemerkt haben.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron, und ich will dafür eben so aufrichtig gegen Sie sein, wie Sie es gegen mich sind. Erlauben Sie mir also, offen zu bemerken, daß es sich hier nicht allein um die Neigung Ihrer Fräulein Tochter, sondern auch um meine eigene handelt. Mein Blut fließt etwas ruhiger in dieser Beziehung. Ich sehe nicht nur, ich prüfe auch, — nicht

die betreffende Dame allein, auch mich. Und daß diese Prüfung in einer so kurzen Zeit vollständig beendigt sein werde, muß ich bezweifeln — die Frist bis zum ersten August ist mir in der That viel zu kurz."

Der Baron fiel beinahe hintenüber vor Schreck. „Was sagen Sie da?" stammelte er. „Diese Zeit wäre Ihnen zu kurz? — Aber erlauben Sie," fuhr er plötzlich mit wieder neu wachsendem Muthe fort, da ihm wahrscheinlich irgend ein glücklicher Gedanke zu Hülfe kam, „wenn Sie jenen Wunsch Ihres Vaters gelesen, werden Sie auch aus demselben Schreiben ersehen haben, daß ich meinerseits die gestellte Frist auf keine Weise verlängern kann. Der erste August ist von ihm als unumgänglicher Termin festgesetzt. Ein gerichtlicher Act vor dazu bestellten Zeugen soll an diesem Tage stattfinden und Ihre Erklärung muß dabei definitiv ausgesprochen werden, wenn nicht ein für den Fall Ihrer Ablehnung bereit gehaltenes Testament eröffnet und der definitiv letzte Wille des Erblassers bekannt gemacht werden soll. So, mein theurer Vetter, so allein steht die Sache."

Bodo lächelte fast heiter, als bedrücke ihn diese Mittheilung durchaus nicht, was den Baron in die höchste Verwunderung setzte, da er es bemerkte. „Freilich," sagte er dann, „steht die Sache so, ich weiß es,

denn ich habe es mit eigenen Augen aus jenem seltsamen Schreiben ersehen. Wenn ich daher bis zum ersten August keinen Ihren und meines Vaters Wünschen entsprechenden Entschluß gefaßt haben sollte, so bleibt nichts weiter übrig, als —"

„Nun?" fiel ihm der Baron, dem die Augen fast aus dem Kopfe sprangen, in's Wort, „als was?"

„Als dem Gesetze seinen Lauf zu lassen, den letzten Willen meines Vaters als rechtskräftig anzuerkennen und sich den unvermeidlichen Umständen, die daraus folgen, zu fügen. Ist das nicht sehr einfach, Herr Baron? Mir wenigstens hat es keine große Mühe gekostet, zu dieser Einsicht zu gelangen."

Der Baron schwieg; nur in seiner Brust arbeitete es mächtig. Diese auf so leichte Weise erlangte Einsicht seines Schwiegersohnes „in spe" schien auf ihrem tiefsten Grunde einen neuen und fast unerwarteten Glücksfall für ihn selbst zu enthalten, denn er hatte sich nicht gedacht, daß Bodo sich dem Willen seines Vaters so leicht und willig fügen würde, wobei wir freilich hinzusetzen müssen, daß dem Baron der definitiv letzte Wille des Verstorbenen ziemlich genau bekannt, dem Sohne desselben aber gänzlich unbekannt war. In dieser Freude, die sich plötzlich wie eine vom Blitzstrahl erleuchtete Gegend vor ihm aufthat, fühlte

er sogar eine Art von Mitleid mit dem gefügigen Sohn eines so willfährigen Freundes, er nahm beinahe eine Gönnermiene gegen ihn an und that, als gäbe er sich die erdenklichste Mühe, die Ansicht des jungen Mannes zu klären und seinen starren Sinn womöglich zu beugen. „Mein lieber Vetter,“ sagte er in einer so freundlichen Weise, daß sie sich Bodo, der mit seinen Schlußfolgerungen nicht vertraut war, zuerst nicht erklären konnte, „daß Sie diesen, wie mir scheint, sehr voreiligen Entschluß gefaßt haben, thut mir nicht nur um Ihrer selbst, sondern auch um meiner- und unsrer Aller willen leid. Haben Sie denn jedes Bestreben nach einer näheren Bekanntschaft, als Einleitung zu einer *möglichen* Verbindung mit meiner Tochter, definitiv aufgegeben?“

„Davon habe ich ja gar nichts gesagt,“ erwiderte Bodo lachend, was den Baron beinahe verblüffte. „Sie haben mich also trotz aller meiner Klarheit nicht verstanden?“

„Ei, mein Gott, was haben Sie denn gesagt?“ rief der Baron mit vor Aufregung bebenden Lippen.

„Ich habe nur gesagt oder vielmehr sehr verständlich angedeutet, daß, wenn ich bis zum ersten August nicht den Entschluß gefaßt hätte, in ein näheres Verhältniß zu Ihrer Fräulein Tochter zu treten, dann und

erst dann, das Gesetz seinen Lauf nehmen müsse, und ich füge nur noch hinzu, daß Sie sich und mir diesen unangenehmen Auftritt heute hätten ersparen können, wenn Sie bis zu jenem Termin die durchaus nöthige Geduld bewiesen hätten."

„Bah!" machte der Baron und griff in seiner verworrenen Geistesstimmung, die jeden Augenblick verworrener, zweifelhafter und unsicherer wurde, von Neuem nach dem Glase. „Also Sie sind noch nicht mit sich einig darüber?" fragte er, nachdem er einen tieferen Zug gethan, als er selbst wissen mochte.

„Nein, gewiß nicht, ich habe ja noch Zeit genug dazu, es zu werden. Mir gehören noch sechs Wochen, und die kann ich benutzen."

„O so benutzen Sie sie doch!" rief der Baron. „Kommen Sie alle Tage zu mir, bleiben Sie den ganzen Tag bei mir, lernen Sie die himmlische Clotilde kennen, und wenn Sie sie ganz kennen, so zweifle ich keinen Augenblick, daß Sie sie auch lieben werden."

Bodo hätte fast laut aufgelacht und bezwang sich nur mit Mühe, ernst zu bleiben. „Das geht nicht, Herr Baron!" erwiderte er mit völlig aufgeheitertem Gesicht. „Sie mögen auf solche ungestüme Weise die Damen belagern, aber meine Art und Weise ist das nicht. Eine wirkliche Neigung muß sich langsam, all-

mälig und auf festem Grund und Boden entwickeln. Eine Treibhauspflanze, mit allen Mitteln und Hülfen künstlich in die Höhe getrieben, wie Sie sie mir zu erziehen anrathen, bleibt schlaff, dürr, saft- und kraftlos — so darf aber meine Neigung niemals beschaffen sein, ich will nur eine kräftige naturwüchsige Neigung fühlen — oder lieber gar keine."

„Ah!" rief der Baron, der schon wieder Hoffnung faßte, die Treibhausneigung seiner Tochter werde bald auf eine höchst kräftige Weise erwidert werden, „Das klingt ganz anders, mein lieber theurer Vetter, und giebt mir meinen ganzen Halt wieder. So wollen Sie also Ihre Bewerbung um die Hand meiner Tochter hiermit noch nicht völlig abgebrochen haben?"

„Es handelt sich ja noch um gar keine Werbung, sondern erst um die Bekanntschaft, Herr Baron. Nur der erste Eindruck hat sich bis jetzt gezeigt und die Folge allein wird lehren, wie der zweite, dritte u. s. w. sich zeigen werden."

„Ach so! Aber Sie schlagen ja meine Einladung zum Diner aus — für heute, morgen und alle übrigen Tage?"

„Lernt man sich denn nur bei einem Diner kennen, Herr Baron? Ich liebe es, mit einem Wort, nicht, auf irgend eine Weise gebunden zu sein. Ich werde

schon wiederkommen und das Weitere wird sich finden."

„Bravo, bravo, bravissimo!" rief der Baron jauchzend und schlug sich vor Freude in die Hände. „Nun verstehe ich Sie erst! Aber, mein Gott — wo hatte ich denn meine Sinne?"

„Vielleicht auch in der Hand wie das Herz, statt an dem dazu bestimmten Orte, Herr Baron."

„Ah, Sie können scherzen? Nun lebe ich wieder auf. — Nun aber, da wir so weit sind, sagen Sie mir — wie war der erste Eindruck, den meine reizende Clotilde auf Sie machte?"

Bodo zeigte in diesem kritischen Augenblick eine so ehrliche und offene Miene, wie es ihm wirklich um's Herz war, und erwiderte ruhig: „Mein Herr Baron! Eine junge Dame von der Erziehung und Bildung Ihrer Fräulein Tochter, kann man in einigen Stunden nicht hinlänglich beurtheilen lernen. Ich bestreite Ihnen den ausgezeichneten Werth dieser Tochter nicht, aber Sie sehen jedenfalls ihre Eigenschaften in einem ganz anderen Lichte, wie Sie Ihr Verhältniß zu mir gleichfalls ganz anders beurtheilen als ich. Sie sind der Vater und wollen eine Tochter verheirathen, um vielleicht selbst dadurch einer Sorge überhoben zu sein, denn Kinder, glaube ich, machen Sorge — ich dagegen will,

wenn es denn doch einmal geschehen soll, eine Frau, das heißt eine Lebensgefährtin wählen, die nicht allein selbst durch mich glücklich werden, sondern auch mich glücklich machen soll. Wissen Sie denn auch schon bestimmt, daß ich der Mann bin, der die Hand Ihrer Tochter verdient?"

„O!" rief der Baron mit Nachdruck und streckte seine feine Hand über den Tisch hin, die Bodo flüchtig berührte, „was sagen Sie da! Bin ich nicht Menschenkenner? Ja, ja, ja, ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie der trefflichste Mann sind, der ein so schönes und ein so — so — so wohlhabendes Mädchen verdient!"

„Nun denn," erwiderte Bodo sehr ernst, „Sie urtheilen vielleicht zu rasch über mich, wie ich mich vielleicht zu langsam über ein so wichtiges Verhältniß entscheide — aber wir wollen uns nicht gegenseitig überrumpeln oder die Phantasie mit verlockenden Bildern füllen. Gut Ding will Weile haben! Noch einmal — warten Sie bis zum ersten August — auf diesen Termin, da er einmal festgesetzt, verweise ich Sie. Bis dahin kann Viel gegen oder für Ihre Wünsche geschehen. Meine Neigung kann entstehen, wachsen, sich festsetzen — oder —"

„Nein, nein, nichts von Oder — gar nichts —

sie kann sich festsetzen — und auf daß sie sich festsetze — trinke ich dieses volle Glas — da — aus ist es! — Der Tausend! Aber mir schwindelt der Kopf — ist das vom Wein?"

„Mag wohl sein — vielleicht aber haben Sie das Herz zu lange in der Hand behalten und —"

„O Sie köstlicher Mann!" rief der Baron, halb trunken, denn er hatte bei großer Aufregung die ganze Flasche feurigen Weines allein geleert. Dabei stand er auf und umarmte stürmisch den Legationsrath, der sich der ihm zugedachten Liebkosungen nicht mehr erwehren konnte. „Ich sagte es ja!" lallte er weiter — „dieser diplomatische Schritt würde die besten Folgen haben! — Also, Sie lieber Vetter — der erste Eindruck war gut — prächtig — nicht wahr? O, Clotilde ist ein herrliches Mädchen!"

„Wenn es der eigene Vater sagt, muß es in gewisser Beziehung wohl wahr sein," erwiderte Bodo lächelnd.

„Und Sie kommen morgen — übermorgen — oder an irgend einem Tage — um die Neigung — wachsen — sich festsetzen zu lassen?"

„An irgend einem Tage komme ich gewiß, das verspreche ich Ihnen."

„Na, dann schlagen Sie ein — Sie sind mein

Mann — Ihres Vaters ächter Sohn! Bravo, bravissimo! — Wir verstehen uns! — Aber nun, nun muß ich Sie verlassen — lei — der! Meine Amalie — prächtiges Weib — auf Ehre! — erwartet mich — mit namenloser Sehnsucht — und die kleine — die reizende Clo — Clotilde — ach, was für ein Kind — nicht minder!"

„So wollen wir gehen, wenn Sie fort müssen!" sagte Bodo ruhig, bot seinen Arm dar und führte den taumelnden Gast vor die Thür an die frische Luft, wo bald der Wagen herbeigeschafft, der Baron auf dem bequemsten Sitz untergebracht ward und nun der vorher außer Dienst gesetzte Kutscher wieder in seine Rechte trat, da sein Herr zu sehr — mit sich selbst beschäftigt war, um die Führung der Zügel übernehmen zu können.

Bodo sah den Wagen lächelnd abfahren, obwohl er nicht gerade heiter gestimmt war, dann aber kehrte er in sein Zimmer zurück, um über diesen Morgenbesuch, der ihm Manches zu denken gegeben, ruhig und wie ein Mann nachzusinnen, der seine Pläne reiflich erwägt, ehe er sie entschlossen zur nothwendigen That werden läßt.

Sechstes Kapitel.

Einem trüben Morgen folgt oft ein heiterer Abend.

Als Bodo am Mittag dieses Tages zum ersten Mal nach dem Besuch vor die Augen der weiblichen Hausbewohner trat, schien er die innere Verstimmung und Aufregung, die derselbe in seinem Gefolge gehabt, so ziemlich überwunden zu haben; die letzten äußeren Spuren davon aber auch aus seinem Gesicht hinwegzuwischen, war ihm nicht ganz so vollkommen gelungen. Seine Wangen zeigten noch immer eine ungewöhnlich lebhafte Färbung und sein dunkles Auge glänzte in einer ganz eigenthümlichen Weise — zwei charakteristische Zeichen, die weder Fräulein Treuhold's, noch ihrer Nichte scharfer Beobachtung entgingen und die eben nicht im Stande waren, den Antheil zu vermindern, den Beide an dem Wohlbefinden des guten Hausherrn zu nehmen sich gedrungen fühlten.

Der Legationsrath ließ durch Nichts merken, daß er die fragenden Blicke der alten Haushälterin wahrnehme, im Gegentheil zeigte er sich während der gemüthlichen Speisestunde unbefangen wie an jedem anderen Tage und war freundlich und aufmerksam wie sonst, wenn er auch keine besondere Lebhaftigkeit im Gespräch entwickelte.

Im Laufe des Mahles aber konnte die gute Treuhold ihre Neugierde nicht länger bemeistern und nach einer zufällig entstandenen etwas längeren Pause, als man gerade eine andere Speise erwartete, sagte sie mit erzwungen scherzhaftem Tone, der den Ernst im Hintergrunde nur zu deutlich hindurchschimmern ließ:

„Der Herr Baron hat sich heute Morgen ja nicht lange aufgehalten, Herr Legationsrath. Ich hatte schon geglaubt, wir würden heute Mittag die Ehre haben, ihn als Gast an unserm Tische zu sehen."

Bodo fuhr wie aus einem innern Traume auf und es schien ihm im ersten Augenblick einige Mühe zu kosten, den neu angeregten Gedankenzug des guten Fräuleins zu verfolgen. „Meine liebe Treuhold," erwiderte er mit einem freundlichen, aber doch bedeutungsvollen Blick, „es kann uns Jemand, der sechs Stunden bei uns verweilt, unter Umständen weniger aufhalten, als Einer, der nur sechs Minuten bleibt."

Fräulein Treuhold dachte einige Augenblicke nach, ehe sie mit der naiven Frage hervortrat: „Das kann wohl sein, denke ich, aber in welche Klasse gehörte denn heute der Baron, da er weit über sechs Minuten und viel weniger als sechs Stunden geblieben ist?"

„Vielleicht in die unter Umständen erträgliche Mittelklasse!" erwiderte der Legationsrath nach kurzem Besinnen und indem er sich ein Stück Brod nahm und dasselbe wider Wissen in hundert kleine Stücke schnitt.

Fräulein Treuhold warf einen raschen Blick auf die still vor sich nieder sehende Gertrud, als wollte sie sagen: „Das war freilich eine Antwort, aber sie hat uns nicht klüger gemacht. Ah, wir müssen also etwas weiter forschen. — Warum mag er aber so früh gekommen sein?" fragte sie laut, „das ist ja ganz etwas Ungewöhnliches hier."

„Bei ungewöhnlichen Menschen, meine Liebe, darf uns kein Abweichen von der gemeinen Regel überraschen," erwiderte der Gefragte gleichgültig; „diesmal aber hatte sein frühes Erscheinen einen sehr natürlichen Grund. Der Herr Baron lud mich auf heute zum Diner ein und wollte mich sogar gleich mitnehmen. Damit ich aber Zeit behielte, meine etwaigen Geschäfte zu beenden und die nothwendige Toilette zu ordnen,

hatte er die Aufmerksamkeit, so früh zu kommen. — Genügt Ihnen das, meine Liebe?"

„O, es genügt mir schon, Herr Legationsrath, indessen dann wundere ich mich nur, daß Sie seiner Einladung nicht gefolgt sind."

Bodo lächelte still vor sich hin und spielte mit den geschnittenen Brodstückchen, wie Jemand, der an etwas ganz Anderes denkt, als an diese harmlose Beschäftigung. „Ich esse zu gern zu Hause," sagte er langsam und bedächtig, „Sie wissen es ja. Auch hatte ich Geschäfte, die sich nicht gleich abbrechen ließen, und so habe ich meinen Besuch auf eine andere Zeit versprochen. — Ich kann ja jeden Tag hinüberreiten, wenn mir die Lust kommt!" setzte er mit gleichgültigerem Tone hinzu.

„Haben Sie einen bestimmten Tag festgesetzt?" fragte Fräulein Treuhold etwas vorsichtig, da sie zu bemerken glaubte, daß der Legationsrath das von ihr eingeleitete Gespräch nur ungern fortsetzte.

„Nein!" erwiderte er ruhig und aß dann von der ihm eben durch Rieke dargereichten Speise.

Fräulein Treuhold erblickte im Geiste die Schranke, die ihr durch diese kurze Antwort gezogen wurde, und schwieg. Als man aber mit Essen fertig war und nur noch einige gleichgültige Worte wechselnd bei Tische

saß, konnte sie sich doch nicht enthalten, zu sagen: „Aber, Herr Legationsrath, Sie nehmen es mir gewiß nicht übel, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Sie etwas angegriffen aussehen.“

Bodo lehnte sich in seinen Stuhl zurück, faltete die Serviette zusammen und sagte: „Ja, da mögen Sie Recht haben. Ich fühle mich, wenn auch nicht angegriffen, doch etwas abgespannt und — beinahe müde.“

„Dagegen weiß ich ein treffliches Mittel,“ nahm nun Gertrud mit warm erröthendem Gesicht das Wort.

Bodo wandte ihr sogleich den Kopf zu, blickte sie fragend an und sagte: „Dann bitte ich, es mir mitzutheilen, ich werde es jedenfalls versuchen.“

„Sie sollten ein Stündchen schlafen,“ fuhr sie fort, „oder sich nur legen und dabei ruhen.“

„Ah, ja, Sie mögen Recht haben. Ruhen will ich, aber am Tage zu schlafen — das verstehe ich nicht.“

„Es lernt sich sehr leicht, Herr von Sellhausen.“

Bodo warf einen eigenthümlich forschenden Blick auf die unbefangen Redende, und dieser Blick leuchtete so hell, daß die eben zugestandene Abspannung fast spurlos verschwunden schien. „Vielleicht wie so manches Andere?“ fragte er freundlich.

„Gewiß, wie so manches Andere. Mein Vater pflegt, wenn er sich durch irgend Etwas ermüdet fühlt,

gleich nach Tische sich auf ein Sopha zu legen, wenigstens eine bequeme Lage anzunehmen. Dabei ergreift er ein Buch, liest ein paar Seiten und wenn er, nachdem er die Augen geschlossen, nach einer Weile, selbst nach wenigen Minuten wieder aufblickt, fühlt er sich frisch und kräftig wie zuvor."

„Das will ich in der That heute eben so machen," versetzte Bodo, vom Stuhle aufstehend, „und ich danke Ihnen für die neue Belehrung."

„O, es war nur ein wohlgemeinter Rath, Herr von Sellhausen!"

„Ich erkenne ihn an und bin auch dafür dankbar. Er soll sich sogleich in die That verwandeln. Ich empfehle mich, meine Damen. Adieu, Herr Hinz!" —

Kaum hatte der Legationsrath das Zimmer verlassen und der Verwalter war ihm eben gefolgt, so sagte die Tante zur Nichte: „Das war wirklich ein guter Rath, Gertrud. Ich freue mich, daß Du ihn gegeben hast. Er sah ganz elend aus."

„O nein, Tante, elend nicht, aber müde und matt gewiß."

„Ohne allen Zweifel. Der Baron hat ihm gewiß arg zugesetzt, mit nach der Grotenburg zu fahren."

„Sie können auch andere wichtige Dinge besprochen haben, liebe Tante."

„Das haben sie gewiß. O, ich kenne den guten Herrn! Eine Kleinigkeit bringt ihn nicht um seine Ruhe. Hast Du wohl bemerkt, wie seine Augen glänzten und seine Backen wie von einem inneren Feuer glühten?“

Gertrud nickte und nahm die Serviette des Raths und steckte sie in den ihr zugehörigen silbernen Reif.

„Ich bin fabelhaft neugierig, was sie mit einander verhandelt haben,“ fuhr Fräulein Treuhold fort, sich ebenfalls an dem Tische zu schaffen machend. „Aber wie soll man dahinter kommen?“

„Mit Geduld!“ lautete Gertrud's leise gesprochene Antwort.

„Ei, mein Kind, die magst Du wohl haben, Du bist jung, ich aber bin alt und habe sie nicht. Auch interessire ich mich mehr für meinen guten Herrn als Du, die Du ihn nur erst seit Tagen kennst, während ich ihn schon als Kind gekannt und bedauert habe.“

Gertrud warf einen seltsam raschen, fast verwunderten Blick auf die Tante, als spreche sie damit eine Frage aus, die sie den Lippen nicht anvertrauen wollte. Gleich darauf aber ließ sie das schöne Auge sinken und fragte leise: „Warum denn bedauert?“

„Ach Gott, Trude, dazu war so mancher Grund vorhanden. Das arme Kind hat ja nie eine Mutter gehabt.“

„Dann müßtest Du mich ebenfalls bedauern — ich habe auch keine.“

„O, o, das ist etwas ganz Anderes, Trude. Du warst schon halb erwachsen, hattest Pflegerinnen in Fülle und hast doch Deine gute Mutter wenigstens gekannt. Er aber verlor sie kurze Zeit nach seiner Geburt, und ich meinte eben, ich hätte ihn als Kind bedauert. Doch ja, auch jetzt bedaure ich ihn mehr als Dich, und es ist wahrhaftig Grund dazu vorhanden. Dich wird Dein vernünftiger Vater niemals zwingen, eine Heirath zu schließen, die Dir nothwendiger Weise zuwider sein muß.“

„Muß er sich denn zwingen lassen?“

„Du fragst seltsam, Kind, obgleich Du doch die Verhältnisse kennst, und es gehörte viel Zeit dazu, Dir eine erschöpfende Antwort zu geben.“

„So will ich auch darin Geduld haben, liebe Tante. — Wo wollen wir heute den Kaffee trinken?“

„Ach, danach habe ich ihn zu fragen vergessen. Wähle Du also den Ort und er wird höflich genug sein, Deiner Wahl seinen Beifall zu schenken.“

Daß Gertrud's Rath ein guter gewesen, sollte der von dem lästigen Morgenbesuch ermattete Legationsrath bald erkennen lernen. Er hatte sich auf sein

Zimmer begeben, sich auf's Sopha gelegt und ein Buch zur Hand genommen. Das Lesen behagte ihm noch weniger als das Denken und so gab er sich einer fast schrankenlosen Träumerei hin, die etwas so mild Einschläferndes und Beruhigendes in ihrem Gefolge hatte, daß er wirklich und sogar recht fest einschlief, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Aber er schlief nicht lange. Schon nach einer guten halben Stunde wachte er wieder auf, und als er zum Bewußtsein kam, was mit ihm geschehen, freute er sich, indem er die Bemerkung machte, daß er sich wirklich wieder vollkommen erfrischt fühle. In diesem Augenblick glaubte er jedoch ein leises Geräusch an seiner Thür zu hören.

„Ist Jemand vor der Thür?" fragte er laut.

Die Thür öffnete sich und Fräulein Treuhold trat lebhaft und mit frohem Gesicht herein.

„Ah," rief sie, „Sie haben also wirklich geschlafen?"

„Vortrefflich. Aber was giebt's?"

„Wir haben schon wieder Besuch bekommen, Herr Legationsrath —"

Bodo sprang hastig von seinem Lager auf. „Was," rief er, „schon wieder Besuch? Es ist doch nicht ein anderer Baron?"

„Nein, diesmal nicht — es ist der Meier zu Allerdissen, Herr!"

„Ah!" rief Bodo frohlockend, „das ist ein Labsal, Treuhold! Wahrhaftig, das ist mir lieb. Nach dem Ueberfall von heute Morgen konnte mir nichts Angenehmeres begegnen. Aber warum kommt er nicht schnell herauf?"

„Er sitzt mit seiner Tochter in der großen Laube im Garten; Gertrud wollte nicht, daß er Ihren Schlaf unterbräche und ich kam jetzt eigentlich blos herauf, um ein wenig zu lauschen. Vielleicht aber trinken Sie jetzt mit uns im Garten den Kaffee?"

„Vorwärts! Sogleich — ich bin dabei!" Und er griff rasch nach seinem Hut und eilte mit einer Hast die Treppe hinunter, daß Fräulein Treuhold ihm unmöglich eben so eilig folgen konnte. —

Als der Herr vom Hause in den Garten trat und in der Laube mit der schönen Aussicht nach der Weser neben Gertrud den Meier sitzen sah, der in seinem blauen Frack und dem Panamahut eine ungemein stattliche und sogar feine Erscheinung darbot, ging ihm das Herz vor Freude weit auf. Als er nun aber näher an den ihm schon entgegenkommenden Mann herantrat und ihm wieder in das offene, ehrliche Gesicht mit den treuen blauen Augen blickte, fühlte er

sich auf eine seltsame Weise wohlthätig berührt und die aufrichtigste Herzlichkeit und Wärme sprach sich bei der nun folgenden Begrüßung in seiner Stimme, ja in jedem seiner Worte und in seinem ganzen Wesen aus.

„Mein lieber Meier!" rief er schon von Weitem und streckte ihm die Hand entgegen. „Da sind Sie also endlich! O, Sie bringen mir einen erquickenden Regen nach langer Dürre in's Haus! Seien Sie mir tausendmal willkommen — ich habe Sie schon lange im Stillen erwartet!"

„Ich wäre auch wohl früher gekommen," erwiderte der Meier, nachdem er seine Begrüßung gesprochen, „wenn mich nicht nur mancherlei Arbeit, sondern auch der Gedanke abgehalten hätte, daß auch Sie die Ihrige hatten. Sie werden nicht immer am Fenster gesessen und nach Besuch ausgeschaut haben — wie?"

„Nein, ach nein, gewiß nicht. Ich bin sogar viel umhergeschweift, um meine Pflichten als Nachbar endlich zu erfüllen. Doch davon wollen wir nicht sprechen. Ich denke, wir nehmen hier vor der Hand Platz und bitten Fräulein Treuhold dabei um eine Tasse Kaffee. Nicht wahr?"

„Er wird schon besorgt, Herr von Sellhausen," sagte die Alte, ging aber doch selbst nach dem Hause,

wohin ihr Gertrud gleich nach Begrüßung der beiden Männer schon vorangegangen war.

Wenige Augenblicke später trug Rieke auch schon das Gewünschte herbei, die Haushälterin und ihre Nichte fanden sich ebenfalls ein und man schlürfte nun das duftende Getränk, indem man über Verschiedenes plauderte, wie es zwischen Bekannten zu geschehen pflegt, bevor sie die Sammlung zu ernsterem Gespräche gewinnen.

Nachdem man aber geraume Zeit unter der schattigen, von Blumen umdufteten Laube gesessen, die schöne Aussicht genügend bewundert und dann eine Cigarre angebrannt, erhoben sich die Männer, wahrscheinlich in Folge einer Frage des Meiers, die den Stand der Feldfrüchte und den wahrscheinlichen Beginn der Ernte betraf.

„Wollen wir einen Gang durch die Felder machen?“ fragte Bodo seinen Gast.

„Dazu bin ich immer bereit, Herr von Sellhausen. Wer kann oft genug den Segen Gottes betrachten?“

„So kommen Sie! Adieu, meine Damen, auf baldiges Wiedersehen — und — wir bitten uns ein treffliches Abendbrod aus. Sie müssen Ehre bei Ihrem Vater einlegen, mein Fräulein!“ wandte er sich zu der erröthenden Gertrud, die kaum ihre Freude ver-

bergen konnte, ihren Vater von dem Legationsrath so herzlich behandelt zu sehen.

Die beiden Männer gingen langsam über den Hof, nach Diesem und Jenem schauend, denn dem scharfen Auge des fremden umsichtigen Landwirths entging fast kein Strohhalm. Aber er hatte sich schon in kurzer Zeit überzeugt, daß auch äußerlich Alles in Ordnung sei und daß Herr Hinz unter dem neuen Herrn seine Pflicht fast noch eifriger erfülle, als unter dem alten. Als sie außerhalb des Thores waren, schlug der Meier, als wäre er hier bekannter als sein Führer, den Weg zur Rechten ein, aber indem er sich aufmerksam überall umblickte, wurde er allmälig stiller und zuletzt schritt er gänzlich schweigsam, wie in tiefe Gedanken versunken, neben dem Legationsrath her.

Dieser bemerkte diese Umwandlung sehr bald und glaubte, dem Meier gefalle der Zustand der Felder nicht. „Was meinen Sie,“ sagte er, einen Augenblick stehen bleibend, „hat dieser Roggen nicht Ihren Beifall?“

„Doch wohl, ei gewiß, er kann ja nicht besser sein, Herr von Sellhausen, aber — aufrichtig gesagt, ich dachte eben weder an Roggen noch Weizen, noch sonst eine Frucht — vielmehr —“

„Nun, an was dachten Sie denn?“

„Ach, ich komme immer wieder auf mein altes

Thema zurück und das müssen Sie mir verzeihen. Was einmal in meinem Herzen sitzt, sitzt fest."

„Ah, ich glaube Sie zu verstehen — Sie dachten an meinen Vater, lieber Meier?"

„Ja, Herr von Sellhausen, an ihn dachte ich. Und das darf Sie nicht wundern. Indem ich diese Felder beschreite, die ich so lange nicht betreten — es ist jetzt beinahe ein Jahr her — lebt Alles in meiner Erinnerung wieder auf, was ich das letzte Mal mit Ihrem guten Vater sprach. Es fiel mir damals nicht im Traume ein, daß ich heute schon mit seinem Sohne gehen würde, wo ich so oft mit ihm selbst gegangen bin."

„Hoffentlich werden Sie nun mit mir eben so oft hier gehen? Oder haben Sie keine Lust dazu?"

Der Meier stand still, legte seine breite Hand, von der er schon lange den Handschuh abgezogen, auf die Schulter des jungen Mannes, sah ihm tief in das kluge Auge und sagte: „O ja, Lust habe ich dazu und ich hoffe es auch zu können. Aber dann müssen Sie zuvor den ersten August überstanden haben."

Bodo schwieg und blickte, vielleicht zufällig, nach einer anderen Seite. „Ja," sagte er dumpf — „doch sollte Sie oder mich der erste August daran hindern können? Ich denke das nicht oder — verstehe ich Sie nicht recht?"

Der Meier lächelte bitter, fast schmerzlich. „Lassen Sie uns noch darüber schweigen," sagte er, langsam weitergehend. „Kommt Zeit, kommt Rath! Wir haben sogar noch Etwas zu besprechen, was dem ersten August nothwendig vorhergeht. Und damit beginne ich jetzt. — Sie sind also bei den drei Baronen gewesen?"

„Ah, meinen Sie das? Ja, lieber Meier, da bin ich gewesen und — Gott sei Dank! sage ich, daß es hinter mir liegt."

Der Meier stand wieder einen Augenblick still, beobachtete den Redenden aufmerksam und fragte dann ruhig: „Wo waren Sie zuerst?"

Bodo berichtete den ersten und zweiten Besuch und erwähnte so ziemlich Alles, was ihm dabei aufgestoßen war. Als er mit seiner Erzählung zu Ende gekommen, lachte der Meier bitter auf und sagte: „Ja, ja, so sind sie, ich erkenne sie aus Ihrer Schilderung vollkommen, in Allem und Jedem. Es ist ein merkwürdiger Schlag von Leuten. Sie richten ihr Eigenthum zu Grunde, um ihre vornehmen Gelüste zu befriedigen und einen süßen Kitzel zu empfinden, und sie würden die ganze Welt zu Grunde richten, wenn das Eigenthum derselben ihrer herrischen Willkür zu Gebote gestellt würde. Na, Sie wissen nun, was Sie von ihnen zu halten haben, und ich kann mir alle weiteren Be-

merkungen darüber ersparen. Aber von der Grotenburg sprechen Sie ja nicht — wie gefiel es Ihnen da?"

„Darf ich offen reden, lieber Meier?"

„Wie es Ihnen um's Herz ist — ich stehe für mich."

„Nun denn gerade herausgesagt — bis jetzt gefällt es mir ebenso wenig auf der Grotenburg als an den beiden andern Orten. Vielleicht kommt das Interesse noch," setzte er lächelnd hinzu, „bis jetzt aber ist noch keins vorhanden."

„Schließen Sie in diese Ihre Meinung auch die Tochter des Barons ein?"

„Ganz und gar, lieber Meier, und sie erst recht!"

„Aber wo bleibt da der Wunsch Ihres Vaters?"

„Wahrscheinlich bei und mit ihm im Himmel."

„Aber der erste August — wo bleibt der?"

„Der erste August? Er geht ruhig seines Weges, ihm folgt der zweite und dritte, wie alle Jahr. Aber Sie machen ein so bedenkliches Gesicht. Er kann mich doch nicht schrecken? Sie thun ja, als müßte ich Furcht vor ihm haben, wenn ich nicht als verlobter Bräutigam vor den Gerichtsmann träte?"

„Mein lieber Herr von Sellhausen," sagte der Meier treuherzig, „so weit ich Sie kenne, fürchten Sie sich vor Nichts, und darin haben Sie Recht, ich würde es eben so machen, so lange ich ein reines Gewissen

habe. Ein Mann ist ein Mann, und ein solcher kennt nur die Erfüllung seiner Pflicht, das Recht, das Gesetz, den Muth und die Kraft — nicht aber die Furcht und am wenigsten den Schrecken. Dennoch aber wäre es mir angenehm gewesen, wenn der Wunsch Ihres Vaters mit Ihren Wünschen übereingestimmt hätte und alles noch vor uns Liegende dann glatt und eben verlaufen wäre. Natürlich sind Sie mit Ihrem letzten Entschluß darüber noch nicht auf's Reine gekommen? — Sie verzeihen diese seltsame offenherzige Frage, indessen — wenn ich auch Ihrem Vater an Eides Statt mein Wort gegeben habe, das Ihnen bis jetzt noch Verborgene vor der Zeit nicht zu enthüllen — so viel darf, kann und will ich Ihnen doch sagen — das ist mir nicht verboten — daß ich einer der vier Zeugen bin, die am ersten August mit bei der Testamentseröffnung, sollte sie sich nothwendig erweisen, zugegen sein werden, und zwar der Zeuge, der von allen Vieren die obwaltenden Verhältnisse am genausten kennt. Hier haben Sie also den Grund, warum ich ein so warmes Interesse an Ihrer Entschließung nehme."

„Ich danke Ihnen für diese Mittheilung," erwiderte Bodo ruhig, „und sehe keinen Grund, Ihnen dieselbe übel zu deuten. Also Sie sind einer der vier Zeugen? Ah, nun kann ich mir auch die drei anderen vorstellen.

Haha! Doch — weg damit! Heute ist nicht der erste August und morgen auch nicht — da betrachten Sie diesen Weizen — ist er nicht herrlich?"

„Herrlich, ja!" sagte der Meier, stehen bleibend und still nachsinnend. „Ja, der Weizen steht herrlich," wiederholte er, „aber wir — wir standen eben bei den Grotenburgs."

„Lassen Sie uns mit den Grotenburgs fertig sein, ich habe heute schon zu viel daran denken müssen. Der Alte war nämlich schon Morgens acht Uhr bei mir und wollte mich mit Gewalt in sein Haus zum Essen schleppen. Um mich zu kirren, erklärte er mir das Wohlgefallen, was Frau und Tochter an mir gefunden, aber ich ließ mich nicht kirren und danke meinem Schöpfer dafür, denn sonst hätte ich nicht diesen Gang mit Ihnen machen und mein Herz frei sprechen können. O, ich habe einen bitterbösen Morgen gehabt und einen guten Nachmittag und Abend verdient."

Der Meier lächelte bei diesen Worten still vor sich hin und nickte dann bedeutsam mit seinem ausdrucksvollen Kopfe. „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen," sagte er, „und werde es erwidern, wo ich kann. Ja, ja! Ich wußte es wohl, daß Sie in der Klemme sitzen und daß sie immer enger und beklemmender wird, je näher der erste August herranrückt. Haha!

Da haben wir den abscheulichen Tag schon wieder, aber nun soll es das letzte Mal — wenigstens heute — gewesen sein. — Jetzt habe ich aber noch eine andere Frage auf dem Herzen," setzte er nach einer kleinen Pause, und wie es Bodo bedünken wollte, mit einem fast feierlichen Ernste hinzu.

„Lassen Sie mich dieselbe hören."

„Frau Birkenfeld ist von ihrer Reise zurückgekehrt. Wären Sie neulich eine halbe Stunde länger bei mir geblieben, so dürfte die Bekanntschaft schon lange angeknüpft sein. So macht manchmal eine kleine halbe Stunde einen bedeutenden Unterschied aus."

„Sie sagen das ja so feierlich! Ist denn diese Bekanntschaft so wichtig, daß Sie nochmals darauf zurückkommen?"

Der Meier zögerte mit der Antwort. „Ja!" sagte er dann fest und mit verständlichem Nachdruck.

„So. Nun, ich weiß schon, daß die alte Dame zurück ist. Bei den Baronen war davon die Rede, noch dazu in einer Weise, die mich empört hat."

„Das kann ich mir denken. Ich kenne das. Aber nun zu Ihnen. Sie sind, wie es scheint, noch nicht auf der Cluus gewesen?"

„Nein, doch habe ich heute schon daran gedacht, bald hinzugehen."

„Thun Sie es sobald wie möglich, ich bitte Sie darum. Zwar werden Sie vielleicht keinen rechten Genuß davon haben, aber — so weit ich darüber urtheile, — kann es Ihnen noch weniger schaden. Sie werden bald finden, daß die alte Dame gewisse unbesiegliche Vorurtheile hat, aber, glauben Sie mir, sie hat mehr Herz, als sie selber weiß. Auch wundern Sie sich nicht, wenn Sie nicht liebevoll, ach nein, durchaus nicht liebevoll empfangen werden, aber Alles in Allem sind Sie ein Mann, der mir dazu angethan scheint, wenigstens einige ihrer Vorurtheile zu erschüttern oder gar über den Haufen zu werfen."

„Wie meinen Sie das?"

„Das kann ich Ihnen nicht näher entwickeln, Sie müssen es selbst zu ergründen suchen. Seien Sie klug, aber fest, vorsichtig, aber gerade, nicht zu starr, aber männlich, und wenn Sie das Alles sind, werden Sie nicht ohne Resultat von der alten Dame scheiden."

„Was für ein Resultat meinen Sie?"

„Fragen Sie nicht, man hat nicht für Alles eine Antwort. Gehen Sie hin, schauen Sie — und — handeln Sie — das ist die Hauptsache. Ein andermal sprechen wir mehr davon. Wann wollen Sie hingehen?"

Bodo überlegte einen Augenblick. „Morgen," sagte er, „ja, morgen kann und soll es geschehen."

„Wohl!" rief der Meier, mit wunderbar zufriedenem Aufblick, „so gebe Ihnen Gott einen guten Tag — ich hoffe das Beste. Vielleicht gelingt es Ihnen und Ihnen allein, die alte Feindschaft zwischen Ihrem Vater und der Wittwe Birkenfeld in Vergessenheit zu bringen. — Doch nun zu etwas Anderem. Meine Tochter genirt Sie doch nicht in Sellhausen?"

Bodo konnte den unerwarteten Uebergang von einem so dunklen auf ein so klares Thema nicht so rasch bewältigen, wie der Meier, da derselbe ihn ganz unvorbereitet traf. Er schwieg daher einen Augenblick, dann aber erhob er sein Auge voll gegen seinen Begleiter, lächelte seltsam und sagte: „Geniren? Mich? Ihre Tochter? Wie kommen Sie zu der Frage?"

„Nun, es könnte doch sein. Ich höre, sie speist mit Ihnen und Sie behandeln sie ungemein freundlich. Dafür will ich Ihnen meinen Dank sagen. Es gefällt dem lieben Dinge auch recht gut bei der Tante und sie ist Ihnen für manche schöne Belehrung verpflichtet, die außer dem Bereich der Küche liegt. Auch das erkenne ich dankbar an."

„Danken Sie nicht zu viel, mein lieber Meier, auch ich bin Ihrer Tochter für manche Belehrung verpflichtet."

„Wie soll ich das verstehen?“

Bodo erzählte die kleine Scene vom Tage vorher bei dem Spargelbeet, sowie das, was sich daran knüpfte.

Der Meier lachte herzlich. „Ja,“ sagte er, „sie ist ein liebes Kind. Unter ihren Händen gedeiht Alles und sie hat Sinn und Verständniß für alles Gute und Schöne. Nichts geht ihr über die Beobachtung der Natur und Dessen, was sich darin bewegt und regt. Darum ist sie auch selbst so natürlich geblieben.“

Bodo schwieg bei diesem Lobe des wahrlich nicht parteiisch eingenommenen Vaters, und diesen selbst schien dies Schweigen nicht zu verwundern. Sie kamen auch bald auf ein neues Thema und dabei — es betraf die Felder, die bevorstehende Ernte und was dazu gehört — blieben sie stehen, bis sie gegen Abend wieder auf dem Gute anlangten.

Es war ein so schöner und warmer Abend, daß die Frauen den Tisch im Garten hatten decken lassen, wohin man sich auch sogleich wieder begab, nachdem der Hausherr mit seinem Gast zurückgekehrt war.

„Ehe ich's vergesse,“ sagte der Meier kurz bevor man sich zu Tische setzte, und zog ein versiegeltes Packet aus der Tasche, „ich habe Ihnen auch Ihr Geld wie-

der mitgebracht. Hier haben Sie es, wie wir es versiegelt in meinen Schrank gelegt. Bitte aber dennoch, den Inhalt zu zählen."

„Das habe ich ganz vergessen!" rief Bodo heiter, aber doch mit einiger Verlegenheit. „Sehen Sie da, wie wenig mein Sinn nach Geld und Geldeswerth steht."

„Das ist eine Eigenschaft, die man nicht häufig findet, Herr Legationsrath. Sie konnten es aber doch über lang oder kurz gebrauchen und so hielt ich es für gerathen, es Ihnen mitzubringen."

„Ich danke Ihnen auch recht herzlich dafür, aber ich hatte noch Geld genug von meiner Reise übrig behalten und hier auf dem Lande braucht man ja nichts."

„Da sind Sie ein sehr glücklicher Mann," scherzte der Meier, „ich gebe Geld genug aus und Ihre lieben Vettern, die Herren Barone, sind gewiß anderer Meinung darin, als Sie. — Aber wie, Sie stecken es uneröffnet in die Tasche? Wollen Sie es denn nicht zählen?"

Ueber Bodo's Gesicht leuchtete ein freundlicher Schimmer herzlichsten Vertrauens und er schüttelte den Kopf, indem er sagte: „Nein, mein lieber Meier. Daß es richtig ist, habe ich im Gefühl, und darum

wollen wir uns die schöne Zeit nicht mit Zählen tödten. Hier aber haben Sie Ihren Schein — sehen Sie ihn an und nun seien Sie für Ihre Freundlichkeit bestens bedankt."

Dabei nahm er aus seiner Brieftasche den darin aufbewahrten Schein und gab ihn dem Meier, der ihn gar nicht anblickte, sondern ihn gleich in kleine Stücke zerriß und diese dem Winde preisgab.

„Sie wollen es so und ich füge mich," sagte er, „aber gehen Sie nicht mit allen Ihren Geldgeschäften so leichtfertig um, Sie könnten einmal an den unrechten Mann kommen, wie es mir auch schon ergangen ist."

„Man muß seine Leute kennen," antwortete der Legationsrath, „und damit sei die Sache abgemacht. — Nun, liebe Treuhold, haben Sie auch für ein gutes Glas Wein gesorgt? Wir sind durstig und haben einen tüchtigen Weg zurückgelegt."

„Vom allerbesten, denke ich, Herr von Sellhausen. Ich habe vom 34er Rheinwein genommen, den Ihr Herr Vater und der Meier so oft zusammen getrunken."

„Ah, ich kenne ihn!" rief dieser. „Nun, Sie müssen noch einen guten Vorrath davon haben, so viel ich weiß."

„Darum habe ich mich noch nicht bekümmert," er=

widerte Bodo ernst. „Was mir noch nicht ganz gehört, gehört mir gar nicht, und so habe ich nur wenig von Dem angetastet, was mein Vater übrig gelassen hat. Nach dem ersten August, lieber Meier, — da haben Sie ihn nochmals — dann soll es geschehen, und wenn ich das Inventarium aufnehme, sollen Sie dabei sein — wie, wollen Sie?"

Der Meier lächelte trübe, gab aber seinen Beifall zu erkennen und reichte seinem jungen Freunde die Hand hin, die derselbe gefordert hatte. —

So war die Zeit zum Abendessen herangekommen und man speiste gemüthlich, was die Frauen in reichlicher Fülle und zierlichster Anrichtung auf den Tisch bringen ließen. Fräulein Treuhold sowohl, wie Gertrud, waren dabei ganz erstaunt, den Legationsrath so munter wie sonst nie zu sehen; die harmloseste Freude sprach sich in seiner Miene, in seinen Worten, in seinem ganzen Wesen aus, und Alles das nur, weil er, wie beide Frauen merkten, in dem Meier einen Menschen gefunden, der ihm behagte, den er in so kurzer Zeit liebgewonnen und dessen Freundschaft ihm so viele trübe Stunden aufwog, die er wider seinen Willen im Kreise der theuren Vettern verbracht hatte.

So saß man bis zum späten Abend in der Laube, bei mildem Lampenschein und einem Glase Wein bei-

sammen, plauderte und scherzte, bis endlich der Meier aufstand und sich zur Rückkehr nach seinem Gute anschickte.

„Soll ich Sie fahren lassen?“ fragte Bodo.

„Bewahre! Mir thut das Gehen nach so reichlicher Tafel wohl und vielleicht begleiten Sie mich ein Stückchen?“

Gertrud hatte bei dieser Frage ihres Vaters ihr sanftes Auge forschend auf den Legationsrath gerichtet, offenbar gespannt, was er erwidern werde. Diesem entging so leicht kein Blick, der im Bereiche seiner Augen abgesandt ward, und so sagte er: „Gewiß gehe ich mit Ihnen und vielleicht begleiten uns auch die Damen eine Strecke?“

Gertrud sprang sogleich von ihrem Stuhle auf und eilte in's Haus, sprach aber kein Wort; Fräulein Treuhold stimmte ebenfalls dem Spaziergange bei und wollte sich eben dazu rüsten, als Gertrud mit zwei Tüchern aus dem Hause zurückkehrte und mit strahlendem Antlitz das größere der Tante überreichte.

„So,“ sagte diese, „Du warest also schon darauf vorbereitet?“

„Dir zu dienen, liebe Tante, bin ich jeden Augenblick vorbereitet!“ Mit diesen Worten hüllte sie die alte Dame in ihr Tuch ein, nahm ihr kleineres über

den Arm, da es ihr noch zu warm war, und man trat den Weg nach dem Hofe an, über den man schreiten mußte, um auf das Feld zu gelangen, über welches der Weg nach der Chaussee führte.

Es war ein windstiller, überaus milder und lieblicher Sommerabend. Prachtvoll funkelten die Sterne am mattblauen Himmel und gossen ihr freundliches Licht über die mit reicher Frucht beladenen Fluren aus. Dabei war die Luft so würzig und rein, daß man entzückt einen tiefen Athemzug nach dem andern that und die vier Personen schritten in heiterster Stimmung auf dem schmalen Fahrwege zwischen den Weiden dahin, plaudernd und scherzend, wie man nach gutem Mahle an einem solchen Sommerabend und in froher Gesellschaft so gern zu thun pflegt.

Voran schritten Bodo und der Meier, so eifrig mit einander redend, daß Einem oder dem Andern alle Augenblicke die Cigarre ausging, was jedesmal einen kurzen Aufenthalt verursachte, da sie doch wieder in Brand gesetzt werden mußte. Hinter ihnen her, das Gehaben der Männer beobachtend und es zuweilen mit fröhlichen Scherzen bekrittelnd, gingen die Frauen, die Jüngere die Aeltere am Arme führend. Als man aber die breite Chaussee erreicht, blieben die Männer stehen, erwarteten die Frauen und schritten

nun neben ihnen her die Landstraße entlang, dem noch fernen Meierhofe zu.

Nach einer Viertelstunde langsamen Wandelns aber blieb der Meier stehen und sagte: „Bis hierher begleiten Sie mich nur, Herr Legationsrath; der alten Treuhold wird sonst der Rückweg zu weit. Leben Sie wohl, mein lieber junger Freund, denn so darf ich Sie ja wohl jetzt nennen. Der alte ist darum nicht vergessen, Sie sind nur an die bisher leere Stelle getreten und dabei habe ich den größten Vortheil. Ich habe heute einen angenehmen und genußreichen Tag bei Ihnen verlebt und sage Ihnen meinen Dank für die freundliche Aufnahme. Die Worte, die wir heute Nachmittag getauscht, sollen nicht in den Wind gesprochen sein. Sie verstehen mich. Wenn Sie morgen frühzeitig von der Cluus zurückkehren, sprechen Sie bei mir ein; sollte es wider Erwarten spät werden, so verlange ich das nicht und Ihr Ausbleiben wird mir in diesem Falle sogar sehr angenehm sein. — Und nun, Gertrud, gehst Du mit mir oder wieder mit der Tante zurück?"

Gertrud reichte ihm kindlich zärtlich die Hand und sagte aufrichtig: „Wenn Du mich entbehren kannst, Väterchen, gehe ich diesmal noch mit der Tante; mein Cursus ist noch nicht zu Ende und ich habe noch Vieles zu lernen."

Der Meier lachte, küßte sein Kind herzlich und rief: „Dann Gott befohlen! Man muß beim Scheiden nicht viele Worte machen; beim Wiedersehen spricht es sich leichter. Gute Nacht, meine alte Treuhold, und noch einmal gute Nacht, Herr von Sellhausen!"

Gleich darauf hatte man sich getrennt. Der Meier ging mit festem, gemessenem Schritt seinem Hofe zu, und die drei Andern traten den Rückweg nach dem Gute an, anfangs schweigend, denn Jedes mochte über die zuletzt verlebten Stunden etwas zu denken haben.

Endlich aber unterbrach die alte Treuhold zuerst die lange Pause. „Ich hörte vorher mit Erstaunen," sagte sie, „daß Sie morgen nach der Cluus wollen, Herr Legationsrath. Ist dem so?"

„Ja, Liebe, der Meier hat mich an meine Pflicht erinnert und der will ich nun nachkommen."

„So, so!" sagte die Alte leise. „Na, dann gebe Gott seinen Segen!"

„Den giebt er immer, wenn man ihn nur zu bemerken vermag. — Aber Sie ächzen und stöhnen ja so seltsam? Wird Ihnen das Gehen so schwer? Wollen Sie sich vielleicht meines Armes bedienen?"

„Ja, lieber Herr, geben Sie ihn mir her, ich bitte darum; ich bin wirklich nicht mehr an das weite Gehen gewöhnt, wie es scheint."

Bodo reichte der alten Dame seinen linken Arm und dann warf er einen fragenden Blick auf die neben der Tante gehende Gertrud, die bescheiden auf der anderen Seite geblieben war. „Darf ich Ihnen meinen rechten Arm anbieten, Fräulein Gertrud?" fragte er, „denn ich bin wie alle Adamskinder mit zwei Armen zur Welt gekommen."

Gertrud zierte sich nicht, sie kam schnell auf die andere Seite, legte ihren weichen runden Arm leicht in den des jungen Mannes und nun schritten sie dicht neben einander und so langsam wie möglich wieder schweigend die Chaussee zurück.

Während die beiden Frauen auf diesem Gange ihre Augen mehr zur Erde gesenkt hielten, richtete Bodo die seinigen fast nur zu dem sternenbesäeten Himmel empor. Er fühlte sich glücklich und zufrieden wie lange nicht, obwohl er sich selbst wohl kaum die wahre Ursache davon eingestehen mochte. Das Landleben hatte an diesem Tage, der so verhängnißvoll begonnen, einen neuen Reiz für ihn gewonnen, er fühlte sich plötzlich ungemein heimisch auf seiner Scholle, und er hätte sie in diesem Augenblick gewiß nicht mit den größten Gütern der Welt vertauscht.

Plötzlich unterbrach er das herrschende Schweigen, blieb einen Augenblick stehen und sagte mit tiefernster

und doch weicher Stimme: „Sehen Sie den Sternenhimmel da oben an — ist es nicht eine wahre Pracht? Wenn uns seine Geheimnisse doch ganz erschlossen werden könnten! Doch das bleibt ewig ein frommer Wunsch und Niemand wird ihn je erfüllen können!"

„Das muß auch so sein," wagte Gertrud leise zu sagen. „Es muß etwas Unbegreifliches, Räthselhaftes, ewig Verschlossenes auf und über der Erde geben, um unsern Sinn, wenn es Noth thut, und wie oft thut es das, zu erheben, unsern Glauben zu spornen und unsere Hoffnung, über alle Erdensorgen hinweg, siegreich himmelwärts flattern zu lassen."

„O, wie sehr haben Sie Recht!" erwiderte Bodo, beinahe liebevoll. „Ja, so ist es, so muß es sein. Und darum kann ich es auch wohl begreifen, warum der Mensch es von jeher geliebt hat, sein irdisches Schicksal dem himmlischen Firmamente anzuvertrauen und seine Laufbahn hier unten mit dem Willen eines höheren Wesens da oben in Verbindung zu setzen. Wir lieben es Alle, mehr oder weniger bewußt, das eigene Glück von dem Räthselhaften und Unbegreiflichen über den Sternen abhängig zu machen. Warum auch nicht? Auf Erden kann uns Niemand vorher verkünden, was uns bevorsteht, und so bleibt uns nur der Himmel übrig, um die jedem Sterblichen bedeu-

tungsvolle Frage an ihn zu richten: Wie wird es künftig mit mir sein?"

„Aber leider antwortet uns der Himmel nicht oft," erwiderte Gertrud mit sinnigem Wesen und das schöne Auge, wie ihr Begleiter vorher, dem strahlenden Firmamente zuwendend.

Bodo schwieg einen Augenblick, dann sagte er warm: „Sie haben Recht: der Himmel antwortet wenigstens nicht immer, bisweilen aber doch."

„Wie verstehen Sie das?"

„Nun, es kommt darauf an," versetzte Bodo lächelnd, „ob der Mensch den rechten Himmel fragt — und fragt er den rechten, so antwortet er ihm oft."

„Giebt es denn zwei oder mehrere Himmel?" fragte Gertrud, nun auch lächelnd und dabei das rosige Gesicht ihrem Begleiter zukehrend, der die ruhige, klare Schönheit desselben, trotz der Dunkelheit wie von einem magischen Lichte umflossen, zu bemerken glaubte. Er senkte seinen dunklen Blick in die beiden blauen Augen, die ihn jetzt freundlich fragend anschauten, und er hätte wohl eine Antwort auf diese Frage gehabt, aber er sprach sie nicht aus, sondern verschloß sie fest in sein Inneres, wo schon so manche gedachte und noch unausgesprochene Antwort verborgen lag.

„Nun, Sie antworten ja nicht?" fragte Fräulein Treuhold mit einiger Neugierde. „Ein guter Lehrer muß auf alle Fragen seiner Schüler eine passende Antwort haben."

„Ich will sie auch nicht schuldig bleiben," erwiderte Bodo mit einiger Befangenheit, „nur müssen meine Schüler Geduld haben. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ich noch räthselhaftere Fragen beantworten kann."

„Weiß es der Himmel!" dachte Fräulein Treuhold, während alle Drei rüstig weiterschritten, Lehrer und Schülerin aber anhaltend schwiegen. „Nun predigt Der auch schon Geduld! Was das für geduldige Seelen sind! Am liebsten wüßte ich immer gleich Alles auf der Stelle, und diese Beiden verschieben stets das Interessanteste auf die Zukunft!"

„Wissen Sie, wie Sie in diesem Augenblick aussehen?" scherzte Bodo, sich zu der nachdenklichen Treuhold wendend.

„Nun, wie denn?"

„Wie eine Person, die durch den Wolkenschleier da oben dringen und den lieben Gott selbst fragen möchte: Wie wird unsere Zukunft beschaffen sein?"

„Wahrhaftig? Seh' ich so aus? Na, es ist nicht das erste Mal, daß Sie das Richtige getroffen haben, denn daran dachte ich eben wirklich!"

Siebentes Kapitel.

Auf der Cluus.

Der nächste Morgen ließ sich in Betreff der Witterung nicht so heiter und angenehm an, wie die Tage vorher; ein stoßweise von Süden her wehender Wind trieb Wolken auf Wolken über das weite Weserthal und ein feuchter Nebel verdunkelte die blauen Berge in der Ferne so sehr, daß sie zeitweise ganz und gar den danach ausschauenden Blicken entschwanden.

Der Legationsrath war schon früh aufgestanden, aber nicht etwa, um in den Garten zu gehen oder auch nur in stillem Naturgenusse aus dem offenen Fenster zu schauen, sondern er saß theils vor dem Schreibtisch und blätterte in verschiedenen Hinterlassenschaften seines Vaters, theils ging er nachdenklich im Zimmer hin und her, da er an diesem Tage mehr als an jedem andern Stoff zur Ueberlegung gefunden.

Schon während der Nacht hatte er in schlaflosen Pausen wiederholt über Alles nachgedacht, was er aus den Briefen seines Vaters und aus mehrfachen mündlichen Mittheilungen über die seltsame Persönlichkeit der Wittwe Birkenfeld erfahren, aber er konnte auf keine Weise den Schlüssel zu dem Räthsel finden, welches in dem Verhältniß zwischen ihr und seinem Vater vor ihm zu liegen schien.

Endlich ließ er vom Grübeln ab und wandte sich behende einem andern Entschlusse zu. Nachdem er eine Weile mit sich darüber zu Rathe gegangen, klingelte er und als Rieke kam und nach seinem Begehren fragte, ließ er Fräulein Treuhold bitten, wenn sie einige freie Minuten hätte, zu ihm heraufzukommen, da er mit ihr zu sprechen wünsche.

Die Haushälterin ließ nicht lange auf sich warten. Sie kam hastig die Treppe herauf, wie immer, wenn es etwas Neues, noch dazu von ihrem Herrn, zu hören gab, und traf diesen mit ernsterer Miene als gewöhnlich an, obwohl er ihr auf sehr freundliche Weise einen guten Morgen bot.

„Liebe Treuhold," begann er darauf zu reden, „zuerst wollte ich Sie bitten, uns heute etwas früher als gewöhnlich essen zu lassen. Ich will gleich nach Tische fort und habe einen weiten Weg nach der Cluus."

„Wollen Sie denn die zwei langen Meilen auf der Chaussee reiten?“ fragte sie. „Ich dächte, Sie ließen sich zu Wasser hinüber rudern, das ist bei der großen Hitze angenehmer und führt schneller zum Ziel.“

„Das mag sein, aber bei dem herrschenden Winde würde es den Ruderern viel Mühe machen, mich stromaufwärts zu bringen. Nein, nein, ich mache den Leuten nicht gern mehr Arbeit als nöthig ist, wenn ich sie ihnen noch dazu mit leichter Mühe ersparen kann, und so werde ich reiten, wie auch sonst. — Aber das war nicht die Hauptsache, warum ich Sie ungestört sprechen wollte. Ich habe Ihnen vielmehr noch eine Frage vorzulegen, deren Beantwortung für mich von großer Wichtigkeit ist. Sagen Sie mir aufrichtig — ist Ihnen das Verhältniß nicht genauer bekannt, in welchem mein Vater zuletzt mit der Frau Birkenfeld gestanden hat?“

„Nein, Herr Legationsrath, nicht genauer, als ich Ihnen bereits früher gesagt, und das ist der einzige Punkt, den Ihr Herr Vater vor mir stets geheim gehalten hat, obwohl er mir sonst in fast Allem sein ganzes Vertrauen schenkte. Nein, nicht einen einzigen Blick hat er mir in dies Verhältniß zu werfen vergönnt. Was ich aber darüber weiß, ist, kurz zusammengefaßt, Folgendes. Vor vielen, vielen Jahren waren

sie die besten Freunde von der Welt und Ihr Herr Vater war so oft in der Cluus, wie Herr und Frau Birkenfeld hier. Das ist aber schon vor meiner Zeit gewesen und ich habe es mir nur im Anfang, als ich hierher kam, von dem damaligen Verwalter und einigen andern Personen erzählen lassen. So lange ich aber in diesem Hause lebe — es sind jetzt beinahe einundzwanzig Jahre — ist die Frau Birkenfeld niemals hier gewesen, und auch ihr Mann nur selten und, wie man sagt, stets heimlich, ohne Vorwissen seiner Frau, weil diese einen unbesieglichen Groll gegen Ihren Vater gehegt."

„Was für eine Ursache mag denselben hervorgerufen haben?"

„Das weiß ich nicht, lieber Herr, und kann es mir auch auf keine Weise erklären. Einer unsrer Freunde aber weiß es gewiß — und das ist der Meier zu Allerdissen."

Bodo ging nachsinnend hin und her, endlich aber blieb er stehen und schüttelte den Kopf. „Ja, das weiß ich wohl," sagte er, „aber den kann ich nicht weiter darüber fragen. Er ist durch sein Wort zum Schweigen verpflichtet und was er mir hat sagen können, hat er bereits gesagt. Allein ein Wort von ihm — ob er es absichtlich gesprochen oder ob es ihm

unwillkürlich entschlüpft ist, weiß ich nicht — hat mich etwas stutzig gemacht und läßt mich glauben, daß mein Vater nicht frei von Schuld an diesem seltsamen Grolle war, der ihm die Familie auf der Cluus so entfremdet hat."

„Was war das für ein Wort, Herr Legationsrath? Dürfen Sie mir es nicht sagen?"

„O gewiß. Der Meier sagte, als ich das erste Mal bei ihm war und er mich drängte, Frau Birkenfeld gleich nach ihrer Rückkehr zu besuchen: „Die alte Dame hat es wohl um Ihren Vater verdient, daß Sie höflich oder aufmerksam" — ich weiß das Wort nicht mehr — „gegen Sie sind!" Dieser Ausspruch nun klingt mir noch immer in den Ohren und ich kann ihn nicht los werden. Jedenfalls liegt ein tieferer, mir verborgener Sinn darin. — Sie wissen also darüber nichts?"

„Kein Wort, Herr, und Sie machen mich mit Ihren Reden nur noch ängstlicher, als ich ohnehin schon über diesen Besuch bin."

„Aengstlich? Warum denn das?"

„Ach, Herr Legationsrath, die alte Birkenfeld soll eine so böse Frau sein, sagt man allgemein, und auf Wen sie einmal ihren Haß geworfen, der soll stets darunter zu leiden haben."

„Darin spricht der Meier anders. Er rühmt ihr gutes Herz und hofft sogar von meinem Besuche nur Gutes.“

„Na, dann mag es der liebe Gott wissen, wie es zusammenhängt! Dem Meier glaube ich schon, aber das Gerede der Leute pflegt doch sonst auch einen Grund zu haben.“

„Ach, daran kehre ich mich nie, das wissen Sie wohl. So. Nun bin ich mit meinen Fragen und Sie mit Ihrem Wissen zu Ende. Hoffentlich auch mit Ihrer Angst. Wann kann ich das Essen heute haben?“

„Wann Sie befehlen, Herr Legationsrath. Etwa um zwölf Uhr?“

„Ja, ich wünsche es so früh. Guten Morgen, Fräulein Treuhold!“

Wie der Legationsrath es „gewünscht,“ so stand das Essen an diesem Tage um zwölf Uhr bereit. Er erschien im Speisezimmer im schwarzen Frack, war aber anfangs sehr still und wechselte mit Gertrud nur wenige Worte, die durch ihre Tante schon lange von seiner eigenthümlichen Lage in Kenntniß gesetzt war. Hätte der Legationsrath zu dieser Stunde dem Ausdruck ihres lieblichen Gesichts eine größere Aufmerksamkeit geschenkt, so würde er bemerkt haben, daß sie sich in nicht ge-

ringer Spannung befand und daß mehrmals Worte auf ihren Lippen schwebten, die irgend eine unsichtbare Gewalt, vielleicht auch die Anwesenheit des Verwalters, stets wieder davon verscheuchte. Je weiter jedoch das Mahl vorschritt, um so stärker machte sich bei ihr der Wunsch geltend, jene Worte zu sprechen, und als sie sie endlich vielleicht äußern wollte, wurde sie durch das Wiehern des Pferdes unterbrochen, das schon vor die Thür gebracht war, um seinen Herrn nach der Cluus zu tragen.

Bodo stand rasch vom Stuhle auf und wünschte den Damen und Herrn Hinz eine gesegnete Mahlzeit. Dann verließ er das Zimmer, um seinen Regenrock und den Hut zu holen, die er in seiner Stube gelassen. Als er gleich darauf vollkommen zur Reise gerüstet vor die Thür trat, fand er Fräulein Treuhold und Gertrud auf der Rampe neben dem Pferde stehen, und Letztere streichelte den guten Braunen, der bei der Pflege, die ihm jetzt zu Theil wurde, ganz stattlich aussah.

„Ah,“ sagte der Legationsrath erfreut, „Sie geben mir also heute bis hierher das Geleite? Das ist hübsch. Nun leben Sie wohl, liebe Treuhold, und behüten Sie gut das Haus. Sollte ich etwas lange bleiben, so gehen Sie nicht zu Bett, ich könnte noch mit Ihnen zu reden haben. Adieu!“

Er gab der Treuhold die Hand, die ihn mit lebhaft besorgter Miene seinen Weg antreten sah. Als die alte Dame seine Hand losließ, wandte er sich zu dem jungen Mädchen um, dessen blaues Auge unbewußt einen leuchtenden Strahl in die seinigen fallen ließ, während ihre Wangen in ungewöhnlicher Gluth flammten.

„Sie können mir auch zum Abschiede die Hand reichen," sagte er, vor der bescheiden bei Seite getretenen Gertrud sich verbeugend und mit der Linken den Hut lüftend, indem er die noch vom Handschuh freie Rechte ihrer Hand entgegenstreckte. „Aber wie, Sie sehen mich ja so bedeutsam an? Was giebt es?"

Gertrud legte ihre weiße schöne Hand sanft in die freimüthig dargebotene des Legationsraths, ließ sie eine Weile darin, da er sie im Verfolg seiner Frage festhielt und sagte nur: „Ich habe eine Bitte, Herr von Sellhausen, die Sie nicht übel deuten dürfen."

„Gott bewahre! Geschwind, sprechen Sie. Sie ist im Voraus gewährt."

„Werden Sie nicht heftig, wenn Tante Grete Ihnen mit Heftigkeit begegnet, das bringt sie nur auf."

„Ist das Alles, mein Fräulein?"

„Alles, was ich Ihnen sagen kann, ja!"

„Nun, da mögen Sie nicht um mich besorgt sein.

Frau Birkenfeld soll einen stillen und duldsamen Mann in mir finden — auch wüßte ich nicht, ob ich jemals einer solcher Frau gegenüber heftig werden könnte. Dennoch danke ich Ihnen und ich werde Ihrer Ermahnung jeden Augenblick eingedenk sein. Gewiß. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie Alle!"

Er nahm noch einmal den Hut ab, schwang sich leicht auf das Pferd und ritt ruhig ab.

Die Frauen blieben beide, ohne ein Wort zu sprechen, vor der Thür stehen, bis der Reiter das Hofthor verlassen hatte, und blickten ihm mit sorgender Theilnahme nach. Und wenn die Wünsche, die ihm aus zwei reinen Herzen in diesem Augenblick stillschweigend nachgesendet wurden, etwas zu dem Empfange beitragen konnten, der ihm auf der Cluus zu Theil werden sollte, so mußte derselbe ein guter sein — so aufrichtig waren sie gemeint und so warm wurden sie ihm mit auf den Weg gegeben.

Eine gewisse Ahnung von der Wärme dieser Wünsche mußte den Legationsrath doch umschwebt haben, denn er ritt wohl eine Viertelstunde lang, an diesen Abschied denkend und ihn sich in Gedanken wiederholend, fort; dann aber riß er sich, nicht ganz ohne innern Zwang, von dem Hause, das hinter ihm lag, und den Be-

wohnern desselben los und richtete seine Aufmerksamkeit ganz allein auf das vor ihm Liegende, wozu er freilich in seiner gegenwärtigen Lage Grund genug haben mochte.

„Ich habe also vielleicht eine Schuld zu sühnen, die ein Anderer vor langer Zeit begangen hat," sagte er sich nun. „Gut, man muß sich nur klar machen, was von Einem gefordert wird, dann kommt das, was man und wie man es leisten will, von selbst herbei. Ich tappe allerdings vollständig im Dunkeln und kann mich jeden Augenblick verirren, allein dieser Umstand läßt mir um so mehr Freiheit, mich zu geben, wie ich bin, zumal ich nichts zu verhehlen und mich in keinerlei Weise zu verstellen habe. Hoho! Das ist fast ein diplomatischer Ritt, den ich heute unternehme, und wir können zeigen, ob wir sattelfest sind! — Wie, was? Bin ich schon beim Meier zu Allerdissen? Wo ist denn der Weg hinter mir geblieben? Der Tausend, ich muß arg in Gedanken versunken gewesen sein!"

Er hielt einen Augenblick vor dem großen Eingangsthor des Hofes an und fragte eine zufällig daher kommende Magd, ob der Herr zu Hause sei.

„Nein," erwiderte diese, „er ist auf dem Felde, weit da nach den Bergen hinüber."

„So grüßt ihn von mir — mein Name ist Sellhausen."

„Ich weiß es, gnädiger Herr, und will es bestellen.“ —

Jetzt gab Bodo seinem Braunen die Sporen und trabte munter eine halbe Meile fort, bald zu der fast überströmenden Fülle seiner geheimsten Gedanken zurückkehrend, bald wieder das Auge nach Außen wendend, wozu ihm so mancher Anlaß auf seinem Wege geboten ward.

Das Wetter hatte sich seit dem Morgen nicht auffallend verändert. Der Wind wehte noch immer frisch, die Wolken jagten sich ungestüm am Himmel und die Sonne gelangte nur selten zu einem freundlichen Durchblick auf die grüne Erde, die dann aber um so freundlicher lächelte. Dennoch war es trotz des Windes ungewöhnlich schwül und jedenfalls drohte Regen, wenn die Gewalt der oberen Luftströmung etwas nachließ.

Daher ritt Bodo auch bald wieder langsamer voran und wandte sein Auge mit Antheil den grünen Wiesen, den lebhaft wogenden Kornfeldern und der zur Linken allmälig wieder näher herantretenden Felsenkette jenseit der Weser zu, von der er hinter des Meiers Hofe bedeutend nach rechts abgewichen war.

Als er etwa zwei Drittel des ganzen Weges zurückgelegt, gewann er bei einer Krümmung der Straße zum ersten Mal die Ansicht der Eluus, und so ruhig

er sich im Ganzen fühlte, so pochte doch sein Herz ein wenig lauter, als er das stille Häuschen auf dem grünen Abhange zwischen den rothen Felsen hervortauchen sah.

Bald aber entzog es sich wieder seinen Blicken und nun setzte er gelassen seinen Weg fort, bis er an die letzte Biegung der Straße gekommen war, die hier einen wenig befahrenen und zwischen blühenden Apfelbäumen fortlaufenden Landweg nach der Weser absendete. Am Ende desselben, hart am Ufer des Flusses, lag ein Fährhaus, denn von hier aus führte eine fliegende Fähre nach der vorspringenden Spitze des jenseitigen Ufers, auf dessen Höhe die Cluus unterhalb des schon früher angedeuteten alten Wartthurms ihren Platz gefunden hatte.

Am Fährhause angelangt, ließ Bodo sein Pferd in den Kuhstall des Fährmanns führen und begab sich in die Wohnstube desselben, um sich von dem reichlichen Staube reinigen zu lassen, womit ihn der die Straße fegende Wind beschenkt hatte.

„Wissen Sie vielleicht, ob Frau Birkenfeld heute zu Hause ist?“ fragte er nach Vollendung dieses Geschäfts den Fährmann, der ja die Cluus und ihre Bewohner den ganzen Tag vor Augen hatte, da der Fluß hier etwa nur dreihundert Fuß breit sein mochte.

„Ja, gewiß ist sie zu Hause,“ erwiderte der Fähr-

mann, während er rasch noch von einem ungeheuren Stück Schwarzbrod sich eine gute Portion, dick mit fetter Butter bestrichen, in den Mund schob. „Wo sollte die alte Frau sein, wenn nicht daheim? Wenn es so weht, wie heute, friert sie trotz ihrer Doppelfenster und bleibt gewiß zu Hause. Wenn Sie ein gutes Auge haben, können Sie sie bald am Fenster sitzen und stricken sehen. Von da lugt sie wie eine alte Füchsin stets herüber und selten entgeht ihr eine Menschenseele, die ich über das Wasser setze, falls sie nicht im Garten sitzt, der ihr irdisches Paradies ist."

„Ihr Paradies? Warum wählen Sie diesen Ausdruck?" fragte Bodo.

„Ah, Sie kennen ihn also nicht, ich merke es, und in der That, ich erinnere mich auch nicht, Sie schon einmal übergesetzt zu haben. Ja, ihr Garten ist ein Paradies, sage ich, denn einen schöneren giebt es im ganzen Teutoburger Walde nicht. Sie bekommen ihn vielleicht noch heute zu sehen, wenn Sie ein guter und willkommener Freund der Dame sind."

„Sonst nicht?"

Der Fährmann lachte, wischte sich den unterdeß immer noch kauenden Mund mit dem Rücken der behaarten Hand ab und sagte dann: „Ei Gott bewahre! Sie läßt bei Weitem nicht Jeden hinein und man muß

gut bei ihr angeschrieben stehen, wenn sie: „Boas, schließ' den Garten auf!" rufen soll."

„Boas? Wer ist das?"

„Das ist der alte Gärtner, ein so seltener Kauz, wie alle die andern Käuze, die das alte Haus da drüben bewohnen."

Bodo wollte nichts weiter über die Cluus hören, von der er schon mehr als genug zu wissen glaubte, und so schwieg er. Er fand aber bald darauf, als er vor die Thür des Hauses trat und in den ihn hinübertragenden Nachen stieg, die Worte des Fährmanns in so weit bestätigt, als er in der That die alte Frau an einem der Fenster sitzen sah; indessen war die Entfernung doch noch zu groß, um sie genauer in's Auge zu fassen, was er auch gar nicht für ersprießlich hielt. Um so mehr aber wandte er seine Aufmerksamkeit der Lage des Hauses selbst und seinen Umgebungen zu, und diese mußte er in der That für reizend und anlockend genug erkennen.

Es war gerade, als ob die kahlen nackten Felsenwände, die das rechte Weserufer in diesem Landestheile schmückten, aus liebevoller Rücksichtsnahme sich auf etwa sechshundert Fuß Breite mit einer dichten Humusschicht bedeckt hätten, um einem saftig quellenden Rasen und der sonstigen vorhandenen Vegetation einen festen und

fruchtbaren Sitz zu bieten. Denn unmittelbar unter dem Wartthurm, der schon halb in Trümmern lag und sich nur noch mit einem sichtbaren Auge die weite Gegend beschaute, begann sofort ein nach beiden Seiten hin ausgedehnter Baumwuchs, der fast in der ganzen Breite der Humusschicht von einer hohen steinernen Mauer eingefaßt war und den zur Cluus gehörigen Park und Garten andeutete. Von beiden Seiten nun und von oben nach unten zusammenlaufend schloß sich diese Mauer unmittelbar an die Cluus selbst an, und von dieser bis zur Weser herab zog sich ein dicht begraster, allmälig senkender Abhang, durch dessen Mitte zwischen anmuthig gruppirtem Gesträuch der Weg nach dem Hause führte, das mit einem kleinen, durchsichtig vergitterten Vorgarten versehen war, der, etwa nur acht Fuß breit, dennoch eine ansehnliche Fülle schöner Blumenbeete zeigte. Vor dem Hause erhoben sich vier Kugelakazien, jedoch nach oben so weit abgestutzt, daß sie weder die Fenster beschatteten, noch die Aussicht verdeckten, und gerade in der Mitte derselben lag die Thür, zu der man auf einer acht Stufen zählenden Treppe gelangte, deren Wangen mit Kübeln von Gußeisen besetzt waren, in denen der Jahreszeit entsprechende Gewächse prangten.

Das Haus selbst war, seinem Baustyle nach zu

schließen, zwar schon alt, aber in außerordentlich wohnlichem Zustande erhalten und erst neuerdings mit gelbgrauer Oelfarbe gestrichen, um ihm nicht nur ein gefälligeres Ansehen, sondern auch ein dauerhafteres Gewand in der frischen Bergluft zu gewähren, die es mit ihren Winden und Regenschauern von allen Seiten, zu allen Jahreszeiten, bei Tag und bei Nacht aus erster Hand beschenkte.

In der Mitte trug dieses niedliche, nicht allzugroße, doch auch nicht kleine Landhaus einen dreieckigen, etwas vorspringenden Giebel, aus dem ein zierlicher halbrunder Erker hervortrat. Unter demselben lag, über einem ziemlich hohen Erdgeschoß, die Thür und neben ihr ein Fenster auf jeder Seite. An diesen Mittelbau aber lehnte sich zu beiden Seiten ein etwas niedriger Flügel an, deren jeder drei Fenster aufwies, von denen heute nur eins — das, woran die Besitzerin des Hauses saß, — seinen grünen Papiervorhang aufgerollt zeigte.

Von allen diesen Fenstern aus bot sich eine wunderbar schöne Fernsicht dar, die nicht mit Unrecht weit und breit berühmt war. Gegen Westen reichte sie bis zu den blauen Bergketten, die den Teutoburger Wald von dieser Seite begränzen; im Süden ließ sich deutlich die kleine Stadt B . . . mit ihren freundlichen

Häusern und spitzen Thürmen erkennen, und im Norden dehnte sich die ganze fruchtbare Thalebene aus, deren wir schon früher Erwähnung thaten, als wir die Lage des Gutes Sellhausen beschrieben.

Im Innern des Hauses, auf welches wir ebenfalls einen Blick werfen müssen, war Alles, wie im Aeußern, alt, aber wohl erhalten, zeitgemäß restaurirt und legte das sprechendste Zeugniß von seltener Ordnungsliebe und fast peinlicher Sauberkeit ab. Dagegen war nirgends ein Gegenstand des Luxus, nichts Ueberflüssiges, vor Allem kein moderner Zierrath zu sehen, der Geschmack an leichtfertigem Tand und Wohlgefallen an nutzlosen Dingen verrathen hätte, die nur zu existiren scheinen, um den vorhandenen Raum zu beengen und Gelegenheit zur Staubsammlung zu bieten. Hier sollte Nichts das Auge bestechen, Nichts einen verborgenen Reichthum offenbaren, hier stellte sich Alles dar, wie es war, wie es sein mußte, um seinem hauptsächlichsten Zweck, dem der Nutzbarkeit zu entsprechen, und eben darum war Alles gefällig, behaglich, nett und vor allen Dingen bequem.

Die alten Möbel in den geräumigen Stuben, blitzblank polirt, waren fast gänzlich aus unvergänglichem Nußbaumholz gearbeitet; die wenigen Sophas nicht mit glänzenden, hellfarbigen Stoffen überzogen, aber

überaus weich, vortrefflich gepolstert und durchaus zur Ruhe einladend, wenn dieselbe nach angestrengter Arbeit ein Bedürfniß ward. Da sah man auch keine Uhren von Bronze, Email, Marmor oder Alabaster, sie standen sämmtlich nur in bescheidenen hölzernen Gehäusen, aber sie gingen richtig und gaben den so bedeutungsvollen Ablauf der Zeit mit deutlich vernehmbarem Schlage an.

An den mit einfachen Tapeten bedeckten Wänden hingen keine modernen Genrebilder in dicken vergoldeten Rahmen, die dreimal so viel werth sind als ihr Inhalt, wohl aber waren einige vortreffliche Landschaften in Oel gemalt zu sehen, und noch vortrefflichere Kupferstiche in einfachen Eichen- oder Ebenholzrähmen, die für den wirklichen Kenner einen ungleich höheren Werth hatten, als all' das bunte Pinselwerk, welches viele Maler der Gegenwart erzeugen, nicht um ihrem inneren künstlerischen Triebe genug zu thun, sondern um einen berauschenden Effect zu erzwingen und reiche Käufer zu berücken, schlechte Waare für gutes Geld einzutauschen.

Nur einen einzigen Luxus, wenn man dies Wort, jedoch nur in seiner edelsten Bedeutung gebrauchen will, gab es in diesem, oder vielmehr an diesem Hause, und das war der Garten. Der Fährmann drüben

an der Weser hatte Recht gehabt, wenn er gesagt: es gebe keinen schöneren im ganzen Teutoburger Walde, ja man hätte noch viel weiter reisen können, um einen ähnlichen, geschweige denn einen gleich schönen aufzufinden.

Der alte Gärtner, den Frau Birkenfeld besaß, gehörte zu jenen seltsam begabten Menschen, die mit Leib und Seele, mit allen Kräften und Trieben ihres ganzen Wesens der Pflege der Blumen und der Baumzucht leben und mit ihren scharfen Sinnen der Natur abzulauschen verstehen, wie weit sie sich zur Kunst herablassen oder wie hoch sie diese zu sich emporziehen will. Der ihm untergebene Garten war daher ein wunderbar reicher Sammelort alles Dessen, was die Gärtnerkunst in ihrer vollsten Blüthe fern und nah aufzuweisen hatte.

Schon der verstorbene Birkenfeld, der eigentliche Schöpfer desselben, hatte namhafte Summen dafür aufgewendet. Pflanzen, Bäume, Strauchwerk, Saamen aller Art und was sonst dazu gehört, waren jedes Jahr aus allen Orten der Welt verschrieben und mit Sorgfalt aufgezogen worden, und so war ein abgerundetes Ganzes entstanden, das bis in die entferntesten Endpunkte hinein wunderbar schön, ganz verschieden im Einzelnen und doch harmonisch im Zusammenhange sich darstellte.

Da das Terrain dieses Gartens auf einem allmälig ansteigenden Bergrücken lag, so hatte man die Wege desselben ursprünglich in liegenden Schlangenlinien angelegt, wodurch das Besteigen der ansehnlichen Höhe um ein Bedeutendes erleichtert ward. Er war in zahllose kleinere Abtheilungen getrennt, von denen fast jede einen anderen Charakter trug und eben dadurch zur Unterhaltung des ihn Beschauenden so reichen Stoff bot.

Ueberall waren Lauben von feinem Gußeisenwerk, Grotten von Felsgestein und Sitzplätze von mannigfaltigster Art angebracht, theils von grünen Schlingpflanzen und Epheu, theils von farbigen Blüthen umrankt; vor allen diesen Ruhepunkten breiteten sich herrliche, vielgestaltige Blumenbeete aus, einen Reichthum der Gewächse und der Vegetation überhaupt darbietend, welcher die Pflege, die man ihr zuwandte, als eine außerordentliche erkennen ließ.

Hier fand kein Unkraut, kein überflüssiger Grashalm, kein welkes Blatt Raum und Boden; jeder lose Stengel war vorsorglich befestigt, jeder schwanke Zweig gestützt und jedes neue Reis mit Umsicht und feinem Tact gegen Wind und Wetter verwahrt.

Vor Allem stand der Rosenflor, zumal in der Jahreszeit, in welcher unsre Erzählung sich bewegt, in reichster und üppigster Blüthe. Hunderte von Arten

dieser schönsten aller Blumen prangten überall in Büschen und Bäumen, hoch in die Luft gezogen oder wie ein duftiger Teppich den Boden bekleidend, die königliche Centifolie aber behauptete auch hier siegreich den ihr gebührenden Vorrang und streute ihre wonniglichen Düfte weit über den großen Gartenraum fort in die sommerliche Luft aus.

Wenn man aus der Cluus selbst in den Garten gehen wollte, so trat man zuerst aus einem breiten, hochgewölbten Hausgange in ein reizendes Treibhaus, welches mit dem ehemaligen Wohnzimmer des verstorbenen Herrn Birkenfeld in Verbindung stand. An dieses Treibhaus schloß sich ein geräumiger Gartensaal, fast ganz aus Eisen und Glas gebaut, wo man sich auch während schlechten Wetters aufhalten und die Pracht und Zier des Ganzen wohlgeschützt überschauen konnte. Aus diesem mit bequemen, aber wenigen Möbeln versehenen Saal trat man unmittelbar in die duftende Blumenwelt ein, und wenn man von hier aus die Höhe des Berges allmälig hinanschritt, gelangte man in den eigentlichen Obstgarten, wo die Blumenbeete aufhörten und der herrlichste, kurz geschorene und fest gewalzte Rasenteppich begann, in dessen Mitte ein von hohen Lindenbäumen umschlossener freier Raum lag, der, gegen alle Winde geschützt, ein

überaus stilles und lauschiges Plätzchen bot. Nur für den ersten Augenblick schien dasselbe überraschend einsam zu sein, bei näherer Betrachtung und Aufmerksamkeit aber fand man es mehr als jeden andern Gartentheil belebt.

Denn um die hohen Wipfel dieser blüthen- und duftreichen Linden summte und sauste es eigenthümlich und geheimnißvoll in den Lüften, Tausende von Bienen umschwärmten sie und sogen ihre süße Nahrung aus den zahllosen Blüthen ein. Im Schatten der Bäume aber, rings in gleicher Entfernung von einander, standen sechs große Dzierzon'sche Bienenhäuser, allerliebst geformt, vortrefflich eingerichtet und mit allen den kleinen Bequemlichkeiten ausgestattet, welche das fleißigste Thierchen der Welt liebt und zur Einsammlung und Aufspeicherung seiner süßen Beute gebraucht.

Die Bienenzucht im Großen war eine der Lieblingsbeschäftigungen der Frau Birkenfeld. Für sie gab sie Alles her, was Boas verlangte, der so recht eigentlich der Bienenvater war, wie man seine Herrin die Bienenmutter nennen konnte. Alle Sorten Bienen waren hier vertreten, jede in einem besonderen Stock, jede mit ihren gewohnten Bedürfnissen versorgt; dafür arbeiteten sie aber auch mit endlosem Fleiße und trugen Honig und Wachs in Fülle zusammen, die

größtentheils armen Leuten zu gute kamen, da Frau Birkenfeld nie etwas davon verkaufte, sondern reichlich verschenkte, wo sie einen freundlichen Blick dafür erhielt und das Bewußtsein in sich tragen konnte, daß es gut angewendet sei.

Aus diesem Grunde nannten die Bewohner der Umgegend die Cluus auch oft das „Bienenhaus," und zu gewissen Tagen in frühester Morgenstunde sah man Knaben und Mädchen den grünen Abhang besteigen, um sich für einen kranken Bruder oder eine leidende Mutter eine Schaale voll des süßen Gewinnstes zu holen, den die Besitzerin der Cluus stets in großen Vorräthen bewahrte und zu einer außerordentlichen Schönheit und Klarheit zu läutern verstand.

In diesen Garten nun begab sich Frau Birkenfeld, wenn sie glücklich, zufrieden oder auch nur gut gelaunt war, während sie ihre stillen Leiden, ihre geistigen und leiblichen Schmerzen, vor Jedermann verborgen, in der Einsamkeit ihres öden Hauses austoben ließ. Auch wenn sie Niemand aus der äußeren Welt sehen und sich ganz von dem, bis zu ihrem Hause heraufschallenden Treiben der Menschen in unnahbare Stille zurückziehen wollte, trat sie, oft laut keuchend vor Engbrüstigkeit, in den duftigen Garten, wo sie sich stets in der reinen Bergluft, im Schatten der prangenden

Bäume und in dem Duft der tausendfältig sie umgebenden Blumen und Blüthen bald wohler werden fühlte.

Da erging sie sich denn mutterseelenallein und Gott weiß welche Gedanken verarbeitend, in ungestörtestem Frieden. Von Blume wandelte sie zu Blume, die alle eine besondere und überaus verständliche Sprache für sie redeten. Jeden Baum kannte sie von seiner Jugend an, an jedes Gebüsch knüpfte sich eine halb vergessene Geschichte, denn Liebe und Lust hatten auch für sie, als ihr braver unvergeßlicher Mann noch lebte, in diesen tiefen Schatten gehaust, wo jetzt nur Einsamkeit, Alter und die mit der Zeit von selbst kommenden Gebrechen des menschlichen Geschlechts walteten.

Wie sie aber zu den Blumen ging, mit ihnen sprach, sie um Rath fragte und um Trost bat, wenn ihr die Menschen nicht mehr behagten, so ging sie zu den Bienen, wenn ihr die Stille bei den Blumen zu schwer auf das Herz fiel. Mit den Bienen sprach sie erst recht, denn die kannte sie nicht allein, sondern die kleinen klugen Thierchen kannten auch sie; sie schwirrten lustig und fröhlich summend um sie her, wenn sie ihnen nahe trat, setzten sich auf ihren Kopf, ihre Schultern und krochen in ihren warmen, weichen Pelz,

ohne sie jemals zu stechen, wovor die alte Frau auch nicht die geringste Furcht hegte.

Weil sie nun in diesem vor jeder Beobachtung gesicherten Raume stets allein und nur dann war, wenn sie sich glücklich und zufrieden fühlte, so führte sie auch nur Denjenigen in den Garten, der ihrem Herzen nahe stand, der sie nie belogen, sie nie mit unverschämten Forderungen gequält, und ach, das waren nur sehr wenige Menschen, und darum bekamen auch nur Wenige den Garten und dessen Inhalt zu sehen. Wenn sie aber in Gegenwart eines Fremden „Boas, schließ' den Garten auf!" rief, so wußte dieser auf der Stelle, daß er einen Freund der Gebieterin vor sich habe, und augenblicklich kam er und trug auch unaufgefordert Erfrischungen herbei, wie sie der Jahres- und Tageszeit oder auch der anwesenden Person angemessen waren.

Doch wir müssen hier außer der Herrin des Hauses, die wir in einem früheren Kapitel schon kennen gelernt, mit wenigen Worten der anderen Bewohner der Cluus gedenken, da sie einen nothwendigen Bestandtheil des kleinen stillen Reiches innerhalb der großen Umfassungsmauer bildeten.

Da war erst Dina, die vierzigjährige Magd, die wir auch schon auf dem Reisewagen der Frau Birken-

feld vor der Thür des Meiers zu Allerdissen erblickt haben. Sie war eine dralle, fast kugelrunde alte Jungfer mit dunkelrothen Backen und vollem wohlgenährten Gesicht. Dabei war sie eine ehrliche treue Seele, ihrer Herrin trotz ihrer vielen Wunderlichkeiten ergeben bis in den Tod und schon zwanzig Jahre fast in ihrem Dienst. Sie verließ dieselbe selbst auf den weiteren Reisen im Sommer nicht, schlief Nachts in ihrem Zimmer und war ihr jederzeit eine eifrige Helferin in Küche und Haus. Gröbere Arbeiten hatte sie niemals zu verrichten, daher spielte sie halb die Rolle einer Köchin und halb die einer Jungfer, weshalb sie sich auch in ihrem Aeußeren stets sauber und nett darstellte, wie denn überhaupt Jedermann, der in Frau Birkenfeld's Nähe lebte, auf Reinlichkeit und Sauberkeit in der Kleidung halten mußte, während ihr jeder überflüssige Putz bis in den Tod zuwider war.

Die schwerere Hausarbeit versah dagegen ein altes Ehepaar, hoch in den Fünfzigen und ebenfalls schon lange im Dienst der Herrschaft auf der Cluus. Der Mann versorgte die Kuh, die der alten Dame die reichlich getrunkene Milch gab, sägte und zerstückelte das Holz und half auch bisweilen dem Gärtner in seinem Bereiche, da kein fremder Arbeiter jemals in den Garten kommen durfte; die Frau dagegen half

der Dina und rumorte in Küche, Hof und Keller herum, obgleich immer sehr still sich verhaltend, wie alle Diener im Hause, da Frau Birkenfeld keinen Lärm, nicht einmal laut gesprochene Worte leiden mochte.

Die wichtigste und angesehenste Person unter den vier Dienstboten aber war jedenfalls der schon oft genannte Boas, das eigentliche Factotum der Herrin. Er war über sechszig Jahre alt und schon wenigstens vierzig Jahre im Dienst bei ihr und ihrem verstorbenen Mann, der seinen Sinn für die Gartenkunst geweckt und ihn darin theoretisch und practisch ausgebildet hatte.

Ein seltsameres Subject in seiner Art, als dieser Boas war, hat es wohl kaum je gegeben. Seine Herrin galt ihm mehr als die Fürstin des Landes, ihr Haus und Garten war seine Welt, sein irdischer Himmel, seine Seligkeit — mit einem Wort, Frau Birkenfeld und ihr Besitzthum war ihm Alles in Allem. Er war nie verheirathet gewesen, pflegte mit keiner Seele Umgang und der Garten vertrat bei ihm die Liebe von Frau und Kind. Im Garten war er den ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis in die sinkende Nacht, zu finden; hier gab es immer etwas für ihn zu arbeiten, zu denken, zu bessern, zu verschönern; vom

Garten träumte er nicht allein, dahin sehnte er sich jeden Augenblick, wenn er einmal außerhalb war, und in dem Garten wollte und sollte er auch einst begraben sein, wie seine Herrin in der Mitte zwischen den Bienenhäusern, denn außer diesem Garten gab es für ihn keine Existenz, nicht einmal die jenseit des Grabes.

Von Gestalt war er ein kleiner, etwas verwachsener Mann mit starken, bis auf die Schulter herabhängenden schlichten Haaren, die in den letzten Jahren fast schneeweiß geworden waren. Sein von der Luft und der Sonne gebräuntes, gutmüthiges Gesicht mit den ehrlichen blauen Augen und den buschigen Augenbrauen, die er seltsam zu runzeln pflegte, wenn ihn eine lebhafte innere Bewegung ergriff, war überreich an charakteristischen Falten, und seitdem er von Frau Birkenfeld, um sich vor Erkältung zu schützen, die Erlaubniß erhalten, den ganzen Bart wachsen zu lassen, sah er so ehrwürdig, gut und fromm wie ein Patriarch des Alterthums aus. Er trug Winter und Sommer über warmen Unterkleidern eine blaue Blouse und Hosen von grauem glatten Drell, im Winter eine Pelzmütze und im Sommer einen breitkrämpigen braunen Strohhut mit einem saftgrünen seidenen Bande, welches ihm seine Herrin jedes Jahr zur Rosenzeit neu verehrte.

Daß er jeden Wink seiner Gebieterin mit der größten Achtsamkeit auffing und mit Sorgfalt ausführte, versteht sich von selbst, denn es gab ja nur einen Willen für ihn, eben den ihrigen. Er war auch als so langjähriger Diener in vielerlei Dingen ihr Vertrauter und in verschiedene Familiengeheimnisse eingeweiht, aber er kannte sie blos, zum Sprechen darüber bot sich keine Gelegenheit, da Frau Birkenfeld niemals mit ihm über Dergleichen eine Unterhaltung pflog und nur durch Blicke und bedeutsames Schweigen mit ihm in Verbindung stand.

Gehalt oder Lohn bekam er nicht und wollte er nicht. Was er gebrauchte oder was er sich anschaffen mochte, erhielt er, sobald er ein Wort darüber fallen ließ, und da er keinen Umgang, keine Verwandten hatte und ungemein bescheiden und einfach war, so brauchte er sehr wenig. Kleidung und nahrhaftes Essen, so wie Sonntags eine Flasche Wein, ward ihm von jeher zu Theil, und wollte er einmal nach der Stadt gehen, um irgend etwas für den Garten, oder Taback oder eine neue Pfeife für sich zu kaufen, so sagte er zu der Herrin: „Frau Birkenfeld, geben Sie mir Geld!“ und wenn er wiederkam, legte er Rechnung ab und gab das nicht Gebrauchte zurück, ohne auch nur einen Heller für sich zu behalten, da er ge-

nau wußte, daß im Fall des Todes seiner Herrin hinreichend für ihn gesorgt sei.

Daß das Leben in der Cluus unter den bisher geschilderten Personen und Verhältnissen regelmäßig wie ein gutes Uhrwerk von Statten ging, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Jede Tageszeit hatte ihre Arbeit, ihre Ruhe und also jede Stunde ihren besonderen Zweck. So bei der Herrin, so bei den Dienern. Punkt sechs Uhr Morgens stand Erstere auf, Punkt zwölf Uhr aß sie zu Mittag, Punkt sechs Uhr zu Abend und um zehn Uhr ging sie zu Bett. Die Zwischenstunden wurden nie mit Essen und Trinken, mit Ruhe und Schlaf, nur mit Arbeit und Nachdenken von ihr ausgefüllt. Daß es gewöhnlich Wichtiges zu bedenken gab, lag schon in den großen Vermögensverhältnissen der Wittwe, die zwar im Großen und Ganzen ihr Sachwalter in der Stadt leitete, in deren einzelne Punkte sie aber doch stets den klarsten Einblick behielt. Demnächst beschäftigte sie auch die Sorge für die ihrem stillen Wohlthun anheimgegebenen Menschen unablässig und sie dachte über das Wohl aller ihr durch irgend ein Verhältniß nahe Getretenen eben so ernstlich nach, wie über das eigene, obwohl ihr das letztere nie sichtbar auf dem Herzen zu liegen schien.

Daß der Charakter dieser Frau bei dem so abge-

schlossenen Leben eine eigene Färbung und außergewöhnliche intensive Stärke angenommen, ist sehr leicht erklärlich, selbst wenn wir nicht in Anschlag bringen wollen, daß die Natur schon von Hause aus sie mit großem und gesunden Menschenverstande und einem scharfen Blick für alles Schickliche begabt, ihr auch bei ihrem reinen Streben nach Recht und Billigkeit eine Willenskraft verliehen hatte, die manchen Mann geziert haben würde, der unter seinen Genossen für einen bedeutenden und energischen Character galt. Trotz ihres Reichthums, den sie zum Theil schon in jungen Jahren besessen, war sie dennoch durch manche schwere Leidensschule gegangen; sie war oft geprüft worden, durch sich selbst und Andere, und hatte ihre seltene Menschenkenntniß mit mancher bitteren Erfahrung erkauft. Wenn wir aber noch Eins besonders an ihr rühmen wollen, so müssen wir eingestehen, daß der Erwerb und die Vermehrung ihrer Mittel nie ihr Hauptaugenmerk gewesen war. Vielmehr war sie auf eine prunklose innere Zufriedenheit und auf die Beglückung Anderer weit eifriger bedacht gewesen, als auf die Befriedigung menschlicher Eitelkeit und irdischer Gelüste, die für sie persönlich so gut wie nicht vorhanden waren, die sie sogar an Anderen tiefer verachtete, als manches ernstere Vergehen.

Ob diese wunderbar organisirte Frau aber bös war, wie so Viele behaupteten, das wird die Fortsetzung unserer Erzählung lehren, zu der wir jetzt zurückkehren, die wir jedoch mit dem Morgen des Tages wieder aufnehmen, an welchem Bodo von Sellhausen seinen ersten Besuch auf der Cluus in Ausführung brachte.

Achtes Kapitel.

Der Empfang auf der Cluus.

Frau Birkenfeld war am Morgen dieses Tages nicht ganz froh gestimmt. Schon als sie noch im Bette lag, hörte sie den Wind durch die Baumwipfel ihres Gartens rauschen und das war kein trostreiches Zeichen für einen günstigen Tag. Der Wind machte sie engbrüstig und die Engbrüstigkeit machte sie übelgelaunt — das war eine alte Erfahrung, die Jedermann an ihr und sie selbst am häufigsten an sich erprobt hatte. Daher verließ sie auch am Vormittag ihr Zimmer nicht. Gleich nach dem Frühstück setzte sie sich an den Schreibtisch und verfaßte eine lange Epistel an ihren getreuen Sachwalter, den Justizrath Backhaus in B..., dem sie verschiedene Fragen vorzulegen hatte, wie es ihr in Geldangelegenheiten oft begegnete. Als sie

damit zu Stande gekommen — sie war sehr gewandt mit der Feder und außerdem eine geschickte Rechnerin — nahm sie verschiedene Handarbeiten vor, und als sie auch diese beseitigt, berief sie Boas, um mit ihm über die Einsammlung und Vertheilung der nächstens zu erwartenden Früchte eine Conferenz zu halten. Nach dieser war die Eßzeit herangekommen und Frau Birkenfeld hatte ohne eigentlichen Appetit ihre Bouillon, ihre grüne Erbsen, etwas gebratenes Fleisch und Obst gespeist und dabei, wie alle Tage, ein Glas guten Rheinweins getrunken, den sie noch von ihrem seligen Mann her in ausgezeichneter Qualität im Keller vorräthig hielt.

Nach der Speisestunde beschäftigte sich die alte Dame eine Weile damit, das Wetter zu beobachten, das Thermo- und Barometer um Rath zu fragen und nach allen vier Weltgegenden Ausschau zu halten, indem sie den Zug der Wolken verfolgte und die Schnelligkeit prüfte, mit der sie über das schöne weite Thal von Berg zu Berg flogen.

Da ihr die Witterung günstiger und der Wind milder geworden zu sein schien, beschloß sie, ein Stündchen im überdieß von allen Seiten geschützten Garten zuzubringen, und so sehen wir sie bald in ihrem gewöhnlichen schwarzen Taffetkleide, über welches der

unentbehrliche grüne Pelz geworfen war, in der schneeweißen Tüllhaube mit gelben Bändern, um die noch zur Vorsicht, Ohren und Wangen einschließend, ein gelbseidenes Tuch geschlungen, in den Garten treten, sich fest auf einen Regenschirm stützend, den sie stets als Stab gebrauchte, und langsam durch die geschlängelten Wege wandeln, die allmälig nach der baumreichen Höhe führten.

Als die alte Frau sich wieder unter ihren Blumen befand und deren erquickenden Duft einathmete, den sie seit dem verflossenen Abend nicht mehr genossen, wurde ihr wieder wohler um's Herz. Sie beugte sich liebevoll zu einigen Rosen nieder, roch lange und mit sichtbarem Wohlgefallen daran und liebkoste und belächelte sie, als ob es Kinder oder mit Geist und Seele begabte Wesen wären.

Nachdem sie einige Zeit bei den Rosenbeeten verweilt, athmete sie leichter auf, blickte befriedigt um sich her und schritt dann langsam und oft sich ruhend, höher empor, um ihren Bienen einen guten Tag zu sagen, die sich gewiß schon gewundert, daß sie die Herrin heute noch nicht gesehen hatten.

Endlich war der freie Platz unter den Linden erreicht und das Summen und Schwirren der geflügelten Insecten machte sich deutlich vernehmbar. Frau

Birkenfeld hob den klugen Kopf in die Höhe, sah nach den Wipfeln der Bäume, und als sie die Schwärme bei voller Arbeit fand, nickte sie zufrieden, indem sie sagte:

„Hm! Sie sind fleißig, wie immer. Das ist gut.“

Mit diesen Worten ging sie an das erste Bienenhaus zur rechten Hand, hob den Schieber von der Glasscheibe und blickte lange und aufmerksam in das Innere des künstlichen Baues. Vom ersten schritt sie zum zweiten, dann zum dritten, und erst als sie beim letzten längere Zeit stehen blieb, zahllose Bienen schon ihren Kopf umschwärmten und sich an ihren Pelz hängten, als wollten sie die wohlbekannte Gönnerin begrüßen, sagte sie mit halblauter Stimme:

„So lass' ich mir's gefallen! Hier ist keine Unruhe, kein Streit, kein Neid, keine Eitelkeit, keine Ueberhebung! Jeder ist mit seinem Loose, seinem Besitz zufrieden, und vor allen Dingen: Jedes thut seine Pflicht, regt seine Glieder, wendet seinen Verstand an und ist fleißig bei der Arbeit. Darum haben sie auch alle Erfolg. Man kann sehen, was jede Biene täglich schafft — und das, ach nein! — das kann man bei den Menschen nicht — wenigstens nicht immer, meine ich. O, die stolzen, begabten und um so viel kräftigeren Menschen könnten ein lohnendes Bei-

spiel daran nehmen! Hier ist Zufriedenheit, Glück, Reichthum und Fülle überall. In der Welt da draußen aber ist Armuth und Dünkel, Schlaffheit und Mißvergnügen aller Art, Trägheit und Ueberdruß überall gepaart. Da giebt es mehr Drohnen als Bienen, mehr Faulheit als Fleiß, mehr Genußsucht als Arbeitstrieb. Jeder will haben, besitzen und so wenig wie möglich thun. Eine schöne Menschenwelt! Sehr zu achten und zu loben und fast zu beneiden, wahrhaftig! — Ach," seufzte sie nach einer Weile auf und senkte den Kopf auf die Brust, indem sie den Berg wieder langsamer hinunter schritt, „doch was hilft's! Kann man es denn ändern, denn bessern? Hat denn Jemand Ohren für gute Lehren? Daß sich Gott erbarme! Gewiß nicht! Ach, wenn mein guter Reinhold auch so gedacht hätte, wie die jetzigen jungen Leute, er wäre wahrhaftig nicht der Mann geworden, als der er gestorben ist. Gestorben! O wie schrecklich — daß heißt für mich, denn ihm ist wohl! Ja, er ist todt und ich sehe ihn nicht wieder! — O! — Aber vielleicht doch, gewiß! Da oben! Habe Geduld, es dauert nicht mehr lange und dann lege ich Dir Rechenschaft ab — o! — Still, das war ein trauriger Gedanke — den hätte ich lieber nicht gehabt. Bis dahin giebt es noch harte Arbeit und

vielleicht auch einen harten Kampf — aber was will denn die Dina? Sie kommt ja mit einer so frohen Miene?"

Die runde Dina kam trotz ihres schweren Körpers hurtig heran und sagte mit freundlichem Gesicht: „Frau Birkenfeld, es ist zwei Uhr. Soll ich den Kaffee irgend wohin in den Garten bringen?"

Die alte Dame besann sich, prüfte den Himmel mit den Augen uud bemerkte, daß noch immer flüchtige Wolken rasch vorüberzogen. „Nein, Dina," erwiderte sie, „bring' ihn in die Stube, es könnte regnen."

„Ich glaube nicht, Frau Birkenfeld, der Wind hat sich bedeutend gelegt und es wird gut Wetter werden —"

„Ach, was verstehst Du davon! Eben weil er sich gelegt hat, wird es regnen. — Nein, nein, mir ist, als müßte ich heute mehr in der Stube als im Garten sein — ich weiß nicht, mir ist so beklommen —"

„Thut Ihnen etwas weh, Frau Birkenfeld?" fragte Dina in ihrer stets zum Mitleid geneigten Gutmüthigkeit.

„Dumme Gans!" brauste die alte Frau heftig auf. „Was für eine alberne Frage! Wann thut mir je etwas weh? Hab' ich Dir schon mein Leid geklagt? Frage mich nicht so, ich kann es nicht leiden. Geschwind, tummle Dich, Du hast nicht viel Zeit. Bringe den Kaffee in meine Stube, fülle mir eine Tasse — ohne Zucker natürlich — und setze sie auf den Nähtisch am Fenster."

ganz

Dina verschwand noch eiliger als sie gekommen war und langsam folgte ihr Frau Birkenfeld, trat durch den Gartensaal in das Treibhaus, von da in den Hausgang und erreichte so die freundliche Stube neben der Hausthür zur Rechten, in der sie gewöhnlich zu sitzen und zu arbeiten pflegte.

In dieser Stube sah es sehr einfach, aber auch sehr gemüthlich aus, wie wir das ganze Haus schon im Allgemeinen beschrieben haben. Den Fenstern gegenüber stand ein mit schwarzem Wollstoff überzogenes Sopha. Davor ein runder Tisch, mit einem graugrünen Teppich behangen. Von derselben Farbe und ähnlichem Stoff war der Fußteppich, der den ganzen Boden bedeckte. Rechts vom Sopha an der Flurwand stand ein sehr schöner eiserner und ziemlich großer Geldschrank, an der entgegengesetzten Seite ein viereckiger mit Büchern und Zeitungen belegter Tisch. Das eine Fenster nahm ein fußhoher Tritt ein, einen kleinen Sessel und davor einen Nähtisch tragend. Neben diesem, mehr nach der Stube hinein und fast unter dem klaren Spiegel im Nußholzrahmen stand ein gewöhnlicher Stuhl mit einem großen Korbe von feinem Geflecht, und in diesem lagen eine Menge schon fertiger wollener Shawls von allen möglichen Farben, Socken, Pulswärmer und dergleichen Gegenstände, die Frau

Birkenfeld alle selbst gestrickt und schon für den Winter gesammelt hatte, zu welcher Zeit sie die Armen der Umgegend mit irgend etwas davon beschenkte, oder in ihrer Abwesenheit von Boas beschenken ließ.

An den Wänden dieses Zimmers hingen einige alte, sehr schöne Kupferstiche, aber in dem Nebenzimmer, dessen Thür halb offen stand, sah man ein großes Oelbild, einen Mann mittleren Alters in Lebensgröße darstellend — und dies war das einzige Bild im ganzen Hause, welches sich eines kostbaren Goldrahmens erfreute.

Auf dem Nähtisch nun, vor dem sich Frau Birkenfeld alsbald niederließ, um sogleich an einem angefangenen Shawl weiterzustricken, lag eine goldene sehr schöne, aber alte Taschenuhr an einem schwarzen Moiréebande, — Frau Birkenfeld pflegte nach der Uhr zu arbeiten und sich von Stunde zu Stunde gewisse Aufgaben zu stellen — ferner das Futteral der bekannten blauen Brille und ein Fernglas für zwei Augen, welches sie bisweilen benutzte, um nach irgend einem Gegenstande im Thale oder auf dem Flusse auszuschauen. Den Pelz behielt sie um, nur löste sie seinen Haken unter dem Kinn und so sah man, daß sie noch eine schwarzseidene wattirte Mantille darunter trug, die die mageren Umrisse ihres kleinen gebrechlichen Körpers schon deutlicher hervortreten ließ.

Dina hatte die Tasse Kaffee bereits auf den Nähtisch gestellt und sich wieder entfernt. Frau Birkenfeld war also jetzt allein.

Von Zeit zu Zeit trank sie einen Schluck aus der Tasse, die mehr Milch als Kaffee enthielt, aber dabei strickte sie immer ämsig weiter, als hätte sie noch eine große Aufgabe vor sich oder als müsse sie sich um das tägliche Brod mühen. Bisweilen sah sie scharf nach dem Flusse hinunter, doch stets nur mit raschem Blicke und immer wieder kehrten ihre grauen lebhaften Augen zu dem wollenen Shawl zurück, der allmälig größer wurde und wahrscheinlich an diesem Tage noch fertig werden sollte.

Allein das Schicksal war ihm nicht beschieden, es sollte eine unerwartete, auf der Cluus unerhörte Störung, wie ein Blitzstrahl vom hellen Himmel fallend, dazwischentreten.

Frau Birkenfeld's Aufmerksamkeit ward nach einiger Zeit von ihrer Arbeit ab und nach Außen gelenkt, dadurch, daß die Sonne aus einer großen Wolke hell hervorbrach und den kleinen Vorgarten des Hauses wunderlieblich erleuchtete. Die alte Frau schaute schnell auf und freute sich über diesen heiteren Sonnenblick, der sich nach und nach über das ganze Thal verbreitete, die Schatten desselben vertrieb und alle seine

Schönheiten auf ergreifende Weise zum Vorschein kommen ließ. Sie kannte diese Schönheiten und liebte sie, daher sah sie sie jeden Tag gern sich von Neuem entschleiern und auch jetzt weilten ihre Augen länger auf den fernen blauen Bergketten, auf dem sanft sich dahin schlängelnden Flusse und auf so manchem anderen Punkte in Nähe und Ferne, der bei so plötzlicher Beleuchtung wie ein funkelnder Stern aus einer Nebelwolke hervorzuleuchten schien.

Als sie aber ihr Auge eine Weile an diesem Anblick gelabt, kehrte sie um so eifriger zu ihrer Arbeit zurück, seufzte dann und wann leise vor sich hin und überließ sich geraume Zeit ihrem Nachdenken, das, ihrer Miene nach zu urtheilen, keineswegs einen angenehmen Gegenstand betraf.

Plötzlich aber und wie durch eine magnetische Gewalt fortgezogen, fuhr ihr Auge empor und faßte das Fährhaus auf, das, ganz deutlich erkennbar, gerade vor ihrem Fenster am jenseitigen Flußufer lag. Es war ihr, als habe sich irgend etwas Fremdes daselbst bewegt, und als sie nun hastig hinüberschaute, sah sie, daß sie sich nicht geirrt. Allein im Fährhause selbst regte sich noch Nichts, nur eine Strecke davon kam auf dem Feldwege von der Chaussee her ein Reiter langsam herangeritten, der dann vor dem Hause hielt, ab-

stieg und während er sein Pferd der herausgerufenen Frau des Fährmanns gab, selbst in die niedrige Thür eintrat.

Es mußte ein großer Mann sein, denn er bückte sich dabei, das bemerkte Frau Birkenfeld's scharfes Auge sehr wohl. Ihr entfielen beide hölzerne Nadeln auf einmal, ihr Herz klopfte fast hörbar und ihre Augen richteten sich mit einer an Starrheit gränzenden Schärfe auf das Haus, an dem doch jetzt nichts mehr zu sehen war.

Als sie aber Niemanden und Nichts, was ihr auffiel, in den nächsten fünf Minuten wahrnahm, wurde sie wieder ruhiger; ihre noch leise bebende Hand griff nach dem Fernglas, um es sogleich bereit zu haben, wenn es wieder etwas zu sehen gäbe.

Da schrak sie abermals zusammen und vergaß sogar über den ihr zu Theil werdenden Anblick, der doch ganz einfach war, das Fernglas zu gebrauchen. Aus dem Hause drüben am Ufer trat nämlich der Fährmann mit dem Fremden heraus und ging dem Ufer zu, wo der fliegende Nachen angekettet lag. Der Fremde hatte, das bemerkte sie sogleich, seinen Regenrock abgelegt und erschien jetzt in einem feinen schwarzen Anzuge. Ja, er war groß, hatte eine männliche feste Haltung und, wie ihr däuchte, ein etwas bleiches, von dunklem Barte eingefaßtes Gesicht.

Frau Birkenfeld wurde von Minute zu Minute unruhiger, rückte auf ihrem Stuhle hin und her und die bebenden Finger versagten ihr den Dienst, das Fernglas auf den Fremden zu richten, der bereits im Kahne stand und von dem vorwärts drängenden Strom dem diesseitigen Ufer näher getragen ward.

Frau Birkenfeld's Gesicht wurde immer fahler und ängstlicher, je näher der Kahn dem Ufer kam. Ihre Brust hob und senkte sich ungestüm und über ihre schmalen Lippen drängten sich jetzt die Worte: „Mein Gott! Sollte es möglich sein — der Mensch dort — ha! Darum meine Beklommenheit heute! Das war die Ahnung eines Unglücks — o! — mußte ich es nicht schon lange befürchten?"

Da war das Boot dem Ufer ganz nahe gekommen. Der Fremde, der noch aufrecht darin stand, richtete sein Auge auf die umliegende Gegend, sein Gesicht hob sich empor — mehr sah die alte Frau nicht. Sie stieß einen unarticulirten Schrei aus, faßte mit der Hand nach dem Herzen und sprang von dem Tritt herunter.

Aber diese Angst, die sie auf so auffallende Weise blicken ließ, sollte nicht lange dauern. Sie ging fast blitzschnell vorüber; ihr Herz schlug, nicht ruhiger, aber weniger furchtsam, und ihr Gesicht nahm plötzlich einen erschreckenden Ausdruck von Groll und Haß an.

Als wäre sie durch zauberische Einwirkung um zwanzig Jahre jünger geworden, erhielten ihre Glieder Beweglichkeit und ihre Hände und Füße Kraft. Mit seltsamer Heftigkeit sprang sie auf die offen stehende Thür des Nebenzimmers zu, schlug sie krachend in das Schloß, drehte den Schlüssel mit fester Hand um und steckte ihn in ihre Rocktasche, noch zweimal fühlend, ob er auch darin sei, als gelte es, ihr kostbarstes Eigenthum vor den Augen und der Faust eines hereinbrechenden Diebes zu bewahren.

Nachdem sie dies vollbracht, warf sie rasch einen Blick in den Spiegel, drückte mit beiden Händen die Scheitel der weißen Haare zurück, riß dann das Futteral der Brille auf und befestigte die dunkelblauen Gläser schnell vor ihren Augen, worauf sie, äußerlich ganz ruhig erscheinend und nur noch innerlich bebend, ihren Platz vor dem Nähtisch wieder einnahm, um nach kurzer hastiger Ueberlegung den forschenden Blick nochmals auf das Ufer zu richten.

Der Fremde war unterdeß aus dem Kahn gestiegen, stand aber noch am Landungsplatz und sprach mit dem Fährmann. Dieser nahm nun grüßend seinen Hut ab und der Fremde wandte sich um und schritt langsam und ruhig den Weg nach der Höhe hinan auf die Cluus zu.

Dieser sichtbare Angriff auf ihr stilles Haus aber mußte die alte Dame von Neuem aufregen. Sie stand noch einmal hastig vom Stuhle auf, wollte das Fernglas ergreifen, aber die zitternden Hände versagten gänzlich den Dienst. Jetzt setzte sie das Glas unsanft nieder, trat in die Mitte der Stube und trippelte, die Hände ringend, halb bewußtlos hin und her.

In diesem Augenblick hatte der Fremde den Vorgarten erreicht. Er öffnete die Stackettthür und gleich darauf hörte man den Granit der äußeren Treppenstufen unter seinen Füßen knirschen. Jetzt stand er eine Minute still, drehte sich gemächlich um, betrachtete die schöne Gegend, das Thal, den Fluß, was jetzt alles im reinsten Sonnenlichte glänzte, und blieb so, wie in Gedanken und Anschauen versunken, eine Weile stehen.

Als ob diese natürliche Zögerung die alte Frau mit neuem Grimme erfüllte, verschwand plötzlich ihre unruhige Beweglichkeit, ihre Gesichtszüge nahmen einen harten, fast beißenden Ausdruck an und ihr graugrünes Auge funkelte, wie ein boshaftes Katzenauge nur funkeln kann.

So stand sie, mit angehaltenem Athem lauschend, was nun geschehen würde. Sie sollte nicht lange warten. Der Fremde griff nach dem Ring des Klingel-

zugs und gleich darauf schallte der laute Ton der metallenen Glocke durch das ganze stille Haus.

Frau Birkenfeld stand mitten im Zimmer, einer steinernen Bildsäule gleich, mit vorgebeugtem Kopfe, horchendem Ohr und sprühendem Auge. Sie hörte, daß Boas durch den Hausgang kam, die Thür öffnete und daß der Fremde einige Worte an ihn richtete. Gleich darauf entstand ein ihr unerklärlich langes Schweigen — endlich ging Boas nach dem Hinterhause zurück, ohne zu ihr hereinzukommen.

„Was ist das?" schlüpfte es halblaut und mit röchelndem Brustton gesprochen, über die Lippen der alten Frau.

Sie mußte sich noch einige Minuten gedulden, die ihr eine Ewigkeit zu sein schienen. Dann rauschte es an der Thür, sie ging auf und nun trat Dina mit ganz verstörtem Gesicht und leise wie ein Schatten gleitend in die Stube, indem sie ganz leise sagte:

„Ach Gott, Frau Birkenfeld, ich habe eine ordentliche Lähmung in die Beine gekriegt — der Boas hat die Thür aufgemacht, ein fremder hübscher Herr steht da draußen und hat ihn gefragt, ob Sie zu Hause sind. Aber der Boas ist ganz starr vor Schrecken geworden — warum, weiß ich nicht — und ist zu mir hinten in die Kammer gekommen und hat mich gebeten, zu Ihnen zu gehen und —"

„Still!“ herrschte Frau Birkenfeld sie an. „Nicht so viele Worte! Was hast Du da?“

„Eine Karte, Frau Birkenfeld. So heißt der Herr, der draußen steht und Sie sprechen will.“

Frau Birkenfeld riß ihr mit wüthender Geberde die Karte aus der Hand, warf einen funkelnden Blick darauf und starrte dann wie entseelt eine Weile in's Leere. Dann aber riß sie die Karte mit krampfhaft bebender Hand in vier Stücke, zog das Fenster auf und warf die Stücke hinaus.

„Was soll mir der Firlefanz?“ sprudelte sie in nur mit Mühe halb unterdrückter Wuth hervor. „Bei mir braucht er dergleichen nicht. Mag er seinen Namen sagen, wenn er einen hat, das ist genug. Und mich sprechen will er?“

„Gewiß, Frau Birkenfeld, und er wartet schon lange auf dem Flur.“

„Laß ihn noch länger warten! Ich mag ihn nicht. Warum soll ich den Menschen sehen, noch dazu in meinem friedlichen Hause — wie? Warum? frage ich. Nein, ich finde keinen Grund dazu auf. — Weise ihn ab und sage ihm, ich sei nicht zu Hause!“

„Aber, Frau Birkenfeld, Boas und ich haben ja schon gesagt, daß Sie zu Hause sind.“

„Alberne Gans, Du!“ rief Frau Birkenfeld, mit

dem Fuße stampfend, „Du wirst alle Tage dummer und der Boas ist ein — ein Esel! Also so ist es — ich darf nicht mehr empfangen, wen ich will? Nun gut denn, er soll mir nur kommen! Ja, ja, ja — ich bin zu Hause, und recht ordentlich bin ich zu Hause, er soll es gewahr werden! Laß ihn herein!"

Mit einer gebieterischen Handbewegung deutete sie auf die Thür, hinter welcher die erschreckte und überaus verwunderte Dina alsbald verschwand, da dergleichen ja noch fast gar nicht vorgekommen. Die alte Frau aber, sich auf eine unglaubliche Weise zusammennehmend, stieg wieder auf den Tritt am Fenster, rückte die Brille zurecht und nahm ihr zu Boden gefallenes Strickzeug auf, an welchem sie anscheinend mit dem größten Eifer zu stricken begann.

Da ging die Thür leise auf und herein trat die hohe edle Gestalt Bodo von Sellhausen's, den Kopf mit stolzer und selbstbewußter Ruhe, aber ohne alle Anmaßung tragend, den tiefen Blick der dunklen Augen fest und doch sanft, gleichsam forschend vor sich her sendend, und in seiner Miene eine so achtungsvolle Ergebenheit zeigend, daß das härteste Herz unter diesem Blick hätte schmelzen können und das erregteste bei dieser Miene sich beruhigt fühlen müssen.

Aber Frau Birkenfeld wurde durch diese Miene

und durch diesen Blick nicht beruhigt, im Gegentheil: war sie bisher nur aufgeregt gewesen, jetzt, als sie kaum einen hastigen Blick auf die Gestalt und das Gesicht des eingetretenen Mannes geworfen hatte, wurde sie in tiefster Seele erschüttert und schien gar nicht zu bemerken, daß er sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte und dann mit seiner klangvoll tiefen und doch sanften Stimme sagte:

„Ich danke Ihnen, Frau Birkenfeld, daß Sie mich bei sich eingelassen haben, und bitte um Entschuldigung, daß ich es wage, Ihre Ruhe zu stören, indem ich Sie mit meiner Person bekannt mache und mich Ihnen als Nachbar und Sohn eines alten Freundes Ihres Gatten vorstelle."

Frau Birkenfeld erhob unwillkürlich die Augen und ließ sie einen Moment auf dem gegen sie gewendeten Gesichte ruhen, denn diese Stimme hatte sie gefesselt und besänftigt, wie das Oel einen brennenden Schmerz stillt und der Orkan sich legt, wenn der Wille eines Höheren ihm Schweigen gebietet.

„Was wünschen Sie von mir, mein Herr?" fragte sie dann hart und fast rauh, denn ihr Herz war noch lange nicht so weit bezwungen, um auch die starrsinnig widerstrebende Zunge zu bemeistern.

Bodo zögerte einen Augenblick mit der Antwort,

denn die Art und Weise dieses seltsamen Empfanges gab ihm Manches zu denken und er wußte sich nur allmälig in dieselbe zu finden. „Frau Birkenfeld," sagte er dann, sanft lächelnd und mit seinen großen dunklen Augen sie ruhig betrachtend, „ich glaube es Ihnen schon gesagt zu haben. Vor allen Dingen aber bin ich gekommen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, da ich von verschiedenen Seiten gehört habe, daß Sie sich in der letzten Zeit nicht ganz wohl befanden."

Die alte Frau schleuderte einen gehässig flammenden Blick auf den so achtungsvoll und bescheiden Redenden, dann sagte sie kurz und bündig: „Ich liebe das nicht, daß man nach meiner Gesundheit fragt. Ich bin eine alte Frau, die mit einem Fuß im Grabe steht, und da kann man nicht gesund sein oder sich wohl befinden. Darum ist das Fragen danach unnütz und langweilig."

„Es lag durchaus nicht in meiner Absicht, Frau Birkenfeld," lautete die noch milder gesprochene Antwort, „Sie an Ihr Alter und die Gebrechlichkeit des menschlichen Geschlechts zu erinnern, die uns Allen — ja uns Allen — gemeinsam ist und uns früher oder später heimsucht. Wenn ich aber Jemanden frage, sei er wer er sei, wie es mit seiner Gesundheit steht,

so sprechen das nicht nur meine Lippen, sondern es spricht es mein Herz, und dies Herz hat von der Natur jenes Gefühl empfangen, welches man Theilnahme für seinen Nächsten nennt."

„Theilnahme für seinen Nächsten? So! In wiefern nehmen Sie denn an mir und meinem Wohlbefinden Theil?"

„Ich habe keine Nebenabsichten dabei, Frau Birkenfeld, wenn ich hier Theilnahme äußere. Bei Ihnen ist dieselbe sehr erklärlich. Sie waren die Frau eines Mannes, den mein Vater liebte und schätzte — bis zu seinem letzten Augenblick."

Frau Birkenfeld bebte zusammen, so heftig, so von einem inneren Schrecken durchschüttelt, daß ihr der nur halb auf den Schultern liegende Pelzmantel ganz herunter und zum Theil auf den Stuhl hinter ihr, zum Theil auf die Erde fiel.

Bodo trat leise von seinem Platze näher an sie heran und hob den Mantel empor, den er dann sanft über ihre Schulter breitete, worauf er sich sogleich wieder in einige Entfernung zurückzog.

„Bitte, bemühen Sie sich nicht um mich," fuhr sie schon weniger rauh fort — „und setzen Sie sich."

Bodo blickte sich bei diesen Worten nach einem Stuhl um, rückte ihn etwas näher an den Tritt und

nahm dann Platz darauf. So saß er jetzt still, unbeweglich und erwartungsvoll da, indem er glaubte, die alte Frau werde sich mit einer neuen Frage an ihn wenden, die ihm die Fortsetzung des unerquicklichen Gesprächs erleichtern würde.

Es ist wunderbar, wie oft einzelne Kleinigkeiten uns bestimmen, an einem Menschen, der uns fremd entgegentritt, ein schnelles Wohlgefallen oder auch einen gewissen unerklärlichen Widerwillen zu finden. Eine zufällig gemachte Geberde, ein Blick, ein Wort reicht bisweilen hin, uns zu ihm hinzuziehen oder von ihm abzustoßen. Unbewacht entschlüpft ihm das Eine oder Andere und uns ergreift es dennoch mächtig, packt und hält uns oder drängt uns auf immer von ihm zurück, wie eine dämonische Faust, trotzdem wir keine Erklärung für das Eine oder Andere haben und trotzdem gar kein Grund für das Eine oder Andere vorzuliegen scheint. Sind diese Geberden, Blicke und Worte Eingebungen oder Ausflüsse einer höheren uns dominirenden Natur, oder sind sie nur die Funken und Zünder eines in uns verborgen ruhenden Zündstoffs, der, in Flammen gesetzt, unsern Willen regiert, unsere Neigung anfacht, unsern Widerwillen stachelt? Wir wissen es nicht, wie wir so Vieles nicht wissen, was in der geheimen Werkstatt unsers Innern vorgeht, aber die Wirkung ist ge-

wiß da, wenn wir auch die Ursache vergebens zu ergründen suchen.

Mochte in der entstandenen Pause etwas dem Aehnliches zwischen der alten Frau und Bodo vorgegangen und mochte sich der Eine oder die Andere desselben mehr oder weniger bewußt geworden sein, wir wollen es nicht zu entziffern suchen — so viel aber ist gewiß, eine Wendung zum Besseren war bei der Besitzerin der Cluus insofern vorhanden, als sie ruhiger wurde und zwar auf einmal so ruhig, daß sie ihr Strickzeug wieder aufnehmen und eine Weile in der Arbeit daran fortfahren konnte. Nur mitunter zuckte es in ihr wieder auf, als ob eine unsichtbare Nadelspitze einen feinen Nerv ihres innersten Wesens berühre, und dann flogen ihre Hände unwillkürlich hin und her und rissen an dem bunten Faden, daß die Knäuel, von denen sie abliefen, dahin und dorthin tanzten. Bei einer dieser unwillkürlichen Bewegungen nun geschah es, daß ein kleines Knäuel Wolle aus dem Korbe sprang und vor Bodo's Füße niederfiel, der noch immer schweigend und abwartend seine ruhige Haltung behauptete und in dem Antlitz des seltsamen kleinen Wesens, das er jetzt so nahe vor sich hatte, seine wahre Natur zu lesen suchte. Sobald die Wolle aber am Boden lag, bückte er sich danach, hob sie auf und legte sie still auf ihren

alten Platz in den kleinen Korb auf den Nähtisch zurück.

„Ich danke Ihnen,“ sagte die alte Frau mit weniger bissiger Miene, „ich mache Ihnen viel zu schaffen. Aber das kommt davon, wenn man seinen gewohnten Kreis verläßt und die Gesellschaft einer alten Frau aufsucht, die nichts — nichts als ihre Einsamkeit, ihre innere Zufriedenheit und ihren — ihren stillen Kummer hat.“

„Sie nennen da drei Dinge in einem Athem,“ erwiderte Bodo mit seinem sanftesten Stimmton, „die auch ich in meinem Besitz habe. Ich liebe auch die Einsamkeit, nach innerer Zufriedenheit trachte ich alle Tage und habe sie mir auch so ziemlich angeeignet, und — und —“

„Nun, warum sprechen Sie nicht weiter? Haben Sie vielleicht auch einen stillen Kummer?“ unterbrach ihn Frau Birkenfeld, mit ihren flammenden Augen längere Zeit als vorher auf seinen Zügen weilend.

„Den hat jeder Mensch,“ versetzte er, „und ich möchte den Menschen nicht Freund nennen, der nicht durch Kummer geprüft ist und dessen Herz nie die Siegesfreude kennen gelernt hat, ihn bewältigt zu haben.“

„So! Ueber was könnten Sie denn wohl Kummer empfinden? Doch ja, Sie sind jung, haben viel-

leicht viel gelebt und können — wenigstens einen Kummer schon kennen gelernt haben."

„Welchen Kummer meinen Sie?" fragte Bodo ruhig, da er einen beißenden ironischen Zug um ihre Mundwinkel spielen zu sehen glaubte.

„Nun, den so viele Männer erleben, die sich in der großen Welt bewegen — den leidigen Geldkummer, wenn ihre Begierden größer sind als der Vorrath in ihrem Beutel."

Bodo lächelte zum ersten Mal auf seine feine Weise. Sein blasses Gesicht überflog ein rosiger Strahl, der es noch schöner machte, als es an sich schon war. „Nein," sagte er dann, „Sie irren darin bei mir. Obgleich ich in der großen Welt gelebt habe und darin leben mußte, so habe ich — den Geldkummer doch nie kennen gelernt, denn das Geld spielte bei mir nie eine so große Rolle, daß sein reicherer oder geringerer Besitz mich in irgend eine Unruhe versetzt hätte, und meine Begierden blieben stets in solchen Gränzen, daß sie mit dem Vorrath meines Beutels nichts zu schaffen hatten."

Frau Birkenfeld rückte an ihrer Brille und sah den jungen Mann beinahe verwundert an. „Sprechen Sie da die Wahrheit?" fragte sie mit sichtlichem Unglauben in der Miene.

„Ich spreche sie immer und ich würde mich jetzt

einer unverzeihlichen Schuld theilhaftig machen, wenn ich vor einer Frau — Sie entschuldigen, daß ich Ihre Worte wiederhole — die mit einem Fuß im Grabe steht, Lügen vorbringen wollte, die sie nicht berühren, mich aber vor mir selbst erniedrigen müßten."

Die alte Frau rückte nochmals an ihrer Brille, sann eine Weile nach, als wiederhole sie sich im Geiste die eben gehörten Worte, und nickte dann mit dem Kopfe. Nicht jene Worte des Sprechenden, wohl aber die Art und Weise, wie, und der Ton, mit dem er sie sprach, hatten sie getroffen. Es lag in dem ganzen Wesen ihres Besuchs der Ausdruck der Wahrheit, gemischt mit Achtung und einer wirklichen Theilnahme für sie selber, die sie nicht verkennen konnte, und sie verkannte sie auch wirklich nicht.

Das Gespräch schien jetzt ruhiger fließen zu wollen, als es Bodo wieder, — ob zufällig, ob absichtlich, mag dahingestellt sein, — in stürmischeren Lauf brachte, indem er plötzlich sagte:

„Sie fragten mich vorher, was ich von Ihnen wünschte, Frau Birkenfeld, oder warum ich zu Ihnen gekommen sei. Ich habe Ihnen einen Grund angegeben, und zwar den richtigen, — aber es giebt noch einen anderen, den ich Ihnen jedoch nur nennen werde, wenn Sie es erlauben."

Frau Birkenfeld blickte unangenehm verwundert auf und ihre Augen nahmen wieder einen stechenden Ausdruck an. „Ich erlaube Alles, was ich nicht verhindern kann!" sagte sie spitz.

„Dann werde ich natürlich schweigen!" lautete die mit mildester Gelassenheit gesprochene Antwort.

„Oho, so kommen Sie bei mir nicht durch, mein Herr. Jetzt müssen Sie reden, denn ich will den zweiten Grund Ihres Besuches hören."

„Gut, so werde ich reden. Dieser zweite Grund liegt uns Beiden sehr nahe und doch auch wieder recht fern."

Frau Birkenfeld horchte hoch auf und ihre Brust hob und senkte sich mächtig. Mit ihrem scharfen Geiste ahnte sie unzweifelhaft, was sie würde hören müssen, und doch war sie selbst schuld daran, daß sie ihm nun nicht mehr ausweichen konnte.

„Ich habe schon vorhergesagt," fuhr Bodo fort, „daß mein Vater einst ein guter Freund Ihres verstorbenen Gatten gewesen. Ich wiederhole das jetzt, denn Sie wollen es ja hören. Ob Herr Birkenfeld als der Freund meines Vaters gestorben ist, weiß ich nicht, aber ich glaube es. So viel weiß ich aber bestimmt, daß mein Vater, als er starb, nicht mehr Ihr Freund war, und das — das, Frau Birkenfeld, thut mir leid."

Die alte Frau fuhr in die Höhe, als habe sie eine Natter gestochen. Ihr runzliges Gesicht überzog plötzlich eine so bleifarbige Blässe, ihr Auge funkelte dabei so unheimlich durch die blaue Brille und ihre Hände bebten so sichtbar, daß Bodo fast erschrak. „Woher wissen Sie das?“ schnaubte sie ihn mit keuchendem Athem an.

„Das hat mir mein Vater in seinem letzten Schreiben mitgetheilt,“ sagte er ruhig, „und er hat dabei den lebhaften Wunsch durchblicken lassen, daß es mir gelingen möge, die Schuld, die er vielleicht gegen Sie auf seinem Herzen gefühlt, zu sühnen. Und das, Frau Birkenfeld, ist der zweite Grund, der mich zu Ihnen geführt hat, und ich spreche jetzt — ehrlich und offen — die herzliche Bitte aus — nicht daß Sie meinem Vater verzeihen mögen, denn ich kenne ja sein Vergehen nicht — sondern daß Sie mir gestatten mögen, zu fühlen, in welcher gedrückten Lage ich mich Ihnen gegenüber befinde, und Ihnen zu gestehen, daß es mir persönlich unendlich weh thut, nicht als der Sohn eines Mannes vor Ihnen erscheinen zu können, dessen Freund Sie bis an das Ende seiner Tage waren.“

Wenn Frau Birkenfeld bei den ersten Worten heftig auffahren wollte, so schmetterten sie die letzten förmlich nieder. Sie sank in sich zusammen, holte mit zittern=

den Händen ein Taschentuch hervor und hielt es vor die Augen. Sie weinte wirklich. Aber diese weiche Regung sollte bei der geistesstarken Frau nicht lange dauern. Sie faßte sich schnell wieder, aber nicht schnell genug, daß Bodo nicht während der Zeit hätte aufstehen, zu ihr herantreten und, indem er eine Hand auf ihren Arm legte, sagen können:

„Ich bitte für mich um Verzeihung, Frau Birkenfeld, daß ich Sie mit meinen Worten so peinlich berühre, aber nehmen Sie meine Handlungsweise auf als etwas, was sie wirklich ist: ich kann es nicht leicht verschmerzen, meinem Vater noch im Grabe einen Groll nachtragen zu sehen, den ein guter Wille und ein redliches Herz von Seiten seines einzigen Sohnes vielleicht noch zu mildern im Stande ist. Ich bitte inständigst, dringend — vergeben Sie mir das. Hätten Sie einen Sohn, der für Sie bei einem Dritten das thäte, was ich jetzt bei Ihnen thue, Sie würden meine Handlungsweise verstehen, ja, Sie würden noch mehr thun, Sie würden sie verzeihen."

Frau Birkenfeld ermannte sich bei diesen Worten, sie hatten ihr Herz, wenigstens oberflächlich, berührt, und das war schon viel.

„Nein," sagte sie, indem sie gleichsam mit irrem Blick rückwärts, in sich hinein sah, „nein, ich habe keinen

Sohn — das ist wahr — ich stehe allein, ganz allein, einsam und verlassen in der Welt. Aber Gott hat es so gewollt und das ist mein Trost. Aber daß Sie es verstehen mich zu bewegen, wenigstens Ihnen zu verzeihen, das will ich Ihnen sagen — und da haben Sie es."

„Ich danke Ihnen — für mich!" sagte Bodo, noch immer ihren Arm berührend. „Aber glücklich, viel glücklicher würde ich sein, wenn ich Ihnen auch — für meinen Vater danken könnte."

„Still! Das verstehen Sie nicht. Ihr Vater hat mich nicht gekränkt, nicht beleidigt — nein, er hat mich — mich, das Weib — die Frau — die Gattin — mit Füßen getreten!"

„Wie?" rief Bodo fast erstarrt. „Das hätte mein Vater gethan — hätte er thun können?"

„Ja, im Namen Gottes, ja — und nun schweigen wir davon!"

„Nein, Frau Birkenfeld, entschuldigen Sie, davon kann ich jetzt nicht mehr schweigen — die Beschuldigung wuchtet zu schwer — auch auf mir! Darf ich denn nicht das Unrecht kennen, welches mein Vater gegen Sie begangen?"

Sie sah ihn mit flammenden Blicken an, als wollte sie durch seine leibliche Hülle hindurch in seine Seele

dringen. „Nein,“ sagte sie fest, „das dürfen Sie nicht — nie — nie und nimmermehr!“

Bodo senkte ergeben den Kopf. Die Miene, das Auge dieser Frau hatte ihn belehrt, daß er für jetzt nichts zu hoffen habe. „So schweige ich,“ sagte er traurig und ernst, „aber ich schweige mit schwerem Herzen.“

„Das ist das Beste, was Sie thun können,“ fuhr sie viel freundlicher fort. „O, kennten Sie mein Leben, Sie würden wissen, daß ich auch ein schweres Herz habe und damit in die Grube steigen werde.“

„Wenn es an mir läge, so wollte ich Gott weiß was darum geben, es leichter zu machen.“

„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen — doch lassen Sie uns von etwas Anderem reden. Also Sie sind Legationsrath geworden?“

Bodo lächelte. Der Sprung war kühn und weit. „Ja,“ sagte er, „das bin ich geworden.“

„Und sind jetzt nach Sellhausen zurückgekehrt. Warum?“

„Um als stiller Mann mit aller Welt in Ruhe und Frieden zu leben, da Ruhe und Frieden da draußen nicht zu finden sind.“

„Ah!“ fuhr sie auf. „Jetzt werden wir uns besser verstehen. Das war ein guter Gedanke. Den habe

ich heute auch schon gehabt. Nein, da draußen giebt es keine Ruhe und keinen Frieden. Aber wie sind Sie zu dieser richtigen Einsicht schon in so jungen Jahren gekommen?"

„Durch eine klare Anschauung alles Bestehenden, durch Hang nach Ruhe und Frieden selbst und durch den Wunsch, mein eigenes Leben zeitig vor den Stürmen zu bewahren, die so manches Herz zerfleischen und zerwühlen, ehe sich eine helfende Hand findet, die es rettet."

„Sie scheinen frühzeitig gute und richtige Erfahrungen gemacht zu haben?"

„Ich bin dazu bestimmt gewesen, frühzeitig auch traurige Erfahrungen zu machen — doch, die werden ja fast keinem Menschen erspart."

„So. Nun, hören Sie, ich möchte wohl, da wir doch in's Plaudern gekommen sind, von Ihren Erfahrungen — selbst aus frühster Jugend — etwas Näheres hören. — Haben Sie Zeit und Lust, mir zu erzählen, wie Sie — groß geworden sind?"

„Warum nicht? Gern. Aber das ist keine angenehme Geschichte."

„O, das braucht sie auch nicht zu sein. Wessen Menschen Geschichte ist überhaupt heutzutage angenehm? Selbst Fürsten und Könige wissen davon ein Lied zu

singen. Also erzählen Sie. Sie sind auf Sellhausen geboren, nicht wahr?"

Bodo setzte sich wieder ruhig auf seinen Stuhl, that einen kurzen Blick in sein Inneres und fing dann folgendermaßen zu sprechen an.

Neuntes Kapitel.

„Boas! Schließ' den Garten auf!"

„Ja, ich bin auf Sellhausen geboren, so viel ich wenigstens weiß, und der schön geschlängelte Fluß, den Sie da vor Ihrem Fenster blitzen sehen, die rothen Felsen, auf denen auch Ihr Haus gegründet ist, und die blauen Berge in der Ferne da drüben, die unser gesegnetes Vaterland umkränzen, waren mit die ersten Gegenstände, auf die mein kindliches Auge fiel, als ihm der göttliche Sinn des Gesichts aufging. Nicht so glücklich war es in Bezug auf die Frau selbst, die mir das Leben gegeben. Meine Mutter starb kurze Zeit nach meiner Geburt, und ich gehöre also auch zu den armen Kindern, deren Leben mit einem vielleicht kostbareren bezahlt werden mußte."

Frau Birkenfeld, die ihr Strickzeug leise in Bewegung gesetzt, ließ bei diesen Worten eine etwas

zweifelhafte Miene wahrnehmen, schüttelte kaum merklich mit dem Kopfe und sah in einer Weise zum Fenster hinaus, als könne sie diesem letzteren Ausspruche nicht unbedingt beistimmen. Bodo bemerkte es wohl, aber ließ sich dadurch nicht beirren und fuhr ruhig zu sprechen fort:

„Wer mich in meiner ersten Jugend pflegte, weiß ich nicht, ich glaube aber, es war eine Bäuerin aus Allerdissen. Mein Selbstbewußtsein, ich erinnere mich des Tages genau, erwachte in meinem sechsten Lebensjahre, am Weihnachtstage, als der Pfarrer aus Breitingen bei meinem Vater zum Besuch war und mir ein Bilderbuch schenkte. Als ich die Abbildungen darin gesehen, die sämmtlich Gegenstände aus der Naturgeschichte und Werke der Menschenhand und des Menschengeistes betrafen, konnte ich vor Freude die ganze Nacht nicht schlafen und ich ruhte ferner nicht eher, als bis ich auch die Buchstaben darin lesen und den Geist derselben verstehen konnte, was allerdings eine lange Zeit wegnahm, meinen Geist selbst aber schnell nach verschiedenen Richtungen entwickelte. Lesen, schreiben und rechnen zu können, war jetzt meine ganze Lebensaufgabe geworden, und ich zeigte dabei einen Fleiß, der meinen Vater, wie er mir später oft gesagt, in Verwunderung setzte.“

Die alte Frau lächelte bei diesen Worten verstohlen vor sich hin, seufzte aber nichtsdestoweniger von Zeit zu Zeit leise dabei auf.

„Jenen ersten Unterricht in den Anfangsgründen menschlichen Wissens ertheilte mir mein Vater selbst, wobei sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet blieb, aus mir einen brauchbaren Landwirth zu machen, wozu er mich von Anfang an bestimmt hatte. Allein dazu spürte ich nicht die geringste Lust in mir, mein innerer Trieb, mein ganzes Sehnen und Trachten ging vielmehr dahin, alles Mögliche zu lernen, zu sehen und zu verstehen, weshalb mir auch der Besuch des benachbarten Pfarrers, der mich in dieser Richtung bestärkte, immer ein Festtag war. Seiner Einwirkung auf meinen Vater, den mein Wissensdrang mit Unruhe erfüllte, habe ich es auch zu verdanken, daß ich zu ihm in das Pfarrhaus gesandt und darin zur weiteren Erziehung und zur Entwickelung meines Geistes einige Jahre belassen wurde.

Das Pfarrhaus zu Breitingen nun schloß damals meine ganze Sehnsucht und Seligkeit ein. Es gab reichlichen Unterricht, Unterweisung nach allen Seiten und Bücher in Fülle, die ich mit wahrem Heißhunger verschlang. Vor allen Dingen aber lernte ich die so wohlthätig auf das jugendliche Gemüth einwirkende

Frauenhand, das Frauenherz und Gemüth kennen, und meine kleine Seele jauchzte vor Entzücken auf, wenn ich in die blauen Augen der guten Pfarrerin sehen konnte, die wie eine Mutter über mich wachte und mir auf jede Weise den so früh erlittenen Verlust zu ersetzen trachtete.

Doch, ich darf Sie nicht langweilen und muß schneller in der Beschreibung meiner Jugend vorwärts eilen," fuhr er fort, als er bemerkte, daß seine Zuhörerin unruhig hin und her rückte. „Mit großer Mühe und eiserner Beharrlichkeit setzte es der Pfarrer durch, daß mein Vater von seinem früheren Plane, mich nur die geringen Kenntnisse eines gewöhnlichen Landwirths damaliger Zeit erwerben zu lassen, abging und mich auf die Gelehrtenschule Pforta schickte. Schulpforta hat viele bedeutende Männer in seinen Mauern sich entwickeln und bilden sehen, einen fleißigeren Schüler als mich aber mag es wohl selten daselbst gegeben haben. Ich faßte alle Disciplinen rasch und begierig auf, lernte im Spielen und studirte Tag und Nacht außerdem die neueren Sprachen, worin mir meine Lehrer nebenbei noch Unterricht ertheilten. So war ich schon mit siebzehn Jahren zur Universität reif, die ich, in Folge der fortgesetzten Bemühungen des befreundeten Pfarrers in der Heimat, und Dank einer

einflußreichen Verwendung von Außen her, deren ich noch genauer gedenken werde, beziehen durfte, wozu sich mein Vater nur ungern entschloß und wodurch ich ihm, glaube ich, früher entfremdet wurde, als es geschehen sein würde, wenn ich seinem Wunsche gefolgt und ein einfacher Landmann geworden wäre."

Bei diesen Worten schaute Frau Birkenfeld lebhaft auf, als hätten sie ein großes Interesse für sie. Als sie aber dabei auf Bodo's leuchtende Augen traf, die sie unverwandt festhielten, wandte sie sich wieder ihrer Arbeit zu und nickte nur von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Fahren Sie fort, ich höre ganz gern zu!"

„Ueber meinen Aufenthalt in Pforta hätte ich nun nichts weiter zu sagen," fuhr Bodo fort, „wenn ich nicht daselbst eine Bekanntschaft gemacht, die meinem ferneren Leben seine ganze Gestalt und Richtung gegeben, und die ich also, wenn ich meinen Lebenszweck verfehle, beklagen muß, obgleich ich ihr alle die reichen Erfahrungen verdanke, die ich im Leben selbst gesammelt habe."

„Was war das für eine Bekanntschaft?" fragte Frau Birkenfeld etwas neugierig.

„Das war die des jungen Grafen Lerchenstein aus M . . . , der auch ein Zögling von Pforta war und

sich mit großer Neigung an mich anschloß. Ich mußte ihn während der Ferien sogar zu seinen Eltern begleiten und hierdurch gelangte ich in Kreise, die meinem eigentlichen Empfinden und Denken sehr wenig zusagten."

„Warum nicht?" fragte die alte Frau mit blitzendem Auge.

„Sie sollen es sogleich hören. Ich weiß nicht, wie es kam: als ich den Glanz und den Ueberfluß, den Prunk und das sogenannte vornehme Treiben in der Familie meines Freundes in der ausländischen Hauptstadt sah, suchte mich ein eigenthümliches Gefühl heim. Es war mir zu Muthe, als sei ich nur durch einen blinden Zufall, durch einen unerklärlichen Irrthum in diese Cirkel versetzt und als gehörte ich eigentlich ganz wo anders hin."

Frau Birkenfeld stöhnte ganz laut auf, ließ ihre Arbeit sinken und starrte den Redenden, der ruhig und gelassen blieb, auf eine seltsame Weise an.

„Ja," fuhr er fort, „so war mir zu Muthe. Der mich umgebende Glanz blendete wohl einen Augenblick mein jugendliches Auge, aber mein Herz ließ er kalt und ich wendete mich sogar täglich, stündlich weiter von ihm ab. Dieses Gefühl hat sich später, als ich erst die Ursachen dieser auffallenden Wirkung kennen lernte, immer mehr in mir verstärkt und ich habe mich

eigentlich nie in den höheren Regionen zu Hause gefühlt, in denen ich doch noch bis vor kurzer Zeit mein Leben zu verbringen genöthigt war. Denn in diesen Regionen weht eine kalte, weniger den Leib, als die Seele und das Herz erkältende Luft. Man muß unter ihren Einflüssen geboren sein, wenn man sich darin behaglich fühlen will, wie nur der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft und der Hirsch im grünen Walde sich wohl befindet. Mir war jenes kalte, höfische, glatte und im Ganzen überaus langweilige Element — ich möchte es das der Masken und der Spiegelfechterei nennen — von Anfang an fremd, und so ist es mir geblieben bis zuletzt, obwohl ich mich oft heimisch darin zu machen versucht und deshalb oft meinem gepreßten Herzen Zwang angethan habe."

„Darin thaten Sie Unrecht!" warf Frau Birkenfeld hastig ein.

„Ja, indessen, ich kannte mein Unrecht, und so lebte ich nur äußerlich, niemals aber, niemals innerlich darin fort. Mir hat die Natur ganz andere Ansichten, Neigungen und Wünsche gegeben; ich liebe bei Weitem mehr das Leben selbst als den Schein des Lebens. In jenen Kreisen aber gab es fast nur Schein und keine Wahrheit, mehr Schimmer und Glanz als wirklich reellen Werth, mehr Form als Gehalt, und

dafür hat mich die gute Natur einmal nicht bestimmt."

Frau Birkenfeld lehnte sich so weit in ihren Sessel zurück als es ging, holte tief Athem, als sauge sie eine süße Luft ein und sagte: „Na, das freut mich. Das ist eine vernünftige Idee!"

Bodo ließ sich dadurch nicht stören, sondern fuhr ruhig fort: „Mein junger Freund in Pforta, der Grafensohn, war im Grunde ein guter, aber geistig nur wenig begabter Mensch, dennoch war er von Kindesbeinen an, schon durch seine Geburt und den Einfluß seines Vaters, zu einer bedeutenden Lebensstellung und zu großen Ehren erkoren. Er schwang sich nicht durch eigene Kraft in diese Stellung hinein, nein, er ward fast hineingestoßen, Alles war schon für ihn vorbereitet, fertig, noch ehe er geboren war; der weichste Stuhl stand überall für ihn bereit, wenn er sich setzen wollte, und der Hände gab es genug, die ihn trugen, um ihn an die rechte Stelle zu rücken. Er sah das selbst ein und fühlte seine persönliche Schwäche. Er brauchte oft eine Stütze, eine Hülfe, und dazu — war ich gut und stark genug. Er stützte sich fest auf mich und ich half ihm redlich. Ich habe von Jugend an tüchtig für ihn gearbeitet und zum Dank nahm er mich an's Schlepptau seines mit stets

frischem Winde segelnden Lebensschiffes und ich ward allmälig mit ihm und durch ihn ein kleiner Mann, wie er ein großer wurde."

„Aber das ist ja schändlich!" warf Frau Birkenfeld fast vorwurfsvoll ein.

„Was wollen Sie?" fuhr er fort. „Das ist ja im Leben immer und überall so, was hätte ich also für mich voraushaben sollen? Nein, ich am allerwenigsten, denn ich habe niemals Ansprüche gemacht, an Nichts, an Niemanden, und so bin ich bis heute geblieben und habe mich eigentlich in Nichts verändert, als daß ich größer, älter und — verzeihen Sie — auch etwas klüger geworden bin.

Genug, Frau Birkenfeld, durch die Vermittlung des mächtigen Vaters meines Freundes wurde ich, da sich mein Freund nicht von mir trennen wollte und meiner Hülfe auch ferner zu bedürfen glaubte, nach Vollendung unserer akademischen Studien, in die diplomatische Carriere gebracht und, ich muß sagen, im Anfang segelte ich ganz flott mit gutem Winde und war mit meiner Fahrt zufrieden. Ich kam zuerst nach Berlin und Wien, sah Viel von der sogenannten großen Welt, lernte eine Menge Menschen kennen, bereicherte die Vorräthe meines Geistes und — fand sehr bald, daß man auch als Diplomat sein Herz für

sich behalten und bewahren könne, daß man sich nicht gemein zu machen brauche, wenn Andere sich gemein machten, selbst wenn man Tag und Nacht Jahre hindurch unter ihnen und mit ihnen lebt. Mit einem Wort, ich blieb trotz aller Schwindeleien und Intriguen der hohen Welt der einfache Sohn meines einfachen Vaters — nun? Ist Ihnen unwohl geworden?"

Frau Birkenfeld hatte einen kleinen Schrei ausgestoßen, als habe sie irgend eine unsichtbare Nadel gestochen. Sie faßte sich jedoch schnell wieder, wandte sich mit erzwungener Ruhe zu Bodo, griff aber wiederholt zu ihrem Taschentuche, als fühle sie das Bedürfniß, sich öfters zu schnäuzen.

„Nein, nein," sagte sie rasch, „das sind alte Stiche, die mich oft heimsuchen, aber sie bedeuten nichts. Fahren Sie schnell fort, Ihre Geschichte ist lehrreicher, als ich dachte."

„In Wien blieb ich nur ein Jahr und wurde dann nach Frankreich in die Capitale der modernen Civilisation versetzt. O welche traurigen Erfahrungen machte ich da! Allerdings trieb man es im Allgemeinen nicht viel anders, als in dem lieben Deutschland, nur drängte und wüthete man unverschämter, heftiger auf einander los. Mit den süßesten Worten und den liebevollsten Blicken giebt man sich dort Rippenstöße, die bis in's

Herz dringen, und je tiefer die moralische und physische Niederlage ist, die man „seinem Freunde" bereitet, um so lauter frohlockt und triumphirt man. Ach dies leidige Jagen nach dem steilen und doch so abschüssigen Gipfel hin ist ja überall zu Hause, selbst an dem kleinsten Hofe, im winzigsten Staate, überall sucht Einer den Andern zu verjagen, niederzutreten und sich an seine Stelle zu setzen, als wäre der Tod des Einen erst das rechte Leben des Andern.

Doch ich will keine Reflexionen anstellen, sondern erzählen. — Mein Avancement schritt langsam vor, während mein Freund auf unsichtbaren Flügeln emporgehoben und weiter getragen wurde. Er fühlte sich jetzt durch mich und die Wunderkraft der höheren Welt hinreichend erstarkt und trat seinen Weg ferner allein an, während ich auf meinen mir großmüthig zugeworfenen Krücken langsam nachhinkte. Indessen kam ich doch allmälig vorwärts, sah London, Turin, Constantinopel und wurde zuletzt nach Athen gesandt, um eine überaus verwickelte und halb verlorene Sache halten und flicken zu helfen, so lange es ging.

Ich will kein Wort über meine Mühen und Anstrengungen der verschiedensten Art verlieren; man ist ja auf der Welt, um zu arbeiten — ja, zu arbeiten, sage ich — Sie sehen mich so groß dabei an — und

ich arbeitete wacker, selbst gegen den Strom, mit beiden Armen, mit Kopf und Hand — nur nicht mit dem Herzen, denn mein Herz war immer noch mein, mir allein gehörig geblieben und ich habe es schließlich aus dem Wust des Lebens gerettet und glücklich ganz und heil mit nach Hause gebracht. O! — Aber diese ewige Arbeit ohne innere Befriedigung, dieser unabläßige Kampf ohne wahre Ehre und möglichen Sieg ermüdete endlich auch meinen willfährigen Geist. Es zog ein mir bisher unbekannter Drang nach Ruhe und Frieden in meiner Brust ein und damit zugleich entwickelte sich allmälig die Sehnsucht nach meiner Heimat, dem stillen Vaterhause. Wie aus langem Schlummer erwacht, wurden Wünsche in mir rege, Menschen zu sehen, zu gewinnen, zu besitzen, die mir wirklich nahe ständen, und die Erkenntniß brach sich Bahn, daß mein bisheriges Leben vielleicht nicht in dem richtigen, für mich gezogenen Geleise verlaufen. Da tauchte denn mit einem Male vor meinen entschleierten Augen in der Ferne das Glück und Behagen eines friedlichen Stilllebens auf; der innere Trieb, meine verworrenen Gedanken zu sammeln, in kleinem Kreise für Andere wirklich Gutes zu wirken, Erreichbares zu erstreben und endlich auch zur eigenen inneren Zufriedenheit zu gelangen, die jedes Menschen,

der es ehrlich mit sich meint, recht eigentliches Ziel ist, wurde von Stunde zu Stunde brennender. — Da haben Sie also schon meine Liebe zur Einsamkeit und die Möglichkeit der inneren Zufriedenheit dabei!" fügte er lächelnd hinzu, indem er auf die vorher von Frau Birkenfeld gesprochenen Worte hindeutete.

„Ja freilich," sagte diese nachdenklich, „aber der stille Kummer fehlt noch!"

„O, der sollte auch nicht ausbleiben, und zu ihm komme ich jetzt bald, Frau Birkenfeld."

„Nun, fahren Sie nur fort, Sie haben mich neugierig gemacht."

„Ich gab meinem Vater Kenntniß von der Umwandlung oder, wenn Sie lieber wollen, von der endlichen Entwickelung meiner Ansichten vom Leben, und sprach den Wunsch aus, nach Hause zurückzukehren und unter seinen Augen, mit seiner Beihülfe ein einfacher Landwirth zu werden. Er billigte diesen Wunsch, und von nun an nahm meine Sehnsucht nach Ruhe und Frieden mit aller Welt auf eine erstaunliche Weise von Tage zu Tage zu.

Ich nahm meinen Abschied, den man mir nur mit Widerstreben ertheilte. Ich wollte zu meinem Vater eilen, zu dem mich ein seltsamer, unerklärlicher Drang trieb, allein — Gott ließ mir die Erfüllung dieses

Wunsches nicht zu Theil werden — er nahm meinen Vater früher zu sich, als ich ihn erreichen konnte, und so kam ich nach Sellhausen, nur um an seinem Grabhügel zu stehen, über die Gebrechlichkeit, die Irrthümer und die vergeblichen Hoffnungen alles Irdischen nachzudenken und dabei mit dem mir einzig übrig gebliebenen Troste zu mir zu sprechen: Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Bodo schwieg nach diesen Worten eine Weile, theils um frischen Athem zu schöpfen, theils um seine Zuhörerin zu beobachten, die bei seinen letzten Worten in ihrer Haltung und in ihrem theilnahmvoll blickenden Gesichte eine sichtliche Rührung verrathen hatte. Nachdem aber Bodo wenige Minuten geschwiegen, nickte sie beistimmend mit dem ehrwürdigen Kopfe und wiederholte halblaut, wie zu sich selbst sprechend: „Ja, ja, es muß wohl so sein! Sie haben Recht. Was Gott thut, das ist wohlgethan, und der Mensch — doch halt!" unterbrach sie sich plötzlich, richtete sich wieder straff in die Höhe und fuhr gelassen fort: „Wir wollen uns nicht gegenseitig rühren, das nützt zu nichts und man kann seine Zeit besser verwenden, als nur zu stöhnen und zu seufzen. Vorwärts also! Sie kamen nun nach Sellhausen, um die schöne Erbschaft Ihres Vaters in Empfang zu nehmen, nicht wahr? Erzäh-

len Sie mir das recht umständlich, ich habe eine gewisse Sympathie dafür und bin sehr begierig — Ihren stillen Kummer kennen zu lernen."

Bodo lächelte fast schmerzlich bei diesen Worten, schüttelte auf eigenthümliche Weise sanft den dunklen Kopf und sagte: „Ja, ja, ich kam nach Sellhausen, aber die Erbschaft habe ich darum doch noch nicht angetreten."

„Wie?" fuhr die alte Frau seltsam heftig auf, als habe sie diese Eröffnung schon lange erwartet. „Noch nicht? Was hinderte Sie denn daran?"

„Mein Vater hat mir einen kleinen Riegel vor die Thür geschoben, hinter welcher diese Erbschaft verwahrt wird. Am ersten Abend, als ich auf Sellhausen eingetroffen war, überreichte mir die gute Treuhold einen Brief von ihm. Er enthielt seine Abschiedsworte an mich und — einen Wunsch, den ich, als seinen letzten, wohl zu beachten hatte."

Die Gestalt der kleinen Frau richtete sich hoch auf, ihr Kopf drehte sich fast drohend nach dem Sprechenden hin und ihre Augen schauten ihn, selbst durch die blaue Brille erkennbar, mit zornigem Funkeln an. „Sprechen Sie," stieß sie kurz und heftig hervor, „mir können Sie Alles sagen."

„O, ich bin auch nicht geneigt, Ihnen irgend et-

was zu verbergen. Genug, mein Vater übergiebt mir in jenem Briefe Haus und Hof, seine ganze Hinterlassenschaft, jedoch nur — unter einer Bedingung, Frau Birkenfeld."

„Hahaha!" lachte die alte Frau laut auf. „Eine Bedingung? Also wirklich? Er stellte Ihnen Bedingungen?"

„Ja, er stellte sie mir — ein Vater hat ja das Recht dazu — und zwar die — daß — daß —"

Er schwieg. Es wollte nicht über seine Lippen, was er jetzt sprechen sollte, sein Herz empörte sich gleichsam dagegen. Da änderte sich zu seiner höchsten Verwunderung die ganze Scene, denn Frau Birkenfeld nahm plötzlich ihre Brille ab, legte sie vor sich auf den Tisch und sah ihn zum ersten Mal mit ihren natürlichen, wunderbar klaren Augen an, in denen überdieß ein Geist, eine Fülle von Kraft und eine durchdringende Klugheit lag, die Bodo bis jetzt noch nicht darin entdeckt hatte.

„Bah!" rief sie mit einem ganz anderen und viel natürlicheren Tone, „nehmen wir vor einander die Masken ab. Da haben Sie mein Gesicht und nun zeigen Sie auch Ihr Herz ganz und klar. Sind wir so weit mit einander gekommen, können wir auch noch weiter kommen. Die Bedingung Ihres Vaters kenne

ich, Sie brauchen sich also nicht zu scheuen, sie mir zu offenbaren. Mit einem Wort: Sie sind sein einziger und alleiniger Erbe, wenn Sie die Tochter des Barons von Grotenburg heirathen, nicht wahr?"

„Mein Gott," rief Bodo aufspringend, sich an den Nähtisch dicht vor die kleine Frau stellend und sie mit höchstem Interesse aus nächster Nähe betrachtend, „Sie wissen das auch? Weiß denn die ganze Welt, was mein Vater über mich zu beschließen für sein Recht gehalten hat?"

„Still, still, Herr, ereifern Sie sich nicht. Ich kann das wissen, mir schadet es so wenig wie Ihnen, und entnehmen Sie also daraus, daß Sie keine Geheimnisse vor mir zu haben brauchen. Ich weiß mehr, als viele Andere zusammengenommen, aber ich verrathe auch nichts, was ich nicht verrathen darf."

„Gut," erwiderte Bodo, auf der Stelle seine vollkommene Ruhe wieder gewinnend, „also Sie wissen das! Nun, ich bin auch damit zufrieden. Ja, diese Bedingung hat mir mein Vater gestellt."

„Und Sie werden sie eingehen?" fragte die alte Dame mit herausfordernder Kühnheit, wobei es Bodo bedünken wollte, als ob sie plötzlich ein ganz andres Wesen hervorgekehrt hätte und mehr herrisch und gebieterisch aufträte, wo sie vorher nur aufmerksam und erwartungsvoll gewesen war.

„Das wird die Zukunft lehren," erwiderte er vorsichtig und unwillkürlich lächelnd, als er das lauernd gespannte Auge der alten Frau regungslos auf sich gerichtet sah.

„Nichts von Zukunft, nichts von Zukunft!" rief sie heftig. „Ich will Ihre Entscheidung — auf der Stelle!"

„Auf der Stelle?" fragte Bodo gedehnt. „Da sind Sie also noch unerbittlicher als der Wille meines Vaters, der mir doch wenigstens sechs Monate Zeit dazu ließ. Doch ich verstehe Sie wirklich nicht recht — Sie meinen doch wohl nur die Entscheidung, die ich bis jetzt gefaßt habe, nicht wahr? Denn erst am ersten August brauche ich mich vor Gericht zu entscheiden und dann wird von meinem Ausspruch abhängen, ob ich der einzige und alleinige Erbe meines Vaters bin oder ob sein Testament in Kraft tritt, das nur dann eröffnet werden soll, wenn ich seinen Wunsch in Betreff jener Verbindung nicht erfülle."

„So, so," sagte die Alte. „O, Sie sind schlau. Doch hören Sie — ich will mich kurz fassen und aufrichtig sein. Es liegt mir viel daran, daß dieses Testament Ihres Vaters nicht eröffnet werde, sehr viel — verstehen Sie? Und doch, und doch möchte ich es lieber eröffnet sehen, als daß Sie seinen Wunsch er-

füllten. Ehrlich gesprochen, finde ich eine solche Handlungsweise von Seiten Ihres Vaters unverantwortlich oder, gerade heraus gesagt, schlecht. Ich bin überhaupt keine Freundin von solchen aus gemeinhin verwerflichen Gründen gekuppelten und gedrechselten Ehen, man darf mit einer so heiligen, so wichtigen, so in's ganze menschliche Leben tief eingreifenden Sache nicht so leichtsinnig umgehen, nicht spielen und man soll vor allen Dingen keines Menschen Neigung in Fesseln legen — Ihr Vater hätte das also auch nicht thun dürfen, nicht thun müssen. Doch es ist einmal geschehen und — wie die Sachen liegen, sind nur zwei Punkte in's Auge zu fassen und das wollen wir jetzt thun. Erstens also, Sie heirathen Clotilde von Grotenburg und dann sind Sie Ihres Vaters unbestrittener Erbe, nicht wahr?"

„Ja, so ist es!" erwiderte Bodo mit trübem Ernste.

„Oder zweitens, Sie erklären: ich heirathe sie nicht — und dann, was dann?"

„Dann wird das Testament eröffnet und vor Zeugen verlesen."

„Bah! Und wenn er Sie dann enterbt, der gute Vater, und Ihnen nichts von den geträumten Schätzen läßt?"

„Nun, mein Gott," sagte Bodo mit ernster Miene

und fester Stimme, indem er von seinem Stuhle aufstand, „das werden Sie doch in Bezug auf meine Person für keinen so großen Verlust halten, daß ich darüber klagen sollte?“

„Ah!“ rief die kleine Frau, sprang von ihrem Platze auf und trat dicht an den großen vor ihr stehenden Mann heran — „das habe ich von Ihnen zu hören erwartet. Da, geben Sie mir Ihre Hand. Sie können nichts für die Handlungsweise Ihres Vaters, so viel sehe ich ein. So. Jetzt erst heiße ich Sie bei mir willkommen. Sie sind ein Mann, wie ich die Männer liebe. Ich kenne Sie jetzt. Nein, Sie haben Recht, zu klagen giebt es da nichts, wenn man ein zweifelhaftes, an so alberne Bedingungen gebundenes Vermögen verliert. Aber was würden Sie anfangen, wenn Sie nun nichts, gar nichts erhielten?“

Bodo lächelte auf eine ihm eigenthümliche Weise, streckte seine beiden Hände vor, deutete dann damit auf den Kopf und sagte ruhig: „Arbeiten würde ich — hier sind die Werkzeuge dazu!“

Die alte Frau schien über diese Antwort entzückt zu sein. Sie wollte etwas Anderes sagen, doch plötzlich besann sie sich und sagte, noch immer dicht vor ihm stehen bleibend: „Doch nein, so weit sind wir ja noch nicht. Es ist ja noch nicht der erste August und

Sie können ja bis jetzt nur von Ihrer Entscheidung bis zu diesem Augenblick sprechen. — Sie sind bei den Herren Baronen gewesen, nicht wahr?"

„Ja, ich bin bei ihnen gewesen!" bestätigte Bodo mit einer Miene, die eigentlich schon seine ganze Meinung über sie aussprach.

„Aha, ich verstehe. Sie haben Ihnen gefallen?"

„Nein," sagte Bodo fest und fast bitter. „Diese Menschen sind — Sie verzeihen, Frau Birkenfeld, es sind ja Ihre Verwandte — so unscheinbare Wesen, was sage ich, so winzige, unbedeutende Wesen trotz ihrer Prahlerei und ihres flitterhaften Prunkes, trotz ihrer Frömmigkeit und trotz ihrer schmackhaften Weine, daß mich mein Besuch viel weiter von ihnen entfernt als näher gebracht hat. Wenn die ganze Welt voll von solchen Leuten wäre, so wollte ich lieber eine Ameise, als ein Freund und Kostgänger bei ihnen sein."

„Haha! Haha!" lachte Frau Birkenfeld, lebhaft hin und her trippelnd und vor Freude in die Hände klatschend. „Da haben wir also endlich einen Menschen gefangen, der Augen im Kopf und das Herz auf der rechten Stelle hat!"

Bodo stand bei diesem enthusiastischen Ausruf mitten im Zimmer und sah das seltsame Gebahren dieser merkwürdigen Frau mit stillem Behagen an. Er mußte

unwillkürlich lächeln. Sie bemerkte es auf der Stelle und sagte rasch:

„Sie lächeln? So! Wohl Ihnen, daß Sie es können! — Aber denken Sie von Fräulein Clotilden auch so, wie von den Andern? Sprechen Sie dreist, jetzt will, jetzt muß ich Alles hören."

„Nun ja," erwiderte Bodo gelassen, „das kann auch geschehen. Meine jetzige Entscheidung also ist, daß ich von dieser jungen Dame eben so denke, wie von ihren Eltern und Vettern."

„Gut. Und wenn Sie jetzt sich entscheiden und antworten müßten, ob Sie sie heirathen wollen oder nicht, dann würden Sie sagen?"

„Offen und ehrlich — nein!"

„Trotzdem Sie möglicher Weise die Erbschaft Ihres Vaters verlieren?"

„Trotzdem — ja!"

Die alte Frau nahm eine würdevolle Miene an; ihre vorher in fieberischer Aufregung springenden Gesichtsmuskeln beruhigten sich, ihre Augen verloren das unheimlich blitzende Funkeln und sie sagte ruhig und fast mit weicher Stimme:

„Da haben Sie noch einmal meine Hand! Das will sagen, wir sind keine Feinde mehr, und das Fundament unsrer Freundschaft kann als gelegt betrachtet

werden, wenn Sie wollen. Nein, Sie haben Recht mit Ihrem jetzigen Entschluß und beharren Sie dabei: heirathen Sie nie ohne Liebe und Neigung, und wo möglich mit einer solchen Neigung, die das ganze Leben hindurch anhält. Das Gegentheil davon muß schrecklich sein. Doch halt! Hat zu dieser Ihrer augenblicklichen Entscheidung vielleicht der Gedanke beigetragen, daß der Vater der Ihnen angetragenen Braut bis über die Ohren in Schulden steckt?"

„Gewiß nicht, daran habe ich noch gar nicht oder nur sehr wenig gedacht, denn das Geld ist nie das Erste, woran ich denke, wenigstens bestimmt es meine Handlungsweise nicht. Ueberdieß, wenn aus dieser Verbindung etwas geworden wäre oder noch würde, so wäre ja die Tochter des Barons nicht arm, da sie meine Frau würde."

Ueber das Antlitz der alten Frau flog ein blitzartiges Leuchten. „Ah," sagte sie, „Sie sind also reich?"

„Das will ich damit nicht sagen. Gegenwärtig bin ich fast ohne alles Vermögen, im Falle der Beerbung meines Vaters wäre ich aber doch nicht besitzlos."

„So. Da ist Ihr Vater wohl nach Ihrer Meinung sehr reich gewesen?"

„Sehr reich wohl nicht, auch hat er mir gesagt,

daß Schulden auf seinem Gute haften, nicht unbedeutende sogar, aber bei sparsamem Leben würde es mich sowohl ernähren, wie auch am Ende die Schulden tilgen."

„Am Ende! Hm! Ja, da tilgt sich freilich Alles!" erwiderte die Alte sarkastisch lächelnd. „Auch mag es so sein — aber würde Ihre Frau — diese Clotilde — sparsam sein, wenn auch Sie es zu sein verständen?"

„Das glaube ich nicht, so weit ich sie kenne. Doch lassen Sie jetzt von diesem Gespräche ab, es hat mich eben nicht erwärmt —"

„Aber doch erhitzt, wie es scheint. Ja, lassen wir davon ab, es ist Zeitvergeudung, über ein Nichts zu sprechen. Haha! Aber da fällt mir etwas Gutes ein. Wissen Sie was?"

Sie trat an das Fenster, blickte lange hinaus und sah dann wieder ihren jungen Gast auffallend freundlich, fast zärtlich an. „Betrachten Sie einmal die Wolken," fuhr sie fort. „Hat der Wind zu wehen aufgehört oder nicht?"

Bodo blickte hinaus. „Er scheint ganz erstorben zu sein," sagte er. „Die Sonne wendet sich schon stark gegen Westen zu, aber sie scheint warm, die Luft ist heiter und der Himmel blau, so weit mein Auge reicht."

„Nun ja, so sehe ich es auch an — haben Sie Lust, mit mir ein wenig in meinen Garten zu gehen?"

Bodo blieb erstaunt am Fenster stehen. „Bin ich denn Ihr Freund?“ fragte er still lächelnd. „Sie sagten ja vorher nur: wir seien keine Feinde mehr?“

„Still! Nichts mehr davon! Ich sagte Ihnen ja: das Fundament unserer Freundschaft sei gelegt. Mit einem Wort, wollen Sie?“

„Wenn Sie mich für würdig halten, mir Ihren Garten zu zeigen, so bitte ich darum.“

Die alte Frau schritt wie mit verjüngten Kräften durch das Zimmer und zog dreimal hinter einander heftig an einem an der Wand hängenden Glockenzuge. Als man dann gleich darauf eilige Schritte auf dem Hausgange hörte, öffnete sie die Thür ein wenig und rief mit weithin tönender Stimme hinaus:

„Boas! Schließ' den Garten auf!“

Einen Augenblick darauf gab Frau Birkenfeld ihrem Gaste einen Wink, ihr zu folgen, und schritt nun lebhaft den Hausgang hinab, in dem ihr Boas schon mit abgezogenem Hute entgegenkam, nachdem er die stets verschlossen gehaltenen Thüren bereits geöffnet hatte. Der alte Mann mit dem schneeweißen, bis auf die Schulter und die Brust herabwallenden Haar und Bart, neigte sich ehrerbietig vor seiner Gebieterin, sein ängstlicher und immer mehr staunender Blick blieb aber auf Bodo von Sellhausen haften, als wolle er sein

innerstes Wesen zu ergründen suchen. Dabei zitterte er merklich und vermochte kaum so schnell voran zu laufen, wie Frau Birkenfeld ging, um ihr die Thür zum Treibhause offen zu halten. Sie gab ihm im Vorbeigehen, da sie ohne Zweifel seine Gemüthsbewegung bemerkte, einen mürrischen Wink und er zuckte als Antwort leise die Achseln, als wollte er sagen: „Mein Gott, was kann ich dafür! Ich bin ja auch nur ein Mensch!"

Durch das augenblicklich fast leere Treibhaus rasch hindurchschreitend und selbst in dem behaglichen Saale sich kaum nach ihrem Gaste umschauend, schritt sie bis zur Schwelle der offenen Thür desselben. Hier erst blieb sie stehen und indem sie mit der Rechten in den vor ihr liegenden Garten deutete, sah sie sich mit fragendem Blick nach dem Legationsrath um, als sei sie begierig, zu erfahren, welchen Eindruck der erste Anblick ihres kleinen Paradieses auf ihn machen würde.

Bodo trat auf die Schwelle neben ihr, sah neugierig hinaus und blieb erstaunt und schweigend auf seinem Platze stehen. Der duftende Garten, kurz vorher reichlich besprengt, und die Blumen darin, von dem Strahle der sinkenden Sonne zauberhaft beleuchtet, boten zu dieser Stunde einen Anblick dar, der im Verein mit dem melodischen Schlage zahlloser Nachtigallen,

die so eben ihr feierliches Abendlied anzustimmen begannen, einen ungemein lieblichen und überraschenden Eindruck auf den Beschauer hervorbrachte.

„Nun?“ fragte Frau Birkenfeld ihren noch immer schweigenden Gast. „Da haben Sie das grüne Reich, in dem ich unumschränkte Gebieterin bin — wie gefällt es Ihnen?“

„Frau Birkenfeld,“ entgegnete Bodo mit wirklicher Empfindung, „das geht über meine Vorstellung! So reizend und einladend habe ich es mir bei Ihnen nicht gedacht.“

Die alte Frau lächelte vor stiller innerer Freude und nickte ihm ermunternd zu. „Ja, ja,“ sagte sie, „einladend ist es. Aber nun kommen Sie. Ich will Ihnen zeigen, was ich habe — ach! es ist das Einzige, worauf ich ein wenig stolz bin.“

Sie schritt in den Garten hinaus, nachdem ihr Boas rasch ein paar Gummischuhe übergezogen und den Regenschirm eingehändigt, und Bodo folgte ihr, seine Blicke immer tiefer in die herrlichen Gebüsche und die prachtvollen Blumenbeete versenkend, auf den bequemen, mit Kies bestreuten Wegen, die an einladenden Ruhesitzen vorüber, allmälig nach der Höhe des Wartthurmberges sich empor schlängelten.

Als der Weg steiler wurde und die alte Dame

nur langsam und sichtbar mit Mühe sich fortbewegte, sagte Bodo, ihr mit zarter Aufmerksamkeit seinen Arm bietend: „Bitte, Frau Birkenfeld, bedienen Sie sich meines Armes. Er ist stark und stützt Sie gern.“

Sie zögerte nur einen Augenblick, dann aber legte sie ihre magere Hand, die sie vorsichtig mit einem Zipfel ihres Pelzmantels bedeckte, in den hingehaltenen Arm und sagte: „Ja, stark ist er, das ist wahr!“ Und dann schritt sie so aufgeheitert und muthig weiter, als jauchzte eine innere Stimme in ihr: „O, ich habe endlich eine Stütze, und was für eine! Einen Menschen, dem ich vertrauen kann, ein Herz, das mich nicht belügt. O, wie man sogar in seinem Alter noch glücklich sein kann!“ —

Langsam, nur wenig sprechend und bisweilen stehen bleibend, um alle die sich allmälig aus den Gebüschen aufrollenden Blumenschätze, die geschmackvoll geordneten Baumgruppen, die bequemen Sitzplätze und die herrlichen Aussichtspunkte zu betrachten, schritten die beiden Personen die grüne Höhe hinan. Um sie her strömten die Rosen, die Lilien, die Levkojen, die Reseda und hundert andere wohlriechende Blumen ihre köstlichen Düfte aus, die Nachtigallen schmetterten und klagten in allen Gebüschen und die Insecten summten ihr zauberisches, unbegreifliches Lied. So kamen sie

endlich auf dem grünen Rasen unter den Linden an, wo die Bienenhäuser standen und die fleißigen Thiere noch immer um die Wipfel der hohen Bäume schwirrten und ihre Arbeit eifrig fortsetzten.

Frau Birkenfeld blieb stehen, blickte sich heiter um und suchte dann unendlich freundlich die immer mehr staunenden Augen ihres Begleiters auf. „Da sehen Sie meine kleine Welt," sagte sie. „Hier haben Sie Alles, was ich bisher liebte und pflegte. Ach, Sie haben mir vorher recht wohl gethan — vielleicht, ohne es einmal zu wissen."

„Womit denn?" fragte Bodo mit einer Stimme, die ihm unmittelbar aus dem Herzen zu kommen schien, indem seine dunklen Augen vor stiller Freude und mit wahrhafter Theilnahme gegen den Blick der alten Frau sanft aufleuchteten.

„Damit, daß Sie sagten, Sie wollten lieber eine Ameise sein, als in einer Welt verkehren, wo alle Leute solche Barone wie jene Drei sind. Hätten Sie gesagt: ein Löwe oder irgend ein anderes edles Thier, es würde mir nicht halb so gut gefallen haben. Aber Sie haben Recht: arbeitsam und bescheiden zugleich muß der Mensch sein, und indem Sie die kleine Ameise zu Ihrem Sinnbilde wählten, wollten Sie Beides sein. Sie hätten aber auch: eine Biene! sagen können. Ja,

ja, das sind meine Lieblinge — sehen Sie, sie umfliegen mich schon, denn sie kennen mich. O, fürchten Sie sich nicht. Sie thun Ihnen nichts. Es wäre das erste Mal, daß sie Jemanden stächen, der mit mir unter sie tritt."

Sie ging jetzt mit ihrem Gaste von einem Hause zum andern, zeigte ihm Alles und ließ ihn die innere Einrichtung der kleinen Wohnungen bewundern. Nachdem sie sich aber ziemlich lange dabei aufgehalten, trat sie wieder ihren Rückgang an, sagte ihren Bienen gute Nacht und schritt in den tiefer gelegenen Garten hinab, wo sie sich in einer dicht umrankten Laube niederließ, die eine herrliche Aussicht über das Thal hin bot und in welcher ein Tisch und einige bequeme Gartenstühle zu ihrem Empfange bereit standen.

Nachdem Beide eine Weile hier gesessen und ihre Blicke an dem schönen Abend, der langsam auf das schweigende Thal herniedersank, geweidet hatten, hörte man plötzlich den feinen Kies unter den Tritten eines sich Nahenden knirschen und einen menschlichen Athem den Berg herauf keuchen. Es dauerte auch nicht lange, so trat Boas in ganz neuer blauer Blouse, in der einen Hand den Hut, in der andern ein silbernes Handbrett mit einer Flasche und zwei Gläsern tragend, aus dem Gebüsch hervor und stellte, ohne ein Wort

zu sprechen, den Wein und die Gläser auf den Tisch vor seine Herrin. Nachdem er dies gethan, ging er fort, kam aber sogleich mit einem geräumigen Korbe wieder, den er auf einen Stuhl in der Laube bei Seite stellte. Daraus nahm er drei feine Damastservietten, breitete die eine über den Tisch aus, setzte kleine Teller mit silbernen Messern und Gabeln hin und trug dann einige Schüsselchen mit dicker Milch, Früchten, weißem Brod, Honig und zuletzt ein in vier gleiche Stücke zertheiltes Huhn auf. Alles dies that er schweigend und in gemessenster Weise. Der Legationsrath sah ihn einige Mal, während Frau Birkenfeld ruhig weiter sprach, dabei an und glaubte eine seltsame, nur mit Mühe verhaltene Rührung auf den faltigen Zügen des alten Mannes wahrzunehmen, der sich wiederholt räusperte und öfters verstohlen mit dem Blousenärmel über die Augen fuhr.

Als er fertig war, blieb er stehen, blickte seine Herrin demüthig an, die seine stumme Frage verstand und blos sagte: „Es ist gut, Boas, Du kannst gehen!"

Er ging. Aber gleich darauf drang ein vernehmlicher, wenn gleich halb unterdrückter Laut, der nur aus der Brust eines Menschen kommen konnte und der Bodo's aufmerksamem Ohre nicht entging, durch das benachbarte Gebüsch nach der Laube herein.

Aber auch die scharfen Ohren der alten Frau hatten ihn vernommen. Sie horchte einen Augenblick gespannt hin, dann stand sie heftig auf, trat hinter das Gebüsch und sah zu ihrer nicht geringen Verwunderung daselbst ihren Gärtner stehen, der bitterlich weinte und sich die alten Augen mit einem rothen leinenen Taschentuche trocknete.

„Boas!" flüsterte die alte Dame mit leiser Stimme. „Was fällt Dir ein? Alter Mensch, willst Du mich durchaus in Verlegenheit setzen? Pfui, schäme Dich. Heule jetzt nicht, nachher kannst Du meinetwegen heulen, so lange Du willst. Marsch, geh' hinunter und laß Dich nicht wieder vor dem Herrn sehn!"

Boas machte eine flehende Geberde, indem er die gefalteten Hände gegen seine Gebieterin erhob, als wolle er eine stumme Bitte wagen. „Nichts da!" rief sie etwas lauter und heftiger. „Fort! Ich will es!"

Boas schlich tief erschüttert den Berg hinunter, Frau Birkenfeld aber trat mit sichtbar ergriffener Miene in die Laube zurück, legte dem Gaste einige Speisen vor, sah nach der Etiquette der bereits entkorkten Weinflasche, goß dann beide Gläser voll und sagte dabei: „Nun wollen wir essen und trinken; es wird uns schmecken. Meine Abendspeisestunde ist zwar eigentlich schon vorbei, aber es thut nichts, es muß

Ausnahmen von der Regel im Leben geben und der heutige Tag ist eine Ausnahme. Ach ja! So. Auf Ihr Wohlsein, Herr Legationsrath!"

Sie stieß mit ihrem Glase an das ihr entgegengehaltene des Gastes an und that einen kräftigen Zug daraus. „Er ist gut," sagte sie dann, „und das wundert mich nicht. Es ist Johannisberger Cabinetswein und rührt noch von meinem seligen Manne her, der ein Kenner war und ihn nur seinen besten Freunden bei feierlichen Gelegenheiten vorsetzte."

„Er ist vortrefflich," bestätigte Bodo, ebenfalls trinkend und wiederholt kostend. „Aber es sollte mir doch leid thun," fuhr er fort, „wenn mein langer Besuch Ihre Hausregel umgestoßen hätte."

„Nichts von leid thun, gar nichts!" erwiderte sie. „Beim Mahle, wenn es auch nur so einfach ist, wie dieses, soll man an keine das Gemüth erregenden Dinge denken oder von ihnen sprechen — also langen Sie zu, ich thue es auch — das ist auch eine Unterhaltung."

So aßen und tranken sie denn, eine Weile schweigsam neben einander sitzend. Frau Birkenfeld zwar rührte kaum nur die Speisen an, dem Wein aber sprach sie fleißig zu, als habe sie eine wahre Begier, ihre angegriffenen Lebensgeister anzufeuern. Ihre

Augen nahmen dabei einen eigenthümlichen warmen Glanz an, ihre Miene wurde allmälig wieder ruhiger und sie warf mitunter einige wohlwollende Blicke auf ihren Gast, der still aß und trank, aber sein Auge scharf auf jeden Vorgang gerichtet hielt, ohne daß man es ihm anmerken konnte.

Als aber auch er endlich Messer und Gabel niederlegte, sagte die alte Dame: „So, Sie sind also fertig? Nun gut, dann können wir weiter plaudern.“ Und sie begann ihm eine Frage nach der andern vorzulegen, die er stets nach besten Kräften beantwortete, da sie Gegenstände betrafen, in denen er zu Hause war und die sich auf einem ganz anderen Felde als ihr früheres Gespräch bewegten.

So mochten sie schon länger als eine Stunde hier gesessen haben und die Sonne neigte sich immer tiefer, die Schatten im Garten wurden immer länger und dichter und ein feiner schleierartiger Dunst lagerte sich über das freundliche Thal, das sich allmälig zum nächtlichen Schlummer vorbereitete.

„Es wird Ihnen doch nicht zu kühl?“ wagte Bodo endlich zu fragen, mit der Hand nach der sinkenden Sonne deutend. „Der Abend ist hereingebrochen und ich möchte Ihre Regel nicht noch länger umstoßen.“

Sie griff fast krampfhaft heftig nach seinem Arm,

als fürchte sie ihn plötzlich zu verlieren oder als wolle sie ihn noch länger an sich fesseln. „O nein, o nein," hauchte sie hervor, „Sie denken doch nicht daran, mich schon zu verlassen? O, thun Sie das nicht, Sie sind ja noch nicht lange bei mir und ich fürchte mich heute allein zu sein, wenn Sie gegangen sind."

„Wenn Sie es wünschen, so bleibe ich noch."

„Ja, bleiben Sie, so lange es geht. Ach, ich habe nicht oft Gesellschaft, die mir zusagt. Sehen Sie, ich bin eine steinalte Frau und stehe so ganz allein und einsam in der Welt. Meine paar Freunde — die meisten habe ich ja überlebt — denen das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, der brave Meier und mein redlicher Sachwalter, wohnen weit von mir entfernt und haben viel zu thun, sie können mich also nicht oft besuchen. Ich aber muß meine Bequemlichkeit und Ruhe haben und kann mein Haus nicht so oft verlassen. Bald vielleicht kommt sogar die Zeit, wo ich nicht mehr aus meinem Zimmer gehen darf — und der Gedanke ist bitter. Ach, was soll dann aus meinem Garten und meinen Bienen werden!"

Sie schwieg eine Weile und dachte, trübe vor sich hinstarrend, über ihre eigenthümliche Lage nach.

Bodo sprach einige freundliche Worte, wie sie unter solchen Umständen allein tröstlich sind, indem er

sagte, daß man ja, wie sie selbst sage, an das Kommende nicht denken und nur die gegenwärtige Stunde festhalten müsse.

„Ja, ja," erwiderte sie, „Sie haben wohl Recht, aber bisweilen fühle ich mich doch recht einsam in dem alten Hause, und auch die Gedanken wollen nicht mehr, wie früher, helfen, die Langeweile zu vertreiben, wenn ich müde werde und nicht mehr arbeiten kann."

„Ich will Sie öfter besuchen, wenn Sie es erlauben," sagte Bodo.

„Ja, thun Sie das, ich bitte darum," fuhr sie lebhaft fort. „Wir werden uns dann näher kennen lernen und Sie werden sich überzeugen, daß ich nicht die alte unerträgliche Hexe bin, für die mich die Leute halten. Das Herz ist mir noch nicht ganz verknöchert und ein kleiner warmer Lebensstrom pocht und fluthet noch immer darin. — Aber ich habe auch einen Wunsch, mein lieber Herr Legationsrath, und ich denke, ich darf es immerhin wagen, ihn auszusprechen."

„O, sprechen Sie ihn aus, ich wollte, ich könnte Ihnen viele Wünsche erfüllen!"

Die alte Frau dachte eine Weile über diese Worte nach, die einen tiefen Widerhall in ihrem Herzen zu finden schienen, und sagte dann: „Ach, wozu die Ziererei! Ich will dreist sprechen und so wollen wir es

von heute an immer zwischen uns halten. Wissen Sie, wie lange ich Sellhausen nicht gesehen habe?"

Bodo fuhr freudig erschrocken auf. „Wie lange nicht?" fragte er beinahe heftig.

„Es sind etwa dreißig Jahre her, und Vieles mag sich in dieser langen Zeit daselbst verändert haben."

„Dreißig Jahre!" sagte Bodo nachdenklich. „Ein ganzes Menschenleben! O ja, da verändert sich überall Viel, und auch Sellhausen ist neu gebaut und geschmückt."

„Ich weiß es wohl und — da haben Sie es — ich möchte es wohl einmal sehen und noch vor dem ersten August, wo Sie es vielleicht auf ewig verlassen, wie?"

Bodo zuckte leise die Achseln. „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" sagte er sanft mit seiner tiefen, wohllautenden und in's Herz dringenden Stimme.

„O, wie Sie das sagen! Das ist ein wahrer Trost. Ja, ja, ich muß es vorher noch sehen und ich werde Sie also bald heimsuchen und dann den Meier mitbringen."

„Sie sollen mir jede Stunde willkommen sein und dann recht lange bei mir bleiben."

„Das wollen wir abwarten. Es kommt darauf an, wie es mir bei Ihnen gefällt und ob mich nicht

— mein stiller Kummer zu stark bei Ihnen packt. Doch nein, das fürchte ich jetzt nicht mehr. Wir sind ja Freunde und Sie helfen mir gegen meinen Kummer ankämpfen. Wir haben zusammen gegessen und getrunken, von Herzen mit einander geredet und so wollen wir uns auch einander beistehen. Ihnen, ja, Ihnen — habe ich Alles verziehen —"

„O, Frau Birkenfeld," rief Bodo tief gerührt bei diesen Worten aus, „wie dankbar bin ich Ihnen dafür, daß Sie mir dies sagen! Könnte ich doch die Hoffnung hegen, daß auch mein Vater auf solche Milde rechnen darf —"

„Still! Davon ein ander Mal — nichts über Ihren Vater, mit dem habe ich einen anderen Strauß als mit Ihnen. Und wenn man glücklich ist, muß man das Glück genießen, es ist flüchtig wie die warme Luft des Frühlings — es schwindet unter den Händen und über Nacht kommt das eisige Gewitter, das Alles erkältet und verwüstet. — Wie lange haben Sie noch zu reiten, bis Sie zu Hause sind?"

„Zwei volle Stunden!"

„Da wird es spät werden, bis Sie nach Sellhausen kommen. Daran bin ich schuld. Die Sonne ist längst hinter den Bergen und es wird dunkel. Lassen Sie uns aufbrechen — mich friert."

Und sie schauderte sichtbar zusammen, aber vielleicht mehr, weil sie an die sie bald erwartende Einsamkeit dachte, als weil die kühlere Abendluft, die immer noch warm genug war, eine empfindliche Wirkung auf sie übte.

Bodo erhob sich rasch, bot wieder seinen Arm dar und führte die alte Frau, nachdem er sie sorgsam in den Pelz gehüllt, langsam den Berg hinab. Unterwegs sprach sie kein Wort. Es war, als ob das Leben, das bisher so kräftig in ihr pulsirt, eingeschlummert wäre. Im Zimmer angekommen, wo sie Bodo zuerst empfangen, stand sie vor ihm still, sah ihm tief und lange in die Augen und sagte sanft:

„Es ist fast ganz dunkel hier, aber ich erkenne doch noch Ihre Züge und sehe den Glanz Ihres Auges. Ach!" Und sie fuhr mit den Händen über beide Augen und wandte sich hastig ab.

„Leben Sie wohl!" sagte Bodo, nach dem Hute greifend.

„Gute Nacht! Geben Sie mir aber erst Ihre Hand. So. Ich — danke für Ihren Besuch!"

„Und ich für Ihren Empfang!"

„Still! Der Empfang war nicht angenehm, für Sie ebenso wenig wie für mich, ich weiß es wohl — aber alte Leute haben Launen, Sie wissen es ja! Doch

ich denke, der Abend hat den Nachmittag aus Ihrem Gedächtniß verwischt, wie bei mir."

„Ganz und gar, Frau Birkenfeld!"

„So geleite Sie Gott!"

Sie begleitete ihn bis an die Hausthür, drückte noch einmal seine Hand und kehrte in ihre stille Stube zurück, als er die Stufen nach dem Vorgarten hinunter schritt.

Kaum aber war die Thür hinter dem Abgehenden zugefallen, so stürzten Boas und Dina aus dem Hinterhause zu ihrer Herrin herein, mit starren Gesichtern und emporgehobenen Händen. Als Frau Birkenfeld aber ihre Dienstboten in solcher Aufregung bei sich eintreten sah, richtete sie sich straff in die Höhe, riß die drohenden Augen weit auf und rief:

„Was wollt Ihr? Hinaus — den Augenblick! Kein Wort will ich hören, ich verbiete es Euch. Und vor einer Stunde läßt sich kein Mensch bei mir sehen!"

Sie wies mit gebieterischer Geberde nach der Thür und die beiden alten Getreuen schlichen ebenso leise wieder ab, wie sie stürmisch gekommen waren, um sich in ein hinteres Zimmer zu begeben und dort mäuschenstill zu verweilen, wie ihnen geboten, denn sie wußten, daß ein von ihrer Herrin in solcher Weise ausgesprochener Befehl niemals übertreten werden durfte.

Als aber die beiden Diener das Zimmer verlassen hatten, trat Frau Birkenfeld wie ein geheimnißvoller Schatten an das Fenster, legte ihre heiße Stirn gegen eine Scheibe und starrte mit ihrer ganzen Sehkraft nach dem Flusse hinab. Es war noch nicht so dunkel, daß sie nicht das Boot mit dem Gaste hätte hinüber fahren sehen können. Sobald sie sich aber überzeugt, daß dieser jenseits des Wasser sei, glitt sie vom Fenster zurück, zündete mit bebender Hand eine Wachskerze auf einem kleinen silbernen Leuchter an, trat auf den Flur, überzeugte sich, daß Alles still und sie allein sei, riegelte das Haus auf und ging mit dem brennenden Lichte in den Vorgarten hinaus.

Die Luft war völlig unbewegt, es rührte sich kein Blatt, so daß die Flamme der Kerze nicht einmal davon in Bewegung gesetzt wurde. Die alte Frau trat nun geräuschlos in den kleinen Vorgarten, bückte sich und spähte aufmerksam nach Etwas auf dem Boden. Bald auch hatte sie entdeckt, was sie suchte. Es war die Karte des Fremden, die sie in ihrem ersten Grimme zerrissen und aus dem Fenster geworfen hatte. Die vier Stücke lagen nicht weit von einander entfernt auf einem Rosenbeet. Sie raffte sie schnell zusammen und eilte wie mit einem Schatze in ihr einsames Zimmer zurück, das sie sogleich hinter sich verschloß.

Dann aber entwickelte sich eine unbegreifliche und schwer zu schildernde Scene.

Die alte Frau setzte sich auf einen Stuhl an den Tisch vor dem Sopha, legte behutsam die vier Stücke der Karte zusammen, so daß sie wieder ein Ganzes bildeten, und beugte nun tief das greise Haupt darüber hin.

„Bodo von Sellhausen. Legationsrath a. D." las sie. Sie las es wohl zehnmal hinter einander und jedesmal bebte ihr Herz von Neuem mächtiger auf; ihre Finger zitterten wie Espenlaub und ihr klares Auge umflorte sich mit einem trüben Schleier.

Plötzlich ließ sie den Kopf auf die untergebreiteten Hände sinken und, was ihr vielleicht in einem Menschenalter nicht begegnet, begegnete ihr jetzt. Sie weinte laut. So laut und mit so herzzerreißenden Tönen, daß sich ein Herz von Stein darüber hätte erbarmen mögen.

Eben so plötzlich aber hörte auch dieser seltsame Schmerzensausbruch wieder auf. Die starke Seele dieses gebrechlichen Körpers hatte den Schmerz bezwungen und sie war wieder die geistig gefaßte Frau Birkenfeld.

„Es ist vorbei," sagte sie halblaut zu sich, „was ich die beiden letzten Stunden gefürchtet habe. Ich

wußte, daß es kam. Ah! Nun ist mir leicht und ich kann wieder denken. Boas hat also nicht allein geweint. Was der alte Mensch für Augen hat! Ich glaubte, nur meine wären gut und treu. Nun, das soll ihm vergolten werden! Ach! Aber ich muß heute noch schreiben — Vieles und Wichtiges — an Backhaus. Doch wie? Schreiben? Wie kann das geschrieben werden? Nein, ich muß morgen selbst hinüber und mit ihm sprechen. Ja, das will ich und so soll es sein, so wahr mir Gott helfe! Denn es muß bald abgemacht werden, was ich abmachen will; ich bin eine alte Frau und meine Stunde kann jeden Augenblick schlagen. Aber Gott sei Dank, daß ich noch rüstig bin! Ich kann noch helfen und hier soll und muß geholfen werden. O, o, o, wie sehr hatte der Meier Recht, als er sagte: ich sollte nur sehen! Jetzt erst verstehe ich ihn. Mein Gott, mein Gott, das war ein Tag!"

Plötzlich fuhr sie erschrocken zusammen. „Es kommt aber noch ein Tag," fuhr sie fort, „der wird nicht so angenehm wie dieser, obgleich vielleicht noch viel wichtiger sein. Der erste August! Wenn er nur standhaft bleibt! O er — ja! Aber ich? Wenn ich wüßte, was der alte — der alte Sellhausen in seinem Testament geschrieben, ich wollte meinen halben Gar-

ten dafür geben — und das ist Viel! Doch ruhig, ruhig, Grete, er wird ja kein Dummkopf gewesen sein! — Fast denke ich mir, was er gesagt hat! Der Alte war immer schlau, wie andere Menschenkinder. Aber dann — nun ja, zuerst kommt Er — und es giebt einen harten Schlag — und dann komme Ich — und mein Schlag wird nicht weniger hart sein für Den, den er trifft, denke ich. Hahaha! Jetzt kann ich wieder lachen — die alte Grete lacht — und das hat stets Etwas zu bedeuten gehabt und es muß doch noch nicht so schlimm um sie stehen."

Hierauf kauerte sie sich wieder über die Karte, las sie noch einmal und buchstabirte langsam die Worte:

„Bodo von Sellhausen. Legationsrath a. D."

Da aber war die ausbedungene Stunde vorüber, denn Frau Birkenfeld hatte lange in Nachdenken zugebracht. Sie horchte auf, als habe sie draußen ein Geräusch vernommen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Es waren Boas und Dina, die sich auf dem Hausgange vernehmen ließen, um zu ihrer Herrin zu eilen, und diese schloß jetzt ruhig die Thür auf und ließ die treuen Dienstboten bereitwillig in ihr Zimmer ein.

Ende des zweiten Theils.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.